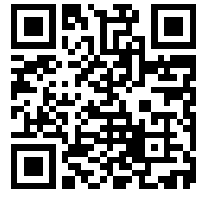
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

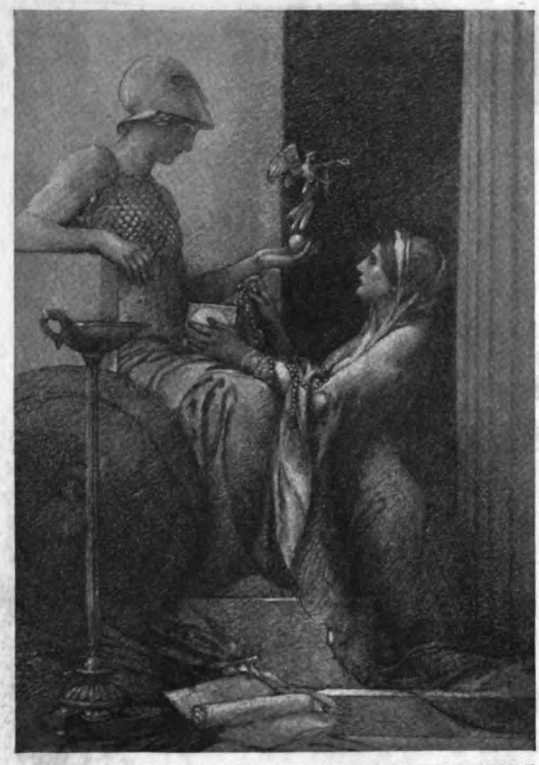
Stanford University Libraries
3 6105 027 581 094

Teutonia.
430.5 Ortner, M.
T352 Zu den nibelungen.
v.17

430.5
T352
v.17

SAL

Digitized by Google



STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Digitized by Google

430.5
T352

Teutonia

Arbeiten zur germanischen Philologie

herausgegeben

von

Dr. phil. Wilhelm Uhl
ao. Professor an der Albertus-Universität
zu Königsberg

17. Heft

Zu den Nibelungen

Beiträge und Materialien

Von

Dr. phil. Max Ortner

und

Theodor Abeling

Leipzig 1920
Leipziger Verlags- und Kommissionsbuchhandlung Baß & Co.
Talstraße 23 I.

Printed in Germany

Digitized by Google

Von der Sammlung „Teutonia“ sind erschienen:

1. Dr. phil. **Walther Gloth,** Königsberg:

Das Spiel von den sieben Farben.

XII, 92 S. gr. 8°. 1902. Preis: M. 2,—.

2. Dr. phil. **Julius von Negelein,** Privatdozent an der Albertus-Universität zu Königsberg:

Das Pferd im arischen Altertum.

XXXVII, 179 S. gr. 8°. 1903. Preis: M. 7,50.

3. Dr. phil. **Ludwig Goldstein,** Königsberg:

Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik.

VIII, 240 S. gr. 8°. 1904. Preis: M. 5,—; geb. M. 6,—.

4. Dr. phil. **Karl Reuschel,** Professor an der Kgl. Sächsischen Technischen Hochschule zu Dresden:

Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit.

Eine litterarhistorische Untersuchung.

Nebst dem Abdruck des Luzerner „Antichrist“ von 1549.

XIII, 356 S. gr. 8°. 1906. Preis M. 12,—.

5. Dr. phil. **Wilhelm Ahl,** Professor an der Albertus-Universität zu Königsberg:

Winiliod.

VII, 427 S. gr. 8°. 1908. Preis: M. 12,—; geb. M. 13,50.

5II (Supplement). Dr. phil. **Wilhelm Ahl,** Professor an der Albertus-Universität zu Königsberg:

Winiliod. Zweiter Teil (Supplement).

Mit einem Portrait und neunzehn Tafeln. Nebst einem Register zu Teil I u. II.

XIV, 155 S. gr. 8°. 1913. Preis: M. 6,—; geb. M. 7,50.

6. Dr. phil. **Karl Marold,** weiland Professor am Kgl. Friedrichskollegium zu Königsberg:

Gottfried von Straßburg, Tristan.

Erster Teil: Text.

Zweite Ausgabe. Mit einem Portrait und zwei Tafeln.

LXVI, 282 S. gr. 8°. 1906. Preis: M. 10,—; geb. M. 11,50.

7. **Theodor Abeling,** Berlin:

Das Nibelungenlied und seine Literatur.

Eine Bibliographie und vier Abhandlungen.

VI, 257 S. gr. 8°. 1907. Preis: M. 8,—.

7II. **Zweiter Teil (Supplement).**

XX, 75 S. gr. 8°. Mit einem Faksimile. 1909. Preis M. 3,—.

Beide Teile zusammen bezogen Preis M. 10,—.

8. Dr. phil. **Joachim Henry Senger,** Professor of German, University of California (Berkeley):

Der bildliche Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists.

V, 67 S. gr. 8°. 1909. Preis: M. 2,—.

Digitized by Google

Digitized by Google

Teutonia

Arbeiten zur germanischen Philologie

herausgegeben

von

Dr. phil. Wilhelm Uhl
ao. Professor an der Albertus-Universität
zu Königsberg

17. Heft

Zu den Nibelungen

Beiträge und Materialien

Von

Dr. phil. Max Ortner

und

Theodor Abeling

Leipzig 1920
Leipziger Verlags- und Kommissionsbuchhandlung Bass & Co.
Talstraße 23 I.

Digitized by Google

Es bleibt mir noch übrig, allen denen meinen Dank abzustatten, die das Zustandekommen der vorliegenden Arbeit gefördert haben. Das ist in erster Linie der Herausgeber, der während meiner nun schon Jahre andauernder Kränklichkeit den Gang der wissenschaftlichen Forschung auch selbst verfolgte und nicht müde wurde, mich auf wichtige Einzelheiten noch besonders hinzuweisen. Herrn Geheimrat Professor Dr. Gustav Roethe in Berlin-Westend, dessen Vorlesungen ich so viel verdanke, bin ich für die Zugänglichmachung der Bibliothek des germanischen Seminars der hiesigen Universität, wodurch mir mancher Gang erspart wurde, verpflichtet. In dankenswerter Weise erteilten bereitwilligst Herr Geheimrat Professor Dr. Paul Schwenke, erster Direktor der Königlichen Bibliothek zu Berlin, die Genehmigung zur Nachbildung und Publikation der beigegebenen beiden Seiten aus dem Ermenrichsliede, und Herr Geheimrat Professor Dr. K. Haebler, Direktor der Handschriftenabteilung, die zur Nachbildung und Publikation der beigegebenen Spalte der Nibelungenhs. K. Der Verwaltung der Seminarbibliothek in Mainz habe ich für die Herleihung und Erlaubnis zur Publikation des Nibelungen-Fragments der Inkunabel F B II Nr. 712, und der Herzoglich Croy'schen General-Verwaltung in Dülmen i. Westf. für die des Dülmer Nibelungen-Fragmentes besonders zu danken. Nicht übergehen darf ich endlich die Offizin von Julius Abel in Greifswald, die den zum Teil recht schwierigen Satz, der im November 1916 begann und im Juni 1919 beendet wurde, musterhaft ausführte. Ebenso musterhaft sind die beiden Lichtdrucktafeln in der Hof-Kunstanstalt von Albert Frisch in Berlin W., und die Cliche's für die Nachbildungen aus dem Ermenrichliede auf Seite 35 und 36, deren photographische Vorlagen die Königliche Bibliothek in Berlin lieferte, von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstr. 8, hergestellt worden.

Und nun möge das Buch seinen Weg gehen, so weit der Weg frei ist. Das ist seit dem Tage der 119. Wiederkehr des 18. Brumaire, seit dem 9. November 1918, in Deutschland keine Selbstverständlichkeit mehr. Denn seit dem Tage herrscht hier, täuschen wir uns darüber nicht, der rote Terror, und seine Tigersprünge sind noch nicht abzusehen.

O Weimar! Dir fiel ein besonder Los!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß,
Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.

Berlin, Pfingsten 1919.

Theodor Abeling.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Erster Teil: Der Dichter des Nibelungenliedes Von Dr. Max Ortner	1—30
Zweiter Teil: Sage und Handschrift. Von Theodor Abeling	31—203
I. Die Vorgeschichte der deutschen Heldensage	37
II. Das Dülmer Bruchstück (Hs. K)	58
III. Zu Handschrift O	62
IV. Zu Handschrift U	62
V. Das Trienter Bruchstück (Hs. Y)	63
VI. Ein neues Bruchstück der Handschrift L	65
VII. Tabellarische Uebersicht des Strophenbestandes der Texte A, B, C, J nach der Ausgabe des Nibelungenliedes von Karl Bartsch	67
VIII. Der Stammbaum der Nibelungenhandschriften	80
Exkurs. 1. Der Titel des Liedes S. 161. — 2. Der Schluß des Liedes S. 162.	
IX. Zu den Handschriften S und W	165
X. Die Klage nach der Handschrift h	167
Einleitung	167
Text	170
XI. Bibliographie	181
Autorenregister S. 196. — Zeitschriftenregister S. 198.	
Noten zur Vorgeschichte der deutschen Heldensage	199
Zu den Beigaben	203
Berichtigungen und Nachträge	204

Beigaben.

Karte der Umgegend von Linz und Traun	15
Der Titel des Ermenrichliedes (Faksimile)	35
Der Schluß des Ermenrichliedes (Faksimile)	36
Nibelungen-Bruchstück L (Lichtdrucktafel)	nach 66
Nibelungen-Handschrift K. — Das Dülmer Nibelungenbruchstück (Lichtdrucktafel)	am Schluß.

Digitized by Google

Erſter Teil

Der Dichter des Nibelungenliedes

Von

Dr. Max Ortner
kk. Regierungsrat, Direktor der
Studienbibliothek in Klagenfurt

Mit einem Kärtchen

Digitized by Google

Das Kärtchen auf Seite 15 verdankt der Verfasser der Güte des Herrn Landesoberingenieurs Hans Herold in Klagenfurt.

367776

Digitized by Google

„Der Kopf faßt kein Kunstwerk als nur in Gesellschaft mit dem Herzen".

Goethe an Schiller 19. 11. 1796.

„Solange der Reiz für gelehrte Tüftelei vorhält, pflegt der gesunde Menschenverstand zur Seite zu stehen; aber jener Reiz wird schwinden und der gesunde Menschenverstand wird wieder in seine Rechte eintreten."

Lit. Centralbl. 1887, Sp. 1700.

Der Verfasser des 1887 in Wien bei Karl Konegen erschienenen Buches „Reimar der Alte. Die Nibelungen. Österreichs Antheil an der Deutschen Nationallitteratur" (VIII, 356 Seiten) übergibt hiermit nach fast 30jähriger Pause, während welcher die deutsche Germanistenschaft Zeit hatte, sich von der Lachmannschen Zwanzig-Lieder-Theorie, einer dem gesunden Menschenverstande a priori widersprechenden, wie ein Alpdruck auf der Forschung lastenden Theorie, zu erholen und sich — auch tatsächlich gründlich erholt hat, diese kleine Schrift der Öffentlichkeit, worin nach den uns heute zur Verfügung stehenden Quellen der Nachweis erbracht ist, wer der Dichter des großen deutschen Volksepos, des Nibelungenliedes, war.

Er will aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, seiner Rezensenten von damals, die sich wenigstens die Mühe genommen haben, das Neue und Brauchbare seines Jugendwerkes herauszuheben und ihren Lesern mitzuteilen, dankbar zu gedenken; nicht minder aber diejenigen, die sich redlich bemüht haben, es nicht zu verstehen, es von ihren feststehenden Schulmeinungen aus zu verschimpfen oder totzuschweigen, so vor Allen Herrn Professor Steinmeyer in Erlangen (Anzeiger f. d. Altert. 14, 121 ff.), ohne viele Wortvergeudung, aber zu bleibendem Gedächtnisse, hier anzumerken.

Digitized by Google

Meine neuen Rezensenten aber seien freundlichst gebeten, sich mit ihren Aburteilungen nicht allzusehr zu beeilen. Ich bin meiner Sache sicher; wer mich ernstlich widerlegen will, der wird den Beweis zu erbringen haben, daß die Sache *nicht* so sein *kann*, wie ich sie darstelle; der wird die von mir vorgebrachten Tatsachen und Aufstellungen *besser* und *plausibler* zu erklären genötigt sein, als ich sie erkläre.

Wem kombinierende Phantasie und Intuition, wofern sie nur den überlieferten Tatsachen keine Gewalt antun, auch in der Literaturgeschichte für nichts gelten, für den ist meine Abhandlung *nicht* geschrieben. Auch wer *mathematische* Beweise verlangt, der wird in der Literaturgeschichte, wie in aller Geschichte, nicht weit kommen. Wer historische Überlieferungen, die in sein kritisches Schema nicht hineinpassen, einfach hinauskritisiert, sie als mythisch oder dergleichen zur Seite schiebt, *ohne* sie zu erklären, der hat eben damit den Boden der Wirklichkeit schon verlassen. Grammatik, Metrik, Stilistik und Literaturgeschichte sind zwei gar verschiedene Dinge. Kritik und Hyperkritik auch.

— — —

Digitized by Google

I.

Daß unser Nibelungenlied, wie ähnlich jedes Volksepos, nicht durch bloßes zufälliges, ahnungsloses Aneinanderschreiben einer Anzahl fertiger Einzellieder entstanden sei, daß vielmehr auch hier, wie zu jedem bedeutenden Dichtwerk, ein genialer, inspirierter Schöpfer als Träger der dem geschriebenen Werke voraufliegenden Idee und Konzeption, wie dann auch als technischer Vollender der Dichtung selbst, notwendig anzunehmen sei, ist heute so anerkannt, daß nicht mehr viele Worte darüber zu verlieren sind.

Was Männer wie Goethe, Schiller, Uhland, die beiden Schlegel, Grillparzer, Geibel, Scheffel, alle selbst Dichter, also in Sachen der Dichtkunst die eigentlichen Fachmänner, von jeher entschieden betont haben, hat ebenso neuestens H. St. Chamberlain in seinen geistvollen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (I, S. 63) mit kräftigen Worten ausgesprochen, die zu wiederholen ich mir hier ersparen kann, weil sie durch das Werk bekannt genug geworden sind.

Es ist unmöglich, durch ein Verfahren in der Art der Lachmann-Müllenhoff-Scherer aus dem überlieferten Texte des Nibelungenliedes die um 1200 noch gesungenen Volkslieder herauszuschneiden, und zwar einmal aus Gründen der Poetik, wie ihnen schon Schiller in seinem Briefe an Goethe vom 27. März 1801 treffend und sachverständig genug Ausdruck gegeben hat: „Vor einigen Tagen," heißt es hier, „habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung seiner Transscendentalphilosophie, daß in der Natur von dem Bewußtlosen angefangen werde, um es zum Bewußtsein zu erheben, in der Kunst dagegen man vom Bewußtsein ausgehe zum Bewußtlosen. Ihm ist zwar hier nur um den Gegensatz zwischen dem Natur- und dem Kunstprodukt zu thun und insofern hat er Recht. Ich fürchte aber, daß diese Herren Idealisten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur soweit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die

Digitized by Google

Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mitteilen zu können, das heißt, es in ein Objekt zu übertragen . . ." — Das wäre also das Werk des künstlerischen Genies, das man auf Lachmann'scher Seite allerdings nicht begriffen, sondern einfach unter den Händen in Nichts hat zerrinnen lassen. Von diesem epischen Genie hat Bauernfeld einmal gesagt (N. Fr. Pr. 15. 6. 93): „Es war nicht der Wille Homers, die Iliade zu schreiben, er mußte es tun." Man halte dazu den Buchbinder, dem wir nach Scherer die Nibelungen zu verdanken hätten!

Aber auch Gründe der Kulturgeschichte, für viele unserer Germanisten allerdings auch ein Buch mit sieben Siegeln, sprechen gegen jenes Verfahren.

Die im deutschen Volke im 12. Jahrhundert endigende Periode des Kollektivismus und die eingetretene des Individualismus und Subjektivismus (vgl. darüber J. Kohler in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1, 261 ff.) — subjektive Lyrik, Bildung einzelner führender, von unten her aufsteigender Geister, Reformatoren, Skeptiker, Weltverbesserer, religiöse, politische und soziale Kämpfe und Parteiungen bis zur völligen Preisgabe und Vernichtung der Reichsgewalt und Reichseinheit, Treulosigkeit und Egoismus bis zu schnödestem Eigennutz und unersättlicher Habgier, worüber man u. a. nur etwa Walther nachzulesen braucht — bedeutete mit dem allmählichen Verfall der alten einfachen deutschen Sitten und dem Einströmen eines fremdländischen „höfischen" Kulturideales einen stetigen Niedergang des heimischen volkstümlichen Heldensanges, dem mehr und mehr die höheren Stände sich entfremdeten, so daß die literarische Fixierung schon an sich das Ende der lebendigen Tradition bedeutete und Lachmann'sche „Lieder" ganz und gar nicht Volkslieder der Sage um 1200 sein können. Über die tatsächliche Geringschätzung der nationalen Heldendichtung bei den höfischen Sängern (Veldeke, Wolfram, Konrad, Gottfried), von denen keiner seinen Stoff aus ihr genommen, vergleiche man Wackernagel, Litt.-Gesch. 45, 68. 52. 11. 12; Pfeiffer, Freie Forschung 56; Grimm, Heldensage 380; Lachmann, Kl. Schriften 1, 117; Vogt in Pauls Grundriß 2, 509; Scherer, QF. 7, 65, wo von einer „Verdunkelung der Heldensage in Österreich im 12. Jahrhundert" die Rede ist; Koegel, Lit.-Gesch. I/1, 134. I/2, 191; zu den allg. Fragen der Kulturgeschichte Raumer, Hohenstauffen, 6. Bd. — Auch Gründe einer verständigen höheren Kritik an den Dichtungen selbst endlich, wobei natürlich durchaus subjektive, auf willkürlichen und kleinlichen, poesiefremden Voraussetzungen oder modernen Geschmacksurteilen, auf petitiones principii beruhende Gründe nicht gestatten, „Ächtes" von „Unächtem" in Lachmann'scher Manier zu scheiden, sprechen gegen diese.

Digitized by Google

Was allein dem gesunden Menschenverstande, der Poetik, der Kulturgeschichte, einer halbwegs kongenialen, psychologischen Betrachtungsweise entspricht, nämlich die Erkenntnis, daß Volksepen wie das Nibelungenlied nicht durch bloßes mechanisches Zusammenschreiben fertiger Einzellieder (die niemals „Lieder" gewesen sind), sondern nur durch organische Umarbeitung solcher entstanden sind, das haben Dutzende von Gelehrten zu verschiedenen Zeiten immer wieder ausgesprochen, ohne freilich dafür von seiten unserer „kritischen Feldmäuse" Beachtung zu finden. So z. B. Krohn in der Zeitschrift für Völkerpsychologie 1888, S. 68: „Die Dichter der griechischen Epen und des Nibelungenliedes haben das Volkslied sichtlich durch und durch umgeschmolzen und in eine der Kunstpoesie gemäße viel einheitlichere Form umgegossen. Beim Nibelungenlied, wenn man es mit den entsprechenden Liedern der Edda vergleicht, ist zugleich die Einfachheit und Naivität des Volksliedes völlig verloren gegangen und hat einer ganz anderen Sphären angehörenden, oft affektierten und unsäglich breiten Stilart Platz gemacht. Nur das Großartige der zu grunde liegenden Handlung und der Charaktere ist geblieben. Ohne Zweifel hing das auch mit der Anwendung eines neuen, die Breite sehr begünstigenden Versmaßes zusammen."

Dasselbe hat H. F. Müller im Anzeiger zum Philologus 1887, 106f. ausgesprochen: „Ich kann mir denken, daß ein Dichter, der eine Heldensage vorfindet, die epischen Lieder, welche von den Helden sangen, zu einem Neubau benutzt; unter seinen schöpferischen Händen nehmen die vorhandenen Stücke eine neue Form an, sie werden umgeschaffen zu einem neuen Werke, und wenn dieses vollendet dasteht, verschwinden sie und sind nicht mehr auszusondern. Gelänge es wirklich, einige Lieder aus der Ilias auszulösen, so wären dies doch die alten Heldenlieder nicht; denn diese gibt es eben nicht mehr."

Auch auf das prächtige Buch Comparetti's über den Kalewala (1891) sei verwiesen, usw.

Dieses Verhältnis des Nibelungendichters zu seinen Quellen ergibt auch schon ein einziger flüchtiger Blick auf die erste Strophe des Epos:

Uns ist in alten mæren wunders vil geseit ...

(Die alten mæren = veterum narrationes bei Crecelius, Zeugnisse der Heldensage, Germ. 11, 310.)

„Alte mæren" also sind die Voraussetzungen, die Quellen des Nibelungenliedes gewesen, nicht „Lieder, schon für den Zusammenhang gedichtet", nicht „drei oder fünf größere Epen", oder wie diese modernen gelehrten Erfindungen sonst heißen mögen. Wem da der Unterschied noch nicht klar ist, dem kann

Digitized by Google

ich allerdings nicht helfen. Ich habe dasselbe, unabhängig von allen diesen mir damals unbekannten Gewährsmännern, in meinem Jugendwerke gezeigt; gezeigt, daß hinter den Aventüren des Nibelungenliedes die noch deutlich durchschimmernden Reste jener alten mæren stecken, die als genialer Redaktor der Nibelungendichter zu seinem neuen Epos höfischen Gewandes erhoben hat (S. 238ff.).

Heute sind allgemach, wie etwa auch beim Homer oder Beowulf oder beim Mahabharata[1]), unsere führenden kritischen Germanisten darauf gekommen — mit kleineren Unterschieden und Entgleisungen im Einzelnen —, daß der Nibelungendichter Lieder fahrender Sänger mindester Sorte benutzt habe, die im Ton auf Sprache und Geschmack des gemeinen Volkes herabgestimmt waren; daß sich in manchen Stellen dieser Ton der Vorlagen durchschimmernd erhalten hat; daß diese Lieder aber nicht mehr wiederherzustellen, sondern vollends verloren sind (Zwierzina, Zeitschrift f. d. Altert. 44, 47); daß sich so die Widersprüche und Unebenheiten erklären lassen, indem der Dichter die alten Romanzen nur mangelhaft verarbeitet hat (Kettner, Zeitschrift f. d. Phil. 36, 351 und „Die österreichische Nibelungendichtung", Berlin 1897); daß sich nur so auch die Übereinstimmungen sowohl, als andererseits die Verschiedenheiten zwischen Nibelungen und Thidrekssaga erklären lassen. Man nehme hierzu auch die langen Ausführungen von Droege, „Zur Geschichte des Nibelungenliedes" und „Die Vorstufen unseres Nibelungenliedes", Zeitschrift f. d. Altert. 48, 471ff. 51, 177 und „Nibelungenlied und Waltharius", ebenda 52, 193ff.

Daß die Thidrekssaga nicht etwa unser fertiges Nibelungenlied, sondern eben auch niederdeutsche Volkslieder der Sage als seine Quellen benutzte, hat ja bekanntlich schon 1877 Raßmann in seinem tüchtigen Buche „Die Niflungasaga und das Nibelungenlied" erwiesen; ebenso wie es feststeht, daß durch Volkssänger die deutsche Heldensage auch nach Ungarn gebracht wurde.

Klar ist, und von allen Unvoreingenommenen längst schon ausgesprochen, daß diese schlichten, dem Dichter aus seiner Heimat nur mündlich bekannten, nicht schon schriftlich vorliegenden Bänkelgesänge nicht etwa schon in der Nibelungenstrophe gesungen sein können, sondern in einer roheren Spielmannsstrophe oder in den alten einfachen Reimpaaren. Zur

[1]) Zum Mahabharata vgl. Dahlmann, „Das Mahabharata als Epos und Rechtsbuch". Berlin 1895, als dessen Hauptergebnis der Verfasser erkennt, „daß das Mahabharata im Wesentlichen so, wie es uns vorliegt, das Werk eines einzelnen Dichters sei, daß ein Mann von großer Gestaltungskraft das massenhafte Quellenmaterial in das Epos verarbeitet habe".

Digitized by Google

Frage vergleiche man insbesondere auch die gescheiten Ausführungen Anton E. Schönbach's, „Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung" (Graz 1897, S. 32—56), von denen es mich wenigstens nur wundern muß, daß solche Anschauungen den Umweg über die Lachmann'sche Theorie und solange brauchten, um sich in unserer Germanistik durchzusetzen.

Also einen wirklichen Dichter hat das Nibelungenlied gehabt, genau so wie Ilias und Odyssee und die Gudrun, und es ist Pflicht und Recht, ihn in der Geschichte zu suchen, wie ihn Franz Pfeiffer 1862 in seinem bekannten schönen Wiener Akademie-Vortrage („Der Dichter des Nibelungenliedes"; Freie Forschung, 1 ff.) gesucht hat, ohne uns freilich damit heute in Allem Genüge tun zu können.

Ähnlich wie seinerzeit Uhland (Schriften 1, 432 ff.), fragt heute einer der hartgesottensten Lachmannianer, der verstorbene Straßburger Germanist Ernst Martin (Anzeiger f. d. Altert. 24, 280), freilich mit anderer Tendenz: „Ist es wahrscheinlich, daß ein so hervorragender Dichter völlig unbekannt geblieben ist? Daß er nirgends, da doch alle höfischen Dichter ihre persönlichen Verhältnisse berühren, auch nur die geringste Andeutung über seine Person hat geben wollen?"

Sollte Herr Professor Martin wirklich Pfeiffer's Vortrag nie zu lesen sich herbeigelassen haben? Denn daß er mein Buch seiner Lektüre und Betrachtung nicht gewürdigt hat, scheint so ziemlich sicher und nach der famosen Steinmeyer'schen Rezension auch nicht gerade ein Wunder[1]).

[1]) Über diese Anonymität des Volksepos hat u. A. Comparetti genügendes Licht gebreitet. Nachdem er aaO. das nationale Epos als die letzte Phase der epischen Entwicklung dargestellt, welche sich organisch — nicht etwa auf dem Wege des mechanischen Zusammenleimens — aus der vorhergehenden herausgebildet hat, mit neuen Formen und neuem Stile, fährt er fort:

„Wer jetzt schafft, dessen Werk ist persönlich, freilich nicht unabhängig von den früheren Produktionen, mit denen es im Gegentheile eng verbunden ist, aber nichtsdestoweniger poetisch und schöpferisch in seiner Synthesis, nicht mechanisch und untätig. Wer die große Composition erdenkt, ist Dichter. Das epische Lied schafft er um, gestaltet es frei, ohne daß ihn etwas abhielte, eigenes hinzuzufügen, ohne daß er sich verpflichtet fühlte, eine bloße Mosaikarbeit zu leisten. Jedes Poem, ohne Ausnahme, ob anonym oder nicht, ist ein individuelles Werk, ist ein Werk der Kunst. Die Anonymität darf uns darüber nicht täuschen; nach den Namen der Urheber von Werken, welche volkstümlich und traditionell geworden sind, wird von den Gelehrten geforscht, für welche dieselben Wert und Bedeutung haben können; die Menge kümmert sich darum nicht. Wird der Name auch in der Erinnerung festgehalten, um in irgendeiner Gestalt verkörpert zu werden, so umspinnt ihn die Volkstradition mit ihren Legenden." (Man vergleiche auch mein Buch, S. 181 f).

Ich bitte, diese Sätze für das folgende festzuhalten.

Digitized by Google

Nun ist aber, wie im folgenden gezeigt werden wird, ja wie ich doch schon auch in meinem Buche gezeigt zu haben glaube, der hervorragende Dichter des Nibelungenliedes in der Tat durchaus nicht völlig unbekannt geblieben; er hat von sich in einer ebenso sinnigen wie deutlichen Weise gesprochen — daß es die Germanisten des 19. Jahrhunderts nicht verstanden haben, ist nicht seine Schuld. Und die literarische Tradition des 13. Jahrhunderts hat seine Gestalt in einer Weise erhalten, daß nur diejenigen das nicht wahrnehmen konnten, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen oder sehen durften, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihrer Theorie zuliebe einen Nibelungendichter überhaupt nicht sehen oder brauchen konnten.

Er hat das in jener bis zum Überdruß erörterten „Kürnberg"-Strophe der Heidelberger (früher Pariser) Liederhandschrift (MF 8, 1) getan, aus der jeder Unvoreingenommene nur die bewußte Absicht eines bedeutenden adeligen Dichters herauslesen kann, sich selbst und seinem Werke ein Denkmal zu setzen, genau so eine Art Selbstzitat anzubringen, wie das in irgendeiner, nur weniger diskreten, unmittelbareren Form fast alle mittelhochdeutschen Dichter neben und nach ihm getan haben, der Pfaffe Lambrecht, Heinrich von Veldeke, Hartmann, Spervogel, Rugge, Walther, Neidhart, Wernher der Gärtner, Hermann der Damen; in Akrostichen Herbort von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt, Gottfried von Straßburg, Rudolf von Ems, Heinrich und Ulrich v. d. Türlin, Johannes Rothe u. a. Die umfängliche Literatur darüber brauche ich hier wohl nicht namhaft zu machen; ich verweise daraus nur auf Wallner, Prager deutsche Studien, 8, 290, Garthaus, Germ. 28, 216.

Ich stuont mir nehten spâte an einer zinnen;
Dô hôrte ich einen ritter vil wol singen
In Kürenberges wîse al ûz der menigîn:
er muoz mir diu lant rûmen ald ich geniete mich sîn.

Es ist unglaublich viel über diese Strophe hin- und hergeschrieben worden. Umsomehr kann ich mich kurz fassen. Aus den Versen folgt nichts anderes, als daß hier ein hochgebildeter adeliger Dichtersänger der besten mittelhochdeutschen Zeit, der Verfasser dieser und der übrigen „Kürnberg"-Strophen, mit unverkennbarer literarischer Prätention von sich als dem Erfinder der Kürenberges wîse gesprochen hat. Dies gewiß nicht, um mit einer solchen Angabe bloß einen leeren Vers zu füllen, sondern um der Mit- und Nachwelt von sich etwas Bedeutendes zu sagen. Wer das in dieser Form tun durfte, hat die Weise (= modus der altdeutschen Zeit) als sein literarisch-musikalisches Eigentum gekennzeichnet — für die Zeit-

Digitized by Google

genossen offenbar verständlich genug — und hat das in dieser seiner „Weise" gesungene bedeutende Dichtwerk damit als seine Schöpfung bezeichnet.

Nicht bloß deswegen, weil die Kürenberges wise, die Form auch dieser lyrischen und der Antwortstrophe, die Nibelungenstrophe ist, was noch kein Unvoreingenommener bezweifelt hat, sondern auch deswegen, weil unter dem, was dieser Ritter aus einer Menge von Leuten heraus in dieser seiner Weise gesungen haben will, kein Liebesständchen gemeint sein kann, weil man ein Liebesständchen nicht al ûz der menigîn singt, und weil der Sänger selbst bezeugt, daß er von der ihn liebenden Dame nichts wissen will, bedarf es keines besonderen Geistesschwunges, um das in dieser „Weise" Gesungene als das Nibelungenlied, in der Strophe also das Selbstzitat des Nibelungendichters zu erkennen.

Ich habe eben dasselbe schon in meinem Buche S. 159ff. ausgeführt, und ich muß mich wundern, heute, wie ich mich damals wunderte, daß noch kein Anderer auf diese einzig mögliche Auffassung der Stelle geraten ist (doch vergleiche man Pfeiffer aaO. S. 18, Germ. 13, 242 und Vogt, Zeitschrift f. d. Philol. 25, 405ff.).

Ein jüngerer Berliner Germanist hat sich 1908 in einer fleißigen Würzburger Dissertation die Mühe gegeben, die Kürnbergliteratur einer kritischen Würdigung zu unterziehen (Bretschneider, Die Kürnbergliteratur. Eine kritische Musterung. Crossen 1908), die im ganzen gegenüber den endlosen Entgleisungen unserer kritischen Germanisten einen verständigen Standpunkt einnimmt und zu verständigen Ergebnissen gelangt. Die Kürnbergstrophen, keine Volkslieder, rühren von einem Dichter, einem Österreicher, her (Bretschneider setzt ihn allerdings ganz irrig um die Mitte des 12. Jahrhunderts an); die Kürenberges wise ist die Nibelungenstrophe und der Dichter „Kürenberg" (so wird er kaum geheißen haben, denn das ist zunächst ein Orts-, aber kein Personenname!) ist der Verfasser dieser Strophen und der Erfinder dieser wise (Bretschneider trennt hier merkwürdigerweise Strophenform und Melodie, die als wise zusammengehören), er ist auch der MF 8, 7 genannte (von wem genannte?) nächtliche Sänger — aber er ist nicht der Dichter des Nibelungenliedes, der Theorie Pfeiffer's sei längst der Boden entzogen worden (S. 59).

Demgegenüber berufe ich mich hier nicht so sehr auf Urteile von Männern wie Koegel, Gesch. der deutschen Litt. I/1, S. 63: „Steht doch auch die älteste österreichische Lyrik des Kürenbergers und Dietmars von Aist nach Form und Inhalt in so engem Bezuge zum Epos, daß man ihre Herausbildung aus demselben fast mit Händen greifen kann. Die meisten

Digitized by Google

Kürnbergstrophen sehen aus wie aus einer epischen Erzählung herausgeschnitten," sondern — gegen Vollmöller, Scherer, Steinmeyer u. a. — frage ich, hoffentlich einmal verständlich genug: was kann der adelige Dichter von MF 8, 1 mit der von ihm besonders betonten Erwähnung der Erfindung der Kürenberges wise in einem lyrischen Liedchen allein gewollt, was damit bezweckt haben?

Wieder redet Bretschneider von dem angeblichen „Verbote" einer Strophenentlehnung im 12. Jahrhundert, von dem öfter vorkommenden Bilde des Falken (S. 59), von den vollgültigen Gegenbeweisen Vollmöllers gegen Pfeiffer usw. herum, tut meine Auffassung, das in Kürenberges wise von dem Kürenberger nächtlicherweile Gesungene sei nichts anderes als ein Stück des Nibelungenliedes, ganz obenhin ab, ohne näher darauf einzugehen, ohne die Verse daraufhin doch noch einmal vorurteilslos und gründlich anzusehen — bemüht sich also weiter nicht, meine oben und auch in meinem Buche (S. 159ff.) schon gestellte Frage zu beantworten: wer allein kann in einem lyrischen Gedichtchen wie MF 8, 1 mit bewußter Absicht, mit besonderem ictus, von der Erfindung der Kürenberges wise gesprochen haben? Und zu welchem Zwecke allein kann ein Dichter so gesprochen haben?

II.

Wer ist nun aber der Dichter, dessen Namen die Heidelberger Handschrift, aus jenem Verse folgernd, und zwar nach Lage der Sache ganz mit Recht folgernd, als den von Kürenberg bezeichnet hat.

Indem Pfeiffer aaO. — nur vermutungsweise — auf einen urkundlichen Magenes von Kürnberg (Germ. 2, 492, Freie Forschung 29) geraten hat, der, kaum auch ein Österreicher, viel zu früh, 1120—40, und nur als niederer Gemeinfreier erscheint, indem er ferner doch als Vertreter einer starren Einheitstheorie den Ansprüchen der höheren Epenkritik in keiner Weise Rechnung trug[1]), hat er seiner Position nicht die gehörige Stütze zu geben vermocht. Er hat auch Anderes nicht in Betracht gezogen, was in der Verfasserfrage des Nibelungenliedes schon vor ihm von berufenen Männern in Betracht gezogen worden ist. Heute läßt sich das alles in wohlbegründeter Weise in ein gemeinsames Bett leiten und so die Frage nach

[1]) Doch spricht auch Pfeiffer schon aaO. 22f. von einer nach 1190 geschehenen „Umarbeitung einer älteren Vorlage".

Digitized by Google

dem wahren Nibelungendichter in vollkommen einwandfreier Weise erledigen.

In neuerer Zeit hat sich Julius Strnadt in seinem Schriftchen „Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus", Linz 1889 — man beachte die Schreibungen auf dem Titel! — gegen Pfeiffer (und mich) gewandt. Seine Arbeit, die es bei deutlichen Widersprüchen und Unrichtigkeiten geflissentlich darauf abgesehen zu haben schien, den Kürnberger und das Nibelungenlied unter allen Umständen auseinander- und beide nebst Dietmar von Aist aus Oberösterreich hinauszubringen, bemühte sich, manches zu widerlegen, worauf es gar nicht ankam, oder was niemand behauptet hat, anderes beweislos zu wiederholen (vgl. Vogt, Zeitschrift f. d. Phil. 23, 361). Für die Zeit, die hier allein in Betracht kommen kann, die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, hat er jedoch, wie z. T. schon Riezler, „Forschungen zur deutschen Geschichte" 18, 547, auch Wöber, „Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied", Meran 1885, S. 10, und derselbe, „Die Skiren und die Deutsche Heldensage", Wien 1890, S. 117, den Nachweis erbracht, daß sich Ernst II. von Traun, Ministerial des Herzogs Leopold VI. von Österreich und des Herzogs Ottokar von Steiermark, 1206—1214 von Kürnberg nannte und daher dieses Schloß besessen haben muß (S. 16), und daß sein Bruder Heinrich von Traun als Ministerial des Herzogs Leopold 1196—1228 urkundlich erscheint.

Ich setze aus Strnadt S. 52 Anm. den Stammbaum der Trauner, soweit er für uns in Betracht kommt, hierher.

Bernhard I de Truna
nob. vir, ca. 1120—40.

Wernhard II.	Ernst I.
nob. vir 1154—80.	nob. vir 1161—63.
Heinrich,	**Ernst II.**
Ministerial des Herz. Leopold, 1196—1228.	Ministerial des Herz. Ottokar von Steier und Herz. Leopold von Österreich, 1190—1215, **zu Kürnberg** 1206—14.

Nun ist noch von Niemandem bestritten worden, daß der Dichter des Nibelungenliedes ein auf der Höhe der zeitgenössischen ritterlichen Bildung stehender Mann, ein Mann freien adeligen Standes, ein Mann ferner gewesen sein muß, der sich in den österreichischen Donaugauen von Passau abwärts besonders gut auskannte und dem auch die aufblühende Babenberger Residenz Wien am Herzen lag.

Alle notwendigen Voraussetzungen für unsere Annahme finden wir nirgends besser erfüllt, als bei einem dieser Herren

Digitized by Google

von Traun-Kürnberg, den Ministerialen des Herzogs Leopolds VI. zu Österreich (1198—1230), des bekannten Gönners der bodenständigen Kunst in Wien. Er war aus einem mächtigen oberösterreichischen Geschlecht, dem von altersher auch der Kürnberg bei Linz zu eigen war.

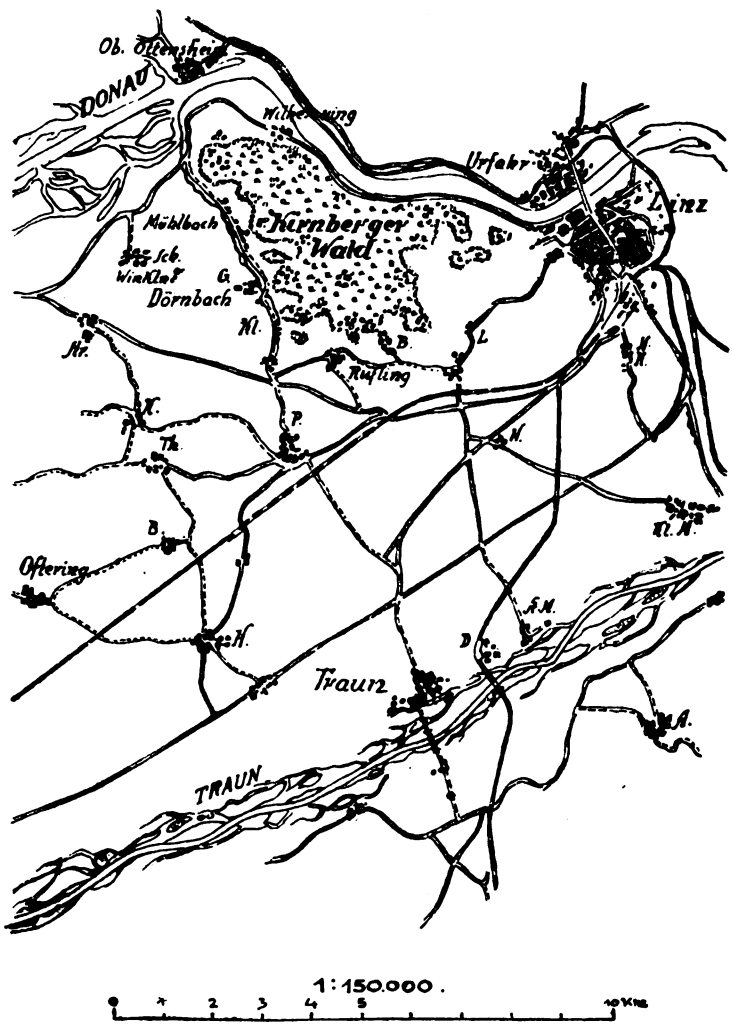
Nun hat sich aber die literarische Tradition dieses Mannes meiner und anderer Überzeugung nach im Wartburgkriege erhalten, wo bekanntlich ein Heinrich von Ofterdingen — das Traun und Kürnberg so nahe Ostering bei Linz (siehe das nebenstehende Kärtchen) war ebenfalls Besitz der Trauner und sie nannten sich unter Umständen auch davon; vgl. Hurch, Zur Kritik des Kürnbergers, Linz 1889 — als Herold eben dieses Herzogs Leopold von Österreich seinen österreichischen Standpunkt gegen die Fahnenträger des Thüringer Hofes, Wolfram, Walther, [Reimar, Biterolf] verteidigt.

Selbstverständlich glaube ich nicht, — und die wenigsten werden es bisher geglaubt haben — daß das Fürstenlob des Wartburgkrieges das Protokoll eines Sängerwettstreites, der 1207 oder 1208 auf der Wartburg stattgefunden habe, oder ein wirklich aufgeführtes Hofschauspiel sei; dazu ist diese spätere philiströse Dichtung, in der die Blütezeit der höfischen Kunst wie in einem fernen Morgenglanze erscheint, als solche viel zu schlecht, und sie ist wahrscheinlich in der überlieferten Form eine allmählich, etwa von 1235—1263 entstandene, sich an einen älteren Kern anschließende Kompilation, in die spätere Fürsten und Sänger (der Henneberger, Reimar von Zweter) nachträglich hineingebracht worden sind.

Aber kann jemand heute noch glauben, daß die im Wartburgkriege enthaltenen, historisch im Wesentlichen richtigen Voraussetzungen dieses Sängerwettstreites rein erfunden seien? Kann jemand ernstlich glauben, daß der Heinrich von Ofterdingen des Wartburgkrieges, der mit Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, also mit zwei leibhaftigen großen Dichtergestalten der Zeit, die 1203—07 wirklich auf der Wartburg gewesen sind, um die Wette singt, frei erfunden sei? Kann jemand glauben, daß sowohl Schreiber als Leser der Jenaer und der Heidelberger Liederhandschrift (Pfaff, Die große Heidelberger Liederhandschrift I, 1909, S. 711) beim Namen von Ofterdingen nicht an einen wirklichen Sänger, sondern nur an eine fingierte Gestalt, an ein literarisches Gespenst gedacht haben?

Was würden wir heute sagen, wenn jemand etwa im Jahre 1860 oder 1870 als Rivalen Goethes und Schillers am Weimarer Hofe einen frei erfundenen österreichischen Dichter, nennen wir ihn z. B. Michael Zipfelhuber, mit jenen zusammengespannt hätte, oder wenn jemand den August von Kotzebue,

Digitized by Google



(Siehe auch die Bemerkungen auf Seite 30.)

Digitized by Google

den wirklichen Rivalen unserer Klassiker, wofern wir sonst von ihm nichts wüßten oder erhalten hätten, als eine „mythische" Figur, die nie gelebt habe, hinstellen würde?

Heinrich von Traun-Ofterin-Kürnberg war freiherr, ein Glied des höheren österreichischen Adels, wie das A. Schulte, Zeitschrift f. d. Altert. 39, 187 f. auch für den „Kürnberger" festgestellt hat, und wenn dieser Heinrich von Traun-Kürnberg-Ofterin endgültig als Dichter, und zwar der bedeutendsten einer, in die deutsch-österreichische Literaturgeschichte eingesetzt ist, so wäre die von Schulte aaO. S. 235 hervorgehobene auffallende Erscheinung behoben, daß gerade der Wiener Babenbergerhof bisher keinen größeren Ependichter aufzuweisen hatte, wie ihn die anderen sängerfreundlichen Fürstenhöfe der Zeit nachweislich besaßen.

Daß Sängerwettstreite an sich historisch gewesen sind, daß es Rivalitäten der Sänger im allgemeinen, Wettgesänge über bestimmte kulturhistorisch bedeutsame Themen, vor allem über die milte einzelner Fürsten im besonderen, daß es auch Rivalitäten der Höfe selbst, auch der deutschen Stämme und Länder gab, wie sie jene Sänger vertraten, ist bekannt genug und oft betont worden; man vgl. etwa darüber Pfeiffer, Germ. 1, 482 Anm.; Koberstein, Lit.-Gesch. § 78. 81; Wackernagel, Lit.-Gesch. § 83; Vogt, Lit.-Gesch. S. 92; Becker, Germ. 28, 295; Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes, Breslau 1896, S. 18, 69, 84.

Insbesondere hat schon von der Hagen, MS 4, 139, 755, und haben nach ihm andere betont, daß sich der natürliche wie historische Gegensatz zwischen der nationalen österreichischen Heldendichtung und der unnationalen romantisch-höfischen, besonders in Thüringen geförderten Modedichtung im Wartburgkriege ausspreche, wo sich der Sieg wie in der Geschichte auf die Seite der zweiten Gattung gestellt habe. Ich setze eine Stelle aus Koberstein „Über das Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburgkriege", Naumburg 1823, hierher, wo S. 25 ff. die Lebensumstände der im Wartburgkriege erscheinenden Persönlichkeiten untersucht, die Gegnerschaft Wolframs zum Nibelungenliede festgestellt und dann S. 62 fortgefahren wird:

„Aus diesen Stellen könnte man schon schließen, daß sich Heinrich von Ofterdingen, von dem wir sonst so wenig wissen, hauptsächlich den deutschen Sagen hingegeben, sie mit besonderer Vorliebe bearbeitet habe, und daß, wie Wolfram von Eschenbach im Mittelalter gewissermaßen als Repräsentant der Dichter der wälschen Sagenkreise, so jener für den Hauptdichter der deutschen gegolten habe. Die Kritik würde sich hier zuviel anmaßen, wollte sie dieses Oppositionsverhältnis zwischen beiden

Digitized by Google

Dichtern für eine bloße Erfindung der später lebenden Poeten angesehen wissen. Wolframs Polemik gegen die deutsche Sage ist außer allem Zweifel und Ofterdingens Ruhm kaum anders zu begreifen, als daß er gerade Verfasser von solchen Gedichten gewesen, in denen es nicht Sitte war, sich zu nennen, welches fast von allen poetischen Werken der deutschen Sagenkreise gilt."

Ich möchte die Frage anschließen, wo denn der Parzivaldichter, da er nicht lesen konnte, das Nibelungenlied anders kennen gelernt haben mag als eben auf der Wartburg, wo nachweislich Parzival Buch I—VII gedichtet ist? Und ferner sei hier gleich auf eine andere feine Beobachtung Thausings (Nibelungenstudien, Wien 1864) aufmerksam gemacht: Die Kürnbergstrophe

> Wîp unde vederspil die werdent lihte zam:
> swer si ze rehte lucket, sô suochent si den man;
> Als warp ein schœne ritter umb eine frouwen guot.
> Als ich dar an gedenke, sô stêt wol hôhe mîn muot

hat Thausing hier richtig auf Bekanntschaft mit heimischer Sage gedeutet, also einen neuen inneren Beweis für die „literarischen Interessen" des „Kürnbergers" beigebracht. Man mag an Siegfried und Kriemhild denken. Daß diese Strophe dabei eine ganz unverkennbare geistige Verwandtschaft mit Nibelungen 805 zeigt, hatte ich in meinem Buche S. 174 hervorgehoben.

Jener Gegensatz zwischen der französierenden Modedichtung und der ererbten bodenständigen in Österreich entspricht aber auch vollständig der Geschichte.

Während (nach Vancsa „Geschichte Ober- und Niederösterreichs" 1, 390) Leopold V. den galanten Formen des französischen Ritterwesens und Minnedienstes anhing, so daß Walther seinen Hof einmal mit König Artus' Hof vergleicht, wehte unter seinem Sohne Leopold VI. eine andere Luft (S. 394). Es kann jetzt von einer Förderung der faden, galanten, französierenden Modedichtung keine Rede mehr sein. In ganz Österreich und Steiermark entstand keine einzige höfische Ependichtung, wenn wir von Heinrich von dem Türlin am Sponheimer Hofe zu St. Veit in Kärnten um 1220 mit seinem „Mantel" und seiner „Krone", dem einzigen epigonenhaften Vertreter dieser Richtung im ganzen deutschen Südosten, absehen. Dafür aber findet das Nibelungenlied und finden andere heimische deutsche Heldensagenstoffe hier ihre Vollendung und Aufzeichnung.

Wir begreifen nun den Gegensatz Walthers von der Vogelweide im „Wartburgkriege" zum schwerentbehrten babenbergischen Hofe und zu Heinrich von Ofterdingen, seinem ersten

Digitized by Google

Dichter. Österreich war deutsch geblieben, während die anderen deutschen Höfe längst romanisiert waren!

So hätte denn doch der seinerzeit von der kritischen Schule, die eben unter allen Umständen keinen Nibelungendichter brauchen konnte, arg mitgenommene Anton Ritter von Spaun in seiner sonst gewiß vielfach dilettantischen Schrift „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied", Linz 1840, im wesentlichen Recht behalten.

Man nehme aber zu diesem Buche noch zwei weitere Aufsätze Spaun's hinzu, einen im Linzer Musealblatte 1842, Nr. 33, und einen in der Wiener Zeitung, 7. und 8. Juni 1842, wo nachgewiesen wird, daß im 12. Jahrhundert in Oberösterreich durch das Aussterben großer Adelsgeschlechter, der alten Träger heimischer Heldensagen, das heroische Zeitalter unwiderruflich abgelaufen sei und daß mit der verschwindenden alten Sittenreinheit, Einfachheit und Kraft vor einer neuen Zeitrichtung die alte Heldendichtung zum gemeinen Volke herabgesunken sei. Gerade diese Zeit sei dann andererseits natürlich diejenige gewesen, die die neuen monumentalen, literarischen Denkmäler der Stoffe erzeugt habe. Hierzu sei aber die Annahme eines letzten bedeutenden Dichters, der den Stoff zur künstlerischen Einheit zusammengefaßt habe, unerläßlich; hingegen sei es ganz undenkbar, daß die Volkssänger selbst das Epos von seinen roheren Anfängen ab so fortgesungen hätten, bis es zu der Vollendung gediehen sei, in der es uns erhalten ist. In Österreich und Baiern habe die alte Heroenzeit durch die fortdauernden Ungarnkämpfe noch länger angedauert als im übrigen Deutschland.

Unsern Heinrich von Ofterdingen hat aber außerdem nicht nur Hermann der Damen (Bartsch Liederdichter Nr. 78, Riesenfeld aaO. S. 14) um 1280 in der bekannten literarischen Stelle als tot neben dem bekannten Marner genannt, nicht nur die späteren Meistersinger haben ihn als ersten der 12 alten Meister gefeiert (MS. 4, 872), sondern auch namhafte ältere Germanisten, wie Jacob Grimm (Altdeutscher Meistergesang S. 76), Simrock, Wartburgkrieg S. 273, Rosenkranz in der Encyklopädie von Ersch und Gruber III, 2, S. 297, sogar Lachmann (Kl. Schriften 1, 317—319) haben an seiner historischen Realität nicht gezweifelt.

Es wäre in der Tat auch ganz unerfindlich, wie der Dichter des Laurin ihn als den Verfasser dieses Gedichtes hätte in Anspruch nehmen können, offenbar um seine Dichtung mit dem Glanze eines großen Namens auszustatten, wenn der Träger dieses Namens nie gelebt hätte, nur eine erfundene Größe gewesen wäre! Genau so haben etwa spätere Meister Wolframs von Eschenbach oder Konrads von Würzburg Namen als Aushängeschild angewendet (Germ. 28, 41) oder haben sich falsche

Digitized by Google

Neidharte nach dem bekannten echten Neidhart benannt (Zs. f. d. Alt. 31, 66) usw. Unser Heinrich von Ofterdingen muß nach Allem ein wirklicher, großer, österreichischer, aber nicht in der Geschmacksrichtung seiner höfischen Zeitgenossen im Reiche dichtender, also eine Sonderstellung einnehmender Sänger gewesen sein, von den Epigonen würdig befunden, mit den größten Sängern seiner Zeit zusammen genannt zu werden. Sonst wäre der Wartburgkrieg ein vollendeter Unsinn; es ist unmöglich anzunehmen, Wolfram von Eschenbach, der tugendhafte Schreiber, Reimar, Walther von der Vogelweide, Herr Biterolf seien historische Namen und als solche verstanden worden, Heinrich von Ofterdingen allein aber nicht.

Und wenn auch nach Riesenfelds schönem Buche „Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur", Berlin 1912, alle Traditionen der Meistersinger und der späteren thüringischen Chronikenschreiber lediglich auf den Wartburgkrieg zurückgehen mögen, so bleibt doch das Zeugnis dieses frühen Gedichtes und das des Damen bestehen, und auch die Klingsorfrage ist damit noch lange nicht erledigt, daß man auch ihn „mythisch" nennt, weil man mit ihm vorläufig nichts Rechtes anzufangen weiß. Indem ich mir vorbehalte, darauf gelegentlich, wenn ich doch wieder einmal in die Nähe einer größeren Bibliothek kommen sollte, zurückzukommen, bemerke ich hier nur, daß Klingsor eine volksetymologische Verdeutschung aus dem Ungarischen ist (Kincsör = Schatzhüter); daß ihn historische Forscher wie Kaltner (Konrad von Marburg S. 96) ganz als historische Persönlichkeit behandelt haben, die 1207 tatsächlich auf der Wartburg war und dabei die Gedanken Hermanns von Thüringen auf ein Heiratsprojekt mit der ungarischen Königstochter lenkte, — offenbar hat der verschwenderische Herr Geld gebraucht — und daß die heutige lokalhistorische Forschung in Siebenbürgen den Namen wiederholt urkundlich nachgewiesen hat[1]). Natürlich sind das Dinge, die man wissen muß, um über solche Sachen urteilen zu können, daher der löblichen Germanistik nichts anderes übrig bleiben wird, als sich gründlicher als bisher mit der einschlägigen Geschichte zu befassen.

Hermann der Damen (Riesenfeld aaO. S. 14) singt:

Reimâr, Walther, Rubîn, Nithart,
dise alle sint in todes vart:
âne swære

[1]) Man vgl. dazu Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürg. Landeskunde 1915, Nr. 3, wo S. 37 eine Urkunde von 1320 erwähnt wird, in der ein Magister Joannes filius Bartholomæi dictus Kynsewr, hospes de villa Spinarum (Tövis) erscheint.

Digitized by Google

gebe got, daz si dort leben!
Der Marner der ist ouch von hin
Unt der von Ofterdingen:
dise alle heten wîsen sin
ûf daz singen;
des ist in prîs gegeben.
Wolfram und Klinsor, genant von Ungerlant,
diser zweien dichte ist meisterlich erkant.
Der Mîsenære und meister Chuonrât
die zwêne sint nû die besten,
ir sanc gemezzen ebene stât;
kunden, gesten
ist er nâch prîse gegeben.

Kann da ein logisch denkender Mensch glauben, daß der Dichter und seine Hörer (oder Leser) hier alle angeführten Sänger als wirklich existierende verstanden haben, nur den Ofterdinger und Klingsor nicht? Und hat der Damen seine Kenntnis dieser Namen am Ende auch nur aus dem „Wartburgkrieg"?

Auch im Leben der hl. Elisabeth (Riesenfeld S. 287), werden nach einer ausführlichen Schilderung des Lebens und Treibens am Thüringer Hofe die Wartburgsänger namhaft gemacht (v. 138ff):

Noch was dâ maniger leige diet:
die sprâchen, diese sungen liet,
daz man in meisterschafte jach.
Her Wolferam von Essebach,
Der tugendhafte Schriber,
her Reimâr unt her Walter
Von der Vogelweide;
dâ bî was ouch gereide
ze sange meister Biterolt
und in gefuger ungedolt
Heinrich von Ofterdingen:
Die alle wolden singen
wider ein in krieges wîs,
wer dâ behilde sanges prîs.

Diese Stelle mag ja wohl auch nur auf die Kenntnis des „Wartburgkrieges" zurückgehen; aber ich kann mich auch hier nicht überzeugen, daß der Dichter nicht der Tradition eines wirklichen, historischen und als solchen auch verstandenen Ereignisses gefolgt sei.

Man fälschte im Mittelalter Urkunden, fälschte Besitzansprüche, erfand Heilige und Wunder, Könige für die Chroniken, aber das alles zu einem bestimmten, durchsichtigen Zweck:

Digitized by Google

wozu soll man aber Dichternamen erfunden haben, wo's ohnedies wirkliche Dichter genug gab?

Es bleibt also dabei: Heinrich von Ofterdingen ist ein historischer Dichtername, der Träger eines bedeutenden Dichterruhmes, ein Österreicher, und die Nachbarschaft zwischen ihm als dem nationalen österreichischen Ependichter und dem „Kürnberger", die seit Mone Gelehrte und Dichter wie Uhland, Holtzmann, Scheffel, Kögel, Brunner erkannt und ausgesprochen haben, dürfen wir heute ohne Bedenken als volle Identität beider ansprechen.

Nur nebenbei: Wenn Riesenfeld aaO. S. 11 die Gestalt Heinrichs von Ofterdingen eine „viel mehr mythologische als historische" nennt, was heißt das eigentlich strenggenommen? Kann ein Mensch mehr oder minder historisch sein? Bisher glaubte ich, es gibt nur eines; entweder hat einer existiert oder er hat nicht existiert. Daß dann gerade um den nationalen Ependichter die Mythe ihre Schleier gewoben, ist ein Anderes und ganz gewiß Richtiges.

Aber schon lange vor Spaun hat A. W. Schlegel in seiner für seine Zeit ganz vorzüglichen (z. B. von Hermann Paul anerkannten) Abhandlung „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen" (im „Deutschen Museum", Wien 1812, Bd. 1 und 2), die wohl auch viele der neueren Germanisten nicht selbst gelesen haben dürften[1]), nicht nur die Entstehungszeit des Liedes, 1190—1210, die Strophenform, die Bestimmung des Epos für den Gesang und die damit zusammenhängende, besonders zu beurteilende Handschriftenfrage, d. h. die relative Selbständigkeit unserer überlieferten Fassungen gegeneinander, den Grund der Anonymität u. a., sondern auch Heinrich von Ofterdingen als den mutmaßlichen Dichter des Epos richtig erkannt.

Und Karl Lachmann, der spätere Erfinder der Theorie der 20 Lieder, hat 1816 in seiner ersten, auch noch heute sehr lesenswerten Nibelungenschrift „über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" (Berlin 1816, kl. Schriften Berlin 1876 I, 1 ff.) zwar seine Meinung dahin geäußert, daß er glaube und zu beweisen suchen werde, daß unser so genanntes Nibelungenlied, die Gestalt desselben, in der wir es aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts überliefert haben, aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner

[1]) Doch vgl. man Haym, Romantische Schule S. 814 ff; Paul, Grundriß I, 72 f., Minor in der Zschr. f. d. öst. Gymn. 1887, 602 ff; neuestens Körner „Nibelungenstudien der deutschen Romantik, Lpz. 1911, S. 145 ff, Riesenfeld, Heinrich von Ofterdingen, S. 71 ff.).

Digitized by Google

romanzenartiger Lieder entstanden sei; er bemerkte in bedeutenden Punkten der Erzählung einige bestimmte Anfänge einzelner Lieder, die . . . nachher in das Epos mit übergegangen sind; aber er ist hier noch lange nicht zu den hyperkritischen Athetesen seiner Anmerkungen von 1836 vorgeschritten, er spricht noch von dem „Ordner der Lieder, der erzählen wolle, was uns Großes in den alten Mären gesagt sei", und nennt denjenigen „den eigentlichen Dichter des Epos, der Kriemhilds Rache an Siegfrieds Ermordung geknüpft"; ja die Aventüren könnten durch solche zusammenfassende Umarbeitung entstanden sein (ebenso W. Grimm bei Körner aaO. S. 117). Ja, derselbe Lachmann hat in seiner Rezension der von der Hagen'schen Nibelungenausgabe (Jenaer L. Bl. 1817; Kl. Schriften I, 84) zugegeben, daß „seine Resultate der Vermutung auf Heinrich von Ofterdingen nicht zuwider" seien! (Vgl. ebd. S. 318) — eine Einsicht und ein Zugeständnis, welches er allerdings nachträglich, als die Kritik auch vor dem schaffenden Genius nicht mehr Halt machte und so das Kind mit dem Bade ausschüttete, in schroffer Form zurücknahm.

Für die kritische Entwicklung Lachmanns gilt eben auch das treffende Wort Schopenhauers (Parerga, ed. Grisebach 2, 532): „Kein größerer Irrtum als zu glauben, daß das zuletzt gesprochene Wort stets das Richtigere, jedes später Geschriebene eine Verbesserung des früher geschriebenen und jede Veränderung ein Fortschritt sei."

III.

Wenn wir nun heute wissen, welcher österreichische Sänger um und nach 1200 Heinrich von Ofterdingen genannt werden und wer anderseits seine künstlerische Erfindung, die Nibelungenstrophe, als Kürenberges wise bezeichnen konnte — mehr ergibt sich aus MF 8, 5 zunächst nicht und mehr bedarf es für unsere Betrachtung auch nicht; der Traun'sche Nibelungendichter hat seine Strophenerfindung eben nach dem seit alters her im Besitze seines Hauses befindlichen prächtigen Waldgebirge, dem Kürnberge bei Linz, als Kürenberges wise benannt — so ist der angeblich nur sagenhafte Heinrich von Ofterdingen des Wartburgkrieges, des Laurin usw. aus seinem mythischen Dunkel ins helle Licht der Geschichte, der urkundlichen Forschung, gerückt und alle hyperkritischen oder vorgefaßten Zweifel an seiner Realität und literarischen Bedeutung, der so „haltlosen Hypothese" seiner Autorschaft am Nibelungenliede (Körner aaO. S. 164) sind für mich wenigstens vollständig behoben.

Digitized by Google

Der „Kürnberger" der Liederhandschrift, Franz Pfeiffers und meiner Wenigkeit, der Heinrich von Ofterdingen der literarischen Tradition des 13. Jahrhunderts, insbesondere des „Wartburgkrieges", und der urkundliche Ministerial des Herzogs Leopold VI. von Österreich, Heinrich von Traun: sie sind eine und dieselbe Person, der Dichter (Redaktor) des Nibelungenliedes.

Ich glaube kaum, daß es einen zweiten mittelhochdeutschen Dichter gibt, für den so mehr historisches Material zu gewinnen ist, als für unseren Heinrich von Ofterdingen.

Mit Hurch aaO. S. 38 stelle ich zusammenfassend folgendes fest:

„In Oberösterreich hat es im 12. Jahrhundert ein adeliges Geschlecht gegeben, daß sich von dem Kürnberg bei Linz nannte, und zwar waren es die Herren von und zu Traun." Anderswo ist ein solches Geschlecht nirgends nachzuweisen.

„Die Burg Kürnberg bestand urkundlich am Anfang des 13. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit konnte sie nach den damals bestehenden Gesetzen nicht erbaut worden sein, auch nicht in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Der Kürnberg befand sich seit den ältesten Zeiten, aus denen wir Nachricht haben, in den Händen der Herren von Traun."

Der Name des Kürnbergs bei Linz haftet urkundlich allein an den Herren von Traun und nur ein oberösterreichischer Trauner durfte in jener Form die Erfindung der Kürenberges wîse als seines bedeutsamen Eigentumes und Stolzes dem Gedächtnis der Nachwelt anvertrauen.

Das Recht des Tönefinders auf sein Eigentum ist gerade für die Frühzeit des Minnesanges eine Selbstverständlichkeit, in Deutschland so gut wie in Frankreich und Spanien. Dort heißen die Liedersänger bekanntlich gerade vom Erfinden (trobar, trouver) eben Troubadours, Trouvers.

Vereinzelte Abweichungen von dieser lebendigen Übung, die man in der Literatur aufgestöbert hat, beweisen natürlich nichts gegen die natürliche volkstümliche Regel. Erst als diese später — im Meistergesang — sozusagen kodifiziert wurde, war sie aus der lebendigen Übung entwichen. Und niemand wird etwa verlangen können, daß es in allen deutschen Gauen, an allen Höfen Prüfungskommissionen zur Wahrung jener guten Sitte gegeben habe, so daß also in der großen mittelhochdeutschen Literatur nicht vereinzelte Fälle von Gleichstrophigkeit bei verschiedenen Dichtern vorkommen konnten. Immer aber fragt sichs dabei, ob auch die Melodie in solchen Fällen dieselbe war.

Digitized by Google

Im oberösterreichischen Volksgesange ist das Gesetz des literarischen Eigentums an einer „Weise" bis in unsere Tage lebendig geblieben. Jene gute Sitte des Eigentumsrechtes auf eine erfundene wise ist allein schon durch des Dichters Wendung „in Kürenberges wise" deutlich genug erwiesen. Das müßte man denn doch endlich einmal begreifen.

Auch ohne Bestehen einer polizeilichen Verordnung also durfte dieser Mann, der Schöpfer der Kürenberges wise, d. i. der Nibelungenstrophe und der dazu gehörigen, uns leider unwiderbringlich verlorenen Melodie, „mit Fleiß seine Selbständigkeit und sein künstlerisches Eigentumsrecht" an jener Stelle behaupten (Wackernagel, Lit. Gesch. § 70, S. 303) und ihren Ruhm verdankt diese Erfindung eben dem Nibelungenliede. Und daß diese wise nicht etwa eine allgemein verbreitete, jedem zur Verfügung stehende Form der Volksepik überhaupt war, wie auch Strnadt aaO. S. 24 wieder zu behaupten sich veranlaßt gefühlt hat, sondern nur Erfindung und Eigentum eines einzigen, mit aller Prätention auftretenden und dazu vollauf berechtigten Sängers ist, ergibt sich logisch allein schon aus jenem Gedichtchen — für jeden, der Augen hat, zu sehen, und Ohren hat, zu hören (vgl. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, S. 214, Becker, Altheim. Minnesang, S. 61 Anm., u. a.).

Wir haben in dem Nibelungensänger Heinrich von Kürnberg-Ofterdingen einen Epiker und Lyriker zugleich vor uns, wie es auch Heinrich von Veldeke, Hartmann, Wolfram, Konrad von Würzburg, Bligger von Steinach waren. Wo aber gibt es einen zweiten mittelhochdeutschen Dichter neben dem unseren, der dieselbe epische Strophe zugleich auch in der Lyrik angewendet hätte? Wo gibt es einen mittelhochdeutschen Lyriker neben dem unseren, der auch in seinen lyrischen Strophen den Epiker so wenig verleugnete wie dieser?

Daß diese Strophen aber eine Schöpfung bewußter und persönlicher Kunst der besten mittelhochdeutschen Zeit, daß die parin genannte Kürenberges wise die bewußte Erfindung eines adeligen Dichters dieser Zeit und daß dort, wo die Nibelungen entstanden, auch die Heimat dieser Strophen und ihres Dichters war, das kann doch für keinen Unbefangenen und Urteilsfähigen heute mehr zweifelhaft sein.

Wenn Strnadt aaO. wieder sagt: „Die Nibelungenstrophe ist überhaupt die vorherrschende Form epischer Volkslieder im 12. Jahrhundert und im Anfange des dreizehnten," so möchte ich doch von ihm erfahren, woher er das weiß und womit er seine Behauptung begründen zu können vermag (man vgl. etwa Brunner, „Die Kürnbergerforschung", Alemannia 26, 1898, S. 1ff.; hier hat ein Schwabe das festgestellt, was der Ober-

Digitized by Google

österreicher Strnadt widerlegen zu können glaubte!). Und nicht sinniger und diskreter zugleich hätte der Nibelungendichter von dem Eindruck seines Werkes selbst berichten können, als er es MF 8, 1 durch die knappe Schilderung der Wirkung getan hat, die der Vortrag eines Teiles seines Epos auf eine adelige Dame geübt hat.

Ob aber Heinrich von Traun-Ofterdingen das Epos in seiner engeren Heimat, oder ob er es etwa in Wien geschrieben hat, das kann ich allerdings nicht sagen. Ich möchte das letztere glauben.

IV.

Notwendig erscheint es noch, auf die beiden Bücher F. X. Wöbers zur Nibelungenfrage: „Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied," Meran 1885, und „Die Skiren und die deutsche Heldensage", Wien 1890, etwas einzugehen.

Ich muß leider gestehen, daß ich trotz wiederholtem Studium mit beiden Büchern nichts Rechtes anzufangen gewußt habe und weiß, am wenigsten noch mit dem zweiten, einem uferlosen Sammelsurium genealogisch-historischer Daten zu allen möglichen österreichischen Adelsgeschlechtern, Stammbäumen und Sagenbeziehungen, dem Verfasser selbst (S. 144) eine sehr behutsame und glimpfliche Behandlung wünscht, damit die Konstruktion nicht ins Wanken gerate. Ganz gewiß ist darin eine Fülle wichtiger und brauchbarer Angaben im Einzelnen verarbeitet, besonders auch in den überreichen Anmerkungen; ganz gewiß ist die Grundanschauung des Verfassers richtig und wertvoll, daß aus der Geschlechtergeschichte, auch der gleichzeitigen, mancherlei in das Epos verarbeitet sei, wie ja jedem ächten Dichter Erlebtes und Überliefertes zur Zeichnung seiner dichterischen Gestalten vorgeschwebt hat; aber Gleichungen wie Hagen von Tronei = Heinrich von Traun, Eschelberg im oberösterreichischen Mühlviertel = Etzelburg in Ungarn, Ottensheim und Ottenwald an der Donau ober Linz = Odenwald am Rhein oder Rüdiger von Pechlarn im 10. Jahrhundert = Rüdiger Anschau aus dem 13. Jahrhundert usw. sind Unmöglichkeiten, unkritische Einfälle eines Mannes, der von der alten gemeinen Sagenentwicklung nichts gewußt zu haben scheint.

Es ist mir unklar geblieben, wie der Heckenreuter und Klosterstürmer Heinrich von Stein, der mit dem Stifte Reichersberg unter Probst Gerhoch eine große Fehde wegen der Plünderung des Gutes Münsteuer hatte, als Mitglied des edlen Hauses Traun nachgewiesen ist. Wöber kommt (S. 96 der erstgenannten Schrift) durch seine Annahmen zu zwei gleich-

Digitized by Google

zeitigen Heinrichen von Traun, und es ist mir nicht minder unklar geblieben, wie der Klosterstürmer Heinrich von Stein zum Nibelungenliede gelangt sei, das doch wohl einen hochgebildeten, ethisch hochstehenden, geradezu abgeklärten Geist als Verfasser voraussetzt, auf den ja auch immerhin Zeitereignisse wie die Absage Heinrichs des Löwen an Kaiser Friedrich Rotbart, die Schlacht von Legnano oder Anderes ihren Eindruck nicht verfehlt haben werden. Sicherlich ist denn auch Goethes „Faust" (zu S. 121) etwas mehr als eine Dramatisierung der Friederikengeschichte.

Aber mit vollem Recht weist u. a. Wöber (Die Skiren, S. 126) darauf hin, daß, wenn auch ein Henricus de Ofthering selbst urkundlich nicht nachweisbar ist, der Name doch ohne weiteres historisch richtig sein kann und muß, wenn uns nur ein Henricus de Kürenberg oder de Truna als Herr auch auf Oftering urkundlich sichergestellt ist. Wir kennen urkundlich allerdings aus früherer Zeit (Wöber S. 122 usw.) einen edlen Adelbert und einen Adelram von Ofthering und Kürnberger als ihre Dienstmannen, Magenes, Gerolt, Walther.

So mögen denn schließlich, um auch dieser Pflicht zu genügen, die hervorragendsten Urkunden angeführt sein, in denen unser Heinricus de Truna nnd dessen Bruder Ernestus de Truna sive de Kürnberg, welchen ersteren ich nach dem Vorstehenden durchaus für den Nibelungendichter halte, erscheinen.

1. Wichner, Geschichte von Admont 2, 179: Heinrich und Ernst de Truna als Zeugen einer Urkunde des Herzogs Ottokar von Steier, worin dieser Schenkungen Ottos von Stein, Dietmar Waesse's u. a. an das Kloster Admont bestätigt, nach Zahn ca. 25. Dezember 1185.

2. Ebenda 2, 181: Heinricus de Truna bezeugt die Schenkung Ottos von Traun sive de Stein eines im Ennstale gelegenen Gutes als dessen sororius an das Kloster Admont.

3. Urk. Buch des L. ob der Enns 2, 508: Heinricus et Ernsto de Truna bezeugen eine Urkunde des Herzogs Leopold von Österreich, worin dieser dem Gleinker Kloster mehrere Güter in Oberösterreich und Steiermark schenkt (Linz, 1207).

4. Ebenda 2, 483: alium prædium quod Winclen dicitur, dominus Heinricus de Truna pro predio, quod ernestus frater suus de Curinberg tradiderat, commutavit (ca. 1225?).

5. Ebenda 2, 509 (= Meiller, Babenberger Regesten, S. 95, Nr. 62): Herzog Leopold VI. (VII.) von Österreich bestätigt in Dornbach bei Wien die Übergabe der Adelheid, filiæ ministerialis nostri Ernesti de Truna, uxoris Dietrici de Puechel ans Bistum Würzburg. Unter den Zeugen: . . . Ernestus de Truna, diesmal nicht aber auch Heinrich.

Digitized by Google

6. Ebenda 2, 596: Heinricus de Truna bezeugt eine Urkunde vom 2. Juli 1218, worin Bischof Ulrich von Passau dem Stifte Kremsmünster die Pfarre Buchkirchen einverleibt.

7. Ebenda 2, 618: 12. Juli 1220 bezeugt Heinricus de Truna an dritter Stelle neben Herrandus de Wildonia et Duringus de Styra die Bestätigung einer Schenkung des Herzogs Leopold von Österreich an das Kloster Gleink.

8. Ebenda 2, 694: ca. 1230 Schiedsspruch zwischen dem Probst von St. Florian und Rudolf von Lauterbach wegen eines Gutes zu Polan. Zeugen: . . . Heinricus, Otto de Truna.

9. Ebenda 2, 480 (= Stülz, Geschichte des Cistercienserklosters Wilhering, S. 455f.): Abt Conrad von Wilhering (Stülz S. 13) übernimmt nach der großen Gründungsaufschreibung des Klosters Wilhering aus dem Jahre 1287 mehrere Güter an der Traun ins Eigentum desselben: „Postmodum vero Heinricus de Truna ministerialis ducis suscitavit querimoniam adversus abbatem Cunradum pro eodem predio rehabendo, dicens sibi competere ex ratione progenitorum suorum, et ipsam querelam in placito ducis Austrie deposuit ubi nullus qui audiret de monasterio affuit. Quod cum fundatrici (Elisabet von Wachsenberg-Wilhering) nuntiatum fuisset, contempsit respondere, affirmans eum nihil juris in predio ipso habere. Interim vero cum iis ipsa protelaretur, mortua est fundatrix, mortuus est et Heinricus. Quo moriente surrexerunt filii eius Otto et Hertnidus juvenili animositate et venerunt in Welse duce ibi existente et abbate etiam ibi presente et assumptis sibi sophisticis litigatoribus et multis falsis testibus probare voluerunt, quod pater eorum in tantum processisset, ut ex mandato ducis per preconem super ipsum predium inductus fuisset . . ."

10. Um 1250 verständigen sich die Schaumberg zu Efferding mit dem Bischofe von Passau über Lehen und Gerechtsamen, welche früher Graf Leuthold von Plain im Donautale und an der Traun besaß, und deren sich die Grafen von Schaumberg tempore Ernesti de Chüremberg competebant gaudere (U. B. d. L. o. d. E. 3, 252), wozu Wöber, Die Skiren S. 124, mit Recht bemerkt, daß dieser Ernst von Kürnberg mit jenem Ernst, Bruder Heinrichs von Traun, identisch ist (siehe Nr. 4 dieser Urkunden).

V.

Ich möchte und darf die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne meine Leser noch auf eine wertvolle, feinziselierte Abhandlung zu unserer Frage aufmerksam zu machen, mit deren

Digitized by Google

Ergebnissen ich mich in vielem Wesentlichen gar wohl einverstanden erklären kann, H. Fischers Abhandlung: „Über die Entstehung des Nibelungenliedes" (Sitz.-Ber. der k. bayer. Akad. d. Wiss., phil.-histor. Kl. 1914, 7. Abh., München 1914).

Es mag daraus zuerst der Schlußabschnitt hergesetzt sein:

„Unsere ganze moderne Forschung weist uns mit zwingender Gewalt darauf hin, Literatur und Geschichte zu verbinden, das persönliche Element hinter den Erscheinungen zu suchen, wie es, um zum Schluß auch einem deutschen Landsmann die Ehre zu geben, K. Burdach seit Jahren tut. Und auch darauf werden wir allenthalben hingewiesen, zwischen den Dichtern selbst Beziehungen zu suchen und zu finden, die wir uns doch gewiß häufiger, als früher geschah, in der lebendigen Form des persönlichen Verkehrs denken müssen. Die lückenhafte Kenntnis der alten Zeit mag da zu Kombinationen führen, die man bei vollständigerer Kenntnis vielleicht unterlassen hätte; aber wer nur glauben will, was man ihm more mathematico beweisen kann, der wird nicht weit kommen, und alle Augenblicke müssen wir uns mit einer Annahme zufrieden geben, die über einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht hinausgehen mag, gegen die sich aber doch wenigstens keine widerlegenden Gründe vorbringen lassen."

Auf Grund solcher Einsichten, die auch mir längst schon aufgegangen waren — wo sollen z. B. in jener druck- und journallosen, ja schreib- und leseunkundigen Zeit unsere Dichter ihre Produkte, politische und unpolitische, anders unter das Publikum gebracht haben, als auf Fürstentagen, an den Höfen, vor den Burgen, in den Märkten, wo eben Menschen zusammenkamen? — wird hier das Epos seiner Entstehung nach in die Zeit nach 1200 (etwa 1204), unmittelbar nahe dem Parzival gerückt; werden die in beiden Dichtungen bekanntlich vorkommenden und längst schon als gegenseitige Beeinflussungen oder Anspielungen erkannten Namennennungen, wie Azagouc und Zazamanc und Rumoltes rat, auf persönliches Anhören der Dichtung des einen durch den anderen Dichter bezogen; werden Lachmanns Lieder in dieser Form als unhaltbar abgelehnt (S. 26), ebenso die Annahme, daß die Nibelungenstrophe ein altertümliches episches Maß gewesen sei (S. 28); werden die uns erhaltenen Fassungen A B und C auf „dieselbe treibende Kraft" zurückgeführt (S. 30), d. h. es wird die Möglichkeit offen gelassen, daß sie demselben sich selbst bessernden Verfasser zugehören, der seinen ersten genialen Wurf später offenbar geläutertem Geschmack, gesteigerten Anforderungen seines Publikums oder Auftraggebers anzunähern strebte; und es wird endlich die Bestimmung des Nibelungenliedes als für den Passauer Bischofssitz vermutet.

Digitized by Google

Mit dieser letzten Auffassung kann ich mich am allerwenigsten befreunden; vor allem deswegen nicht, weil, wie schon längst und wiederholt festgestellt wurde[1]), das ganze Christliche oder Kirchliche im Nibelungenliede nichts weiter als äußeres Gewand, äußerer Apparat, wie alles Höfische der Zeit ist, der Kern der tragischen Ethik dagegen genau so wie etwa bei Shakespeare echt heidnisch oder allgemein menschlich, natürlich ist. Die Zusammenstellungen bei Fischer (S. 7ff.), ebenso wie die bei Schönbach („Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung") beweisen mir wenigstens gar nichts für einen besonderen kirchlichen oder geistlichen Charakter des Dichters (oder seines Auftraggebers). Von der „Klage" oder von den eingefügten Pilgrimstrophen allein kann man derartiges sagen, nie und nimmer aber vom ganzen nationalen Epos und seinem ächten Geiste. Ich sehe den Zweck der „Klage" geradezu in einer zeitgemäßen Verchristlichung der ganzen Geschichte.

Jene persönliche Berührung des Parzival-Dichters und des Nibelungen-Dichters bezieht Fischer (S. 31) auf den großen Hoftag zu Nürnberg (März 1200); ich möchte sie nach dem vorhin Ausgeführten lieber auf die Wartburg verlegen, doch schließt ja das eine das andere nicht aus. Schließlich mache ich noch auf einen Satz Schönbachs aufmerksam, der Fischers Erkenntnisse im allgemeinen eigentlich auch schon vorweggenommen hat (Gesammelte Aufsätze, Graz 1900, Einleitung S. IX): „Weil wir ungemein weniges über die Persönlichkeit der altdeutschen Poeten wissen, meinen wir oftmals, sie hätten überhaupt gar keine Persönlichkeit gehabt."

Deutsch-Österreich hat dem deutschen Volke sein großes, so bitterer Tragik und herber Ethik volles Nationalepos geschenkt — ein Zeugnis, daß im weinfrohen, gemütlichen Lande der Phäaken einzelne Männer des tiefsten Blicks in menschliche und volkliche Schicksale, der höchsten tragischen Töne und des edelsten nationalen Pathos auch schon im Mittelalter fähig waren. Der deutsche Stamm in Österreich hat im harten, blutigen Lauf der Geschichte bis zur Stunde in Krieg und Kunst und Politik seine deutsche Gesinnung bewahrt und glaubt, nicht der schlechteste Ast am großen Baume seines Volkes zu sein.

[1]) So etwa neuestens von E. Michael: „Geschichte des deutschen Volkes" 4, 124: „Das Christentum kommt im Nibelungenlied nur durch äußeres Beiwerk zur Geltung, welches mit der zugrunde liegenden Sage in keinem notwendigen Zusammenhang steht. Der Verfasser hat hiermit den Anschauungen der eigenen Zeit Rechnung tragen wollen . . ."

Digitized by Google

Zur Erläuterung des Kärtchens.

(Siehe Seite 15.)

Die Gegend von der Traun über Pasching und Rufling bis zum Kürnberg ist seit dem 12. Jahrhundert Eigentum der Herren von Traun.

Der rote Punkt zwischen Dörnbach und Rufling bezeichnet die wahrscheinliche Stelle der alten Veste Kürnberg (nach Strnadt, Der Kirnberg bei Linz, welcher die beste topographische Darstellung bietet); niemand versteift sich darauf, daß diese Burg etwa inmitten des ausgedehnten Forstes auf einer Höhe gelegen sein müsse.

Nördlich des Waldgebietes am rechten Donauufer das 1146 gegründete Kloster Wilhering; oberhalb links der Donau der ansehnliche Markt Ottensheim; die Donau aufwärts die Stadt Efferding (auf dem Kärtchen nicht mehr sichtbar); Oftering = Ofterdingen, genau so wie Rufling urkundlich Rudolfingen heißt, vielleicht auch als eine Art Dichterform zu fassen.

Digitized by Google

Zweiter Teil

Sage und Handschrift

Von

Theodor Abeling

Mit einer Nachbildung des Titels und der Schlußseite
des Ermenrichliedes
sowie drei Faksimiles von Nibelungenhandschriften

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem Andenken
an meine liebe gute Mutter,

die während der Ausarbeitung der folgenden Beiträge
am 12. November 1916 im 76. Lebensjahre
zu Stettin verstarb.

Digitized by Google

Digitized by Google

Twe lede volgen/

Dat Erſte / Van Dirick van dem Bërne/ wo he ſülff twölffte/ den Köninck van Armentriken/mit veerdehalff Hundert Man/ vp ſynem egen Slate / vmmegebracht hefft. Dat ander/ Van Juncker Baltzer.

An eyns Mannes werken erſchint wol/ Wat men im vordan vortröwen ſchal.

Titel des Liedes von König Ermenrichs Ende.
Originalgröße. Nach dem Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Yf 8061). 8°. Flugblatt. ca. 1560.

Digitized by Google

De Köninck de swech gantz stille/alse de auerweldigen deen, Johant toech sick Her. Diderick van dem Bern, ein swerdt van golde so rodt, He gaff dem Köning van Armentriken/einen weldigliken slach. Vnd dat ock yo syn höuet/vor em vp der erden lach.

Geslaten sick doch allent dat dodt / wat vp der Borch was. Sunder vp den guden Reinholdt / de synem Hern trüwe was/hedd he em nicht trüw gewesen/ dat hedd em koster syn lyff. Hedd he em nicht trüw gewesen/ dat hedd em koster syn yunge lyff.

De Berner schriede syn wapen/o we dat ick hir qwam. Nu hebb ick yo vorlaren, Köning blödlinck minen alderyüngsten man. Nu swiget gy Heren stille / ick leue vnd sy noch gesundt. Ick sta yn eynem kellerschrade / verdehalff hundert hebb ick vorwundt.

Veerdehalff hundert hebb ick vorwundet/ mit eyner wapenden hant. Nu sy ydt Godt gelauet/ de 12. Hern de leuen/ vnd syn noch gesundt/ Nu sy ydt Godt gelauet/ se leuen vnd syn noch gesundt.

¶ Dat ander Ledt.

EYn nye ledt wy hiuen an / dat best dat wy geleret han, eyn nies ledt to singen/ Juncker Baltzar nam eyn hupen Landtsknecht an/ den Grauen wold he dwingen.

Wy

Der Schluß des Ermenrichliedes und der Anfang des Juncker Baltzer. Sechste Seite des Flugblatts.

I.

Die Vorgeschichte der deutschen Heldensage.

Am 15. April 1502 schrieb der Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, „an Wilhelmen von Oy, Säklmeister, von wegen seines Schreibers" ein dringliches Schreiben, ihm seinen Schreiber zur Verfügung zu stellen und auszuhalten, damit er ihm „das hellden-puch an der Etsch" ausschreibe, das Paulsen von Liechtenstain besaß. Das ist dann in der Folgezeit geschehen. Der Schreiber war Johann Ried, Zöllner am Eisack bei Bozen, und die Arbeit, die er zu leisten hatte, ein Teil des Riesenbuches, das heute eines der kostbarsten Stücke der sogenannten Ambraser Sammlung in Wien, die ehemals auf Schloß Ambras in Tirol verwahrt wurde, und Privatbesitz des österreichischen Kaiserhauses ist. Wo Paulsen von Liechtenstain sein Buch aufbewahrte, wissen wir nicht, es hat sich bisher auch weiter nichts darüber ermitteln lassen. In einem in Brandenburg a. d. H. gefundenen Bruchstück einer Nibelungenhandschrift wollte von der Hagen einen Rest davon erkennen, wir können aber nicht mit Sicherheit sagen, daß das zutrifft. Dafür ist uns aber der Inhalt in Johann Rieds leider nicht ganz vollständiger Abschrift erhalten. Es sind acht Stücke, weitaus sein kostbarster Bestandteil, die uns „das Riesenbuch", wie die Handschrift früh genannt wurde, überliefert. Voran stehen die vier großen Epen aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern, nämlich:

1. Dietrichs Flucht zu den Hunnen, wo erzählt wird, wie es zuging, daß Dietrich sein Reich verlor und an Etzels Hof kam;
2. die Ravenna-Schlacht, die von dem vergeblichen Versuche Dietrichs handelt, mit Waffengewalt sein Reich wiederzugewinnen, bei welcher Gelegenheit die jungen Söhne Etzels und der Helche ums Leben kommen;
3. das Nibelungenlied, in dem die Ursachen dargelegt werden, die dazu führen, daß Dietrich seine ganze Heldenschar, bis auf den alten Hildebrand, und Etzel den Kern seiner Heerscharen verlieren;
4. die Klage, worin der Aufbruch Dietrichs und Hildebrands in die Heimat berichtet wird.

Digitized by Google

Die folgenden Ereignisse sind uns hier nicht überliefert. Wir kennen sie auch nur sehr unvollkommen aus kleineren balladenartigen Darstellungen, die vom Kampfe Hildebrands mit seinem jungen Sohne an der Landesgrenze und dem Untergange des Königs Ermenrich, der Dietrich vertrieben hatte und nun von ihm getötet wird, handeln. Damit, daß Dietrich sein Reich wiedererlangt, endet dann die Sage von Dietrich und seinen Mannen.

Die vier weiteren Stücke des Heldenbuches des Paulsen von Liechtenstain umfaßten Gedichte aus anderen Sagenkreisen. So ist das nächste Stück, die Gudrun, zweifellos irischen Ursprungs was schon allein die Gestalt des Siegfried von Mohrland zeigt, hinter der sich der historische Dänenfürst Sigfrid verbirgt, der in Frankreich und den Niederlanden heerte und 887 im Kampfe gegen die Friesen fiel. Daß er zum „Mohrenkönig" wurde konnte nur durch ein Mißverständnis irischer Bezeichnung geschehen, wie bei Gourmund, Isoldens Vater, bei Gottfried von Straßburg. gall ist im irischen ein Fremdling (urverwandt zu dänisch gade, deutsch gast; Gasse ein Gehweg). Als die Wikingerfahrten nach Irland begannen, nannten die Iren die norwegischen Wikinger finn gall, weiße Fremde, die Dänen aber, die sich schnell wegen ihrer Grausamkeit in üblen Geruch brachten duff gall, schwarze Fremde, das Wort in ethischem Sinne genommen. Dies verstand schon Galfred, der Verfasser der ältesten britischen Geschichte, falsch und machte so aus dem schwarzherzigen Dänen Godrum aus dem 9. Jahrhundert einen Mohrenkönig Gormundus von Afrika. Afrika galt im Mittelalter ganz allgemein als das Land der Mohren, der dunkelfarbigen Menschen. So ist es auch dem dänischen Wiking Sigfrid ergangen, er wird aus einem schwarzherzigen König zu einem König der Mohren und darnach heißt sein Land ganz allgemein Mohrland. Das konnte aber nur geschehen, wenn die Erzählung von ihm auf irische Berichte zurückging, die nicht mehr richtig verstanden wurden. Die Gudrunsage ist wohl durch die Schottenmönche von der Nordsee nach Oberdeutschland gelangt. Der Stoff entstammt ausschließlich der Wikingerzeit, einer Zeit der Völkerwanderung der nordgermanischen Völker im neunten und zehnten Jahrhundert, die sich gemäß den Lebensgewohnheiten der Seeanwohner in Heerfahrten zu Schiffe abspielte, in ihren Wirkungen aber nicht weniger nachhaltig war, als die sechshundert Jahre früher erfolgte Völkerwanderung der ostgermanischen Völker, oder die noch sechshundert und mehr Jahre früher erfolgte Wanderung der keltischen Völker, in deren Verfolg Rom (394 v. Chr.) zerstört wurde.

Die letzten Stücke des Paulsenschen Heldenbuchs scheinen keine alten Sagen mehr zu enthalten. „Biterolf und Dietleib"

Digitized by Google

enthält die Geschichte des Sohnes, der auszieht, seinen Vater zu finden, ein Motiv, das auch der tragischen Geschichte von Rustem und Sohrab beim Firdusi zu grunde liegt, in der deutschen Wendung aber durchaus nichts Tragisches enthält. Die Geschichte von „König Ortnits Drachenkampf" ist sicher erst ein Produkt der Zeit der Kreuzzüge. Uebrigens sind beide Stücke gut erzählt. — Das Schlußstück endlich, der Wolfdietrich, gehört überhaupt nicht zur deutschen Heldensage, der Held ist vielmehr der historische Frankenkönig Theuderich (starb 534), ein Merowinger, ein unehelicher Sohn Chlodewichs, und nur die Namensähnlichkeit hat es verursucht, daß ihn eine spätere Zeit zum Ahnherrn Dietrichs von Bern gemacht und ihn damit an die Spitze der deutschen Heldensage gesetzt hat. Es geschieht das in der Einleitung zu „Dietrichs Flucht", kann also auf den letzten Redaktor dieses Gedichtes zurückgehen. In der Reihenfolge der Paulsenschen Sammlung tritt das Gefühl für den Wert und die Echtheit der alten Stoffe noch deutlich genug hervor. Gudrun und Biterolf sind uns nur in der Abschrift Johann Rieds überliefert.

Die Bezeichnung „Heldenbuch an der Etsch" zeigt uns, daß das Buch Paulsens nicht das einzige seiner Art gewesen sein kann. Und in der Tat besitzen wir mehrere Sammlungen alter Heldenlieder unter dem Titel Heldenbuch, wie denn auch die Ambraser Sammlung schon 1592 als „das hölden Puech" bezeichnet wird. Ein Heldenbuch ist so 1870 in Straßburg im Elsaß verbrannt. Es hatte eine Vorrede, die uns eine Darstellung des Unterganges der Burgundenkönige gibt, die dadurch merkwürdig ist, daß sie von der Darstellung des Nibelungenliedes erheblich abweicht. In Drucken finden wir dann mehrfach Heldenbücher. Das bekannteste ist das von Kaspar von der Rhön, dessen Urschrift sich noch erhalten hat und in der Dresdener Bibliothek aufbewahrt wird. Auch im Besitze des Kaisers Maximilian befand sich noch eine Sammlung alter epischer Gedichte, die man wohl ebenfalls als Heldenbuch bezeichnen könnte, die heute sogenannte Windhag-Wiener Handschrift, unter deren elf Stücken auch der Ortnit, Dietrichs Flucht und die Rabenschlacht erscheinen. In neuerer Zeit ist der Ausdruck mehrmals (1820 und 1855) von von der Hagen und dann als Deutsches Heldenbuch (Berlin 1866—77, 5 Bände) zur Bezeichnung einer Sammlung mittelhochdeutscher Heldengedichte benutzt worden.

Was haben wir nun unter Heldensage und Heldenbuch zu verstehen.

Unter Heldensage im allgemeinen versteht man den mündlich (davon Sage!) überlieferten Bericht von Taten und Schicksalen außerordentlich kühner, starker und beherzter Männer, die als Vorkämpfer ihres Volkes handelten und mit deren Geschick

Digitized by Google

daher auch das ihres Volkes untrennbar verknüpft ist. Solche Männer hat es öfter gegeben. Friedrich der Große, Napoleon und Bismarck glänzen hier aus neuester Zeit. Ist der Bericht in Prosa abgefaßt, wie er es bei Kelten und Isländern gewöhnlich ist, so bezeichnet man ihn einfach als Sage; ist er in gebundener Rede abgefaßt, so bezeichnet man ihn als Lied oder mit einem der griechischen Terminologie entnommenen Worte als Epos. Heldenbuch nennt man die Vereinigung mehrerer solcher Sagen und Lieder zu einer Sammlung. Man nennt sie Volksepen, wenn sie nach Inhalt und Form besonders hervorragen und den Charakter der Nation, der sie entsprossen sind, besonders stark zum Ausdruck bringen. Solche Lieder oder Sagen kommen bei mehreren Völkern vor. So besitzen oder besaßen die alten Babylonier in ihrem leider noch nicht vollständig wieder gefundenen Gilgamesch-Epos, die Inder im Mahabharata und Ramajana, die alten Griechen in der Ilias und Odyssee, die Kelten in der (irischen) Cuchullin-Sage, die Isländer in ihren verschiedenen Sagas und die Deutschen im Nibelungenliede und in der Gudrun solche Volks-Epen. Auch das Kalevala der Finnen könnte hierher gezogen werden. Das Epos braucht nicht notwendigerweise die ganze Sage zu umfassen. So geben vielmehr gerade die vorzüglichsten Produkte dieser Gattung, Odyssee und Nibelungenlied, nur einen Ausschnitt aus einem größeren Ganzen, ja, das Nibelungenlied bricht sogar mit der Katastrophe jäh ab.

Die Entwickelung dieser Epen bis zu der Form, in der wir sie heute besitzen, hat natürlich einen Anfang. Er ist dort zu finden, wo der rein historische Bericht beginnt, sich novellistisch auszugestalten, also oft fast unmittelbar nach seiner historischen Ereignung. Er liegt oft schon in der noch rein historischen Gestaltung und Gruppierung, und wir können, ohne fehlzugehen, sagen, sogar das ernsteste Geschichtswerk des Altertums, das Geschichtswerk des Thukydides über den peloponnesischen Krieg, weise in seiner Art der Belebung des Vortrages durch eingelegte Reden, Produkte seines Verfassers, noch die altepische Art auf, aus deren Weiterführung in der Folge das Heldenepos entsteht. Solche Anfänge sind uns freilich in den meisten Fällen verborgen. Nur wenig ist es, was wir hier mit einiger Sicherheit sagen können. Von dem indischen Mahabharata nehmen wir an, daß sich in ihm die Zeit des Vordringens der indoeuropäischen Arier in das Indus- und Gangesland wiederspiegele. Von den griechischen Epen können wir mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß sie auf der griechischen Wikingerzeit, die man die Zeit der Kolonisation nennt, fußen. Aber ob und wie weit die hier hervortretenden Gestalten historisch sind, das entzieht sich bis jetzt unserer Beurteilung.

Digitized by Google

Etwas mehr wissen wir von der deutschen Heldensage, soweit sie sich um Dietrich von Bern gruppiert. Dietrich von Bern ist der historische Theoderich, der König der Ostgoten in Italien (493—526). Thiudarix mag er in seiner Sprache geheißen haben, „Volkskönig" also bedeutend. Er war König des Teils der Ostgoten, der 488 unter seiner Leitung aus den Sitzen in Pannonien nach Italien aufbrach, um dort den Otachar, einen deutschen Söldnerführer, der sich daselbst 476 eine selbständige Herrschaft geschaffen hatte, zu stürzen und Italien für den oströmischen Kaiser in Besitz zu nehmen. Dietrich (454 geboren) war nicht ohne Widerstand zur Herrschaft gelangt. Er hatte seine Anerkennung gegen einen gleichnamigen Gegner durchzusetzen gehabt und hat nie die gesamte Masse der Ostgoten beherrscht. Als 552 Narses, der Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian (527—565), gegen die Goten in Italien zu Felde zog, befanden sich in seinem Heere auch Ostgoten, die zu Denen gehörten, die in Pannonien zurückgeblieben waren. Theoderich beherrschte ganz Italien, die Provence, Dalmatien und das Land nördlich bis an die Donau. Die Sage hat seinen Aufenthalt in Pannonien während seiner Jugend festgehalten. Aber sie hat es vergessen, daß Pannonien seine Heimat war. Vielmehr hielt sie Italien dafür, weil er hier sein Volk beherrschte, und sie hielt es gut im Gedächtnis, daß er nicht ohne ernste Kämpfe zur Anerkennung seiner Herrscherwürde gelangte. Aber die Kämpfe in Pannonien und die Kämpfe in Italien flossen ihr früh genug ineinander und verlangten eine Klärung und Begründung. Um nun den Aufenthalt Theoderichs in Pannonien zu motivieren, läßt ihn die Sage daher in Italien zur Herrschaft gelangen, aber von seinem Gegner vertrieben werden. Er zieht nach Pannonien, um dann nach langem Aufenthalt daselbst von neuem in Italien seine Herrschaft zu begründen.

Pannonien und das benachbarte Dacien, das heutige Ungarn also, war das Kernland der Hunnen unter Attilas Herrschaft (433—453). Attila war zweifellos der bedeutendste Herrscher der Hunnen, von dem wir wissen. Er war keineswegs eine Reckengestalt, ein Held im Sinne germanischer Weltanschauung, sondern durchaus ein orientalischer Sultan, aber zweifellos ein politisch höchst kluger Fürst. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die deutschen Stämme im Hunnenreich im Verhältnis von Besiegten zu ihren Besiegern standen. Die Leichtigkeit, mit der sie sich nach Attilas Tode vom Hunnenreich lösten, läßt vielmehr die Vermutung als berechtigt erscheinen, daß es sich um Vertragsverhältnisse handelte, wie wir sie so oft bei deutschen Völkern in ihrem Verhältnisse zum römischen Reiche finden. Das ist auch sicher der Gedanke, der die Sage leitete, als sie

Digitized by Google

den Theoderich sich an Attila wenden ließ. Das Leben der beiden floß allerdings hinter, nicht neben, einander ab. Aber solche Verhältnisse schoben sich öfter ineinander. So setzt die echte kymrische Sage den Parzival und Iwein später als den König Artus, „sie blühten später" heißt es in den britischen Schriften (Annalen, Galfred). Das „später" wird dann fortgelassen, und damit treten sie in Artus' Kreis.

Zeitgenossen Attilas waren die Burgundenkönige, die im Nibelungenliede eine so bedeutende Rolle spielen. Ihr Reich bestand damals am Mittelrhein, und Worms kann wohl ihre Hauptstadt gewesen sein. Allerdings hätte ihr König als Beamter des römischen Kaisers, was er durch Vertragsverhältnis eine Zeitlang war, vielmehr in Mainz residieren müssen. Es ist aber kaum anzunehmen, daß sich diese kleinen „Barbarenkönige" römischer Gewohnheit überall anbequemten. Die Namen der Könige der Burgunden erscheinen auch in historischer Ueberlieferung, und wir wissen mancherlei von ihrem Könige Gunther und seiner klugen Politik. Im Jahre 437 erlitten sie eine schwere Niederlage, bei der der Kern des Heeres mit König und Mannen und Sippe zu grunde ging. Die Dichtung hat diesen Kampf an Attilas Hof versetzt. Aber nicht erst der Nibelungendichter. Es kann vielmehr gar keinem Zweifel unterliegen, daß er diese Wendung der Sage bereits vorfand.

Zu den Burgunden gehören Brunhild und Siegfried. Wer ihre historischen Vorbilder gewesen seien, ist noch immer Gegenstand gelehrter Diskussion. An und für sich hindert uns nichts, in der historischen Brunichildis, einer Westgotin, der Gattin des 575 auf der Jagd ermordeten Frankenkönigs Sigibert, die 613 als Regentin in Worms nachweisbar ist, das Urbild der Brunhild des Nibelungenliedes zu suchen. Auch die Quelle der Siegfriedsage kann sehr wohl das tragische Geschick Segeriks sein, der 524 auf Veranlassung seines Vaters Sigismund ermordet wurde. Sigismund war König der Burgunden im Rhonegebiet. Die norwegischen Sagen nennen es Frankenland. In ihnen stimmt vieles noch viel genauer als in den deutschen Sagen zu Segeriks Geschick. Dort wird Sigurd, so heißt Siegfried dort, von Godomar im Schlafe auf dem Lager liegend ermordet. Godomar hieß der Bruder Sigismunds, der ihm in der Herrschaft folgte, bis er den Franken erlag. Segerir, Siegfried, Sigurd, man kann den einen Namen immer als die Uebersetzung des andern fassen, im Sinne kommen sie alle überein, ohne sich genau zu entsprechen: er bezeichnet den, der den Sieg hat.

Die Chriemhild hat man in der Ildico wiederfinden wollen, einer Jungfrau, die Attila zur Gemahlin nahm und an deren Seite er von einem Blutsturze hinweggerafft wurde. Hier

Digitized by Google

passen aber die äußeren Umstände gar nicht, wenigstens nicht zu der deutschen Sage, die uns hier allein angeht.

Neben Dietrich ist die Hauptgestalt der deutschen Heldensage sein politischer Gegner. Die Geschichte kennt zwei Gegner Dietrichs, einen gotischen, auch Theoderich geheißenen, Sohn des Triarius, mit dem Beinamen Strabo, in Pannonien, und Otachar in Italien. Noch die Quedlinburger Chronik weiß zum Jahre 1000 von solcher doppelten Gegnerschaft, aber wohl schon aus schriftlichen Quellen; sie nennt Otachar und Ermenrich als Gegner Dietrichs und macht sie zu Vettern. In dem Fragment des alten Hildebrandsliedes aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts erscheint noch Otachar allein als Gegner Dietrichs in Italien. Die Sage war also damals noch ganz historisch. Später hat ein Ausgleich stattgefunden, aber der Erörterung wich man aus, indem man den Gegner „Ermenrich", der erhabene König (Arminus rex?), also eine ganz allgemeine Bezeichnung, nannte. In ihm sind also Theoderich Strabo und Otachar zusammengeflossen.

Unsere Quellen zur Geschichte der Völkerwanderung sind keine preußischen Generalstabswerke. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß wir so viele Gestalten der Sage historisch nicht nachweisen können, selbst so hervorragende nicht, wie den alten Hildebrand, den Waffenmeister (Oberfeldherrn) Dietrichs. Für das eine oder andere ließe sich vielleicht noch ein historisches Vorbild ermitteln; so entspricht z. B. die Schilderung der Verhältnisse am Hofe Etzels im Nibelungenliede durchaus der Schilderung derselben, die uns ein Zeitgenosse des Königs von ihnen überliefert. . . . .

Wir kommen zur Frage nach der Entstehung der Heldensage.

Der Anfang ist ohne Zweifel ein noch ganz historischer Bericht, der sich an die Person des Helden knüpft. Dieser Bericht ist in der Heldensage immer mündlich. Daher seine Beweglichkeit und Wandelbarkeit. Er ist immer ein Bericht zum Ruhme des Helden, und so spiegelt er unwillkürlich die Ideale und Sitten der Zeit seiner Entstehung wieder. Nirgends tritt das deutlicher hervor, als in den beiden indischen Epen. Im Mahabharata sind die Ideale noch durchaus die des Kriegers; Waffengewandtheit, Tapferkeit, Stärke, Mut, List werden vor allem hervorgehoben. Das Ramajana zeigt eine andere Anschauung. Der König Rama ist ein großer Heiliger und Büßer, der seinen Gegner durch die größere Kraft seiner Buße überwindet, kein Kriegsheld mehr, sondern ein Mönch. Auch in der deutschen Heldensage läßt sich ein Wechsel in der Anschauung beobachten, wenn er auch nicht so tiefgreifend ist. — Gewerbsmäßige Erzähler, wir finden sie öfter erwähnt, sind die Be-

Digitized by Google

wahrer dieser Berichte. Natürlich sind ihre Talente verschieden. So wird sich der eine lediglich auf die einfache Wiedergabe des ihm überkommenen Materials beschränken, der andere strebt nach Rundung, Farbe und Plastik, er will fesseln und erzählt demgemäß. Den dritten aber interessiert allein das Problem; der Mensch, sein Schicksal, sein Charakter tritt ihm vor allem in den Vordergrund. Da muß der Stoff weichen, und wandelte ihn schon sein Vorgänger nach seinen Zwecken, so wird ihm die Idee alles, der Stoff nichts; er ist das Genie, das die Höhen erklimmt, der Schöpfer der Odyssee und des Nibelungenliedes. Natürlich gibt es zwischen diesen dreien zahllose Zwischenstufen, in deren Händen sich der Stoff einer unmerklichen, aber doch fortschreitenden Veränderung unterzieht, die in den Veränderungen von Sitten und Geschmack ihre letzte Ursache hat. Was dann zur Aufzeichnung gelangt, pflegt schon literarisch zu sein, also völlig bewußten Tendenzen zu entspringen. An den Veränderungen des Stoffes von seiner ersten Formung bis zu seiner schließlichen Niederschrift hat natürlich das Publikum, für das er bestimmt ist, einen entscheidenden Einfluß. Der Erzähler strebt nach Erfolg, denn nur dann ist ihm der Lohn, um den er erzählt oder vorträgt, gewiß. Einen schlechten Erzähler wird man ebenso ungern hören und entlohnen, wie einen schlechten Musikanten. Auch hier bringt es nur wirkliches Geschick und wirkliche Kunst zum Erfolg. Daher sind die Gedichte der deutschen Heldensage auch alle gut erzählt, wenn sie auch nicht immer gleich Kunstwerke sind. Der gute Vortrag war eben die Voraussetzung des Erfolges. Es ist schwer verständlich, daß es Gelehrte gegeben hat, die das nie begriffen haben und das Zusammenhangslose, Unmotivierte, Widerspruchsvolle als das eigentlich Charakteristische der sogenannten Volksdichtung angesehen wissen wollten. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Wählt doch nicht der Erzähler, sondern das Publikum aus, und gerade dies ist meist recht anspruchsvoll, wenigstens in jenen Kreisen, die hier allein in Betracht kommen, die, aus denen Heer und Herrscher erwuchsen, der Feudaladel also und seine Hintersassen, bis weit in das 14. Jahrhundert hinein der Hauptträger von Kultur und Bildung nicht nur in deutschen Landen.

Das Jahr 1767 kann als epochemachend für die Entwickelung der neueren deutschen Literatur bezeichnet werden. Es war das Jahr, in dem Lessing mit Erfolg als Hamburger Dramaturg seinen literarischen Feldzug gegen die modisch gewordene Ausländerei in Deutschland eröffnete. Man kann genauer sein und sagen, es war ein Feldzug gegen das Französische in Deutschland, der hier begann, die besten Kräfte der Nation

Digitized by Google

entfesselte und im Widerspruch zur herrschenden französischen die deutsche Klassik heraufführte. Französische Sprache, französische Sitten, die Unsitten nicht zu vergessen, französische Literatur vor allem beherrschten damals, das ist kein Zweifel, den alten Kontinent, soweit er sich zur Kultur zählte. Es ist nicht leicht zu verstehen, wie eine doch nur beschränkte Kultur von noch dazu keineswegs zweifelsfreiem Werte einen solchen Einfluß erlangen kann. Die Franzosen haben nie rein originale Geistesprodukte besessen, es läßt sich vielmehr leicht nachweisen, daß sie zu allen Zeiten nicht mehr als die geschäftigen Commis voyageurs der Ideen anderer waren. Sie haben jedoch unzweifelhaft ein bewunderungswürdiges Talent, diese Ideen anderer so zu etiquettieren und umzufälschen, daß selbst Kenner vorerst getäuscht werden und Originale zu sehen glauben, wo es sich doch höchstens um gelungene Kopien handelt, die noch dazu meist chauvinistisch aufgefärbt sind. Zweifellos ihre bedeutendsten Dichter sind Rabelais und Molière. Es bedarf jedoch keines großen Scharfsinns, die Zotologie eines Rabelais an Aristophanes anzuknüpfen, so wenig wie es verborgen ist, daß Molière durchaus im Fahrwasser der spanischen Entremeses segelt. Beide waren zweifellos geistig bedeutende Männer, und so haben sie es denn auch verstanden, ihren Produkten ein Ansehen von Selbständigkeit und Originalität zu verleihen, das ihre Vorbilder vergessen läßt. Aber man sehe nun, welchen Einfluß sie bei ihren Nachbaren gewannen. An Rabelais knüpft die grobianische Literatur in Deutschland an, und der Einfluß Molières ist noch beim Lessing zu spüren.

Schon das zwölfte Jahrhundert zeigt dies eigentümliche Talent der Franzosen. Die kirchliche Kultur des Mittelalters, von dem Franken Karl mit Waffengewalt nach Deutschland gepflanzt, zeitigte im 10. und 11. Jahrhundert eine lateinische Kultur von kaum übersehbarem Einfluß. Lateinisch wurde die Sprache der Gebildeten, wie es französisch im 17. und 18. Jahrhundert war. Eine Literatur erblühte daraus, die in den Dramen der Nonne Hrotsvit von Gandersheim und in Ekkehards Waltharius Höhepunkte erreichte, die nur von den carmina burana, Liedern wandernder Schüler in lateinischer Sprache, überboten wurden; keine internationale Literatur allerdings, sie läßt sich wohl national abgrenzen, aber doch in einer internationalen Sprache. Die Anregungen für Deutschland kamen in der Hauptsache aus Frankreich und Italien, der Rückschlag, der vom Internationalismus zum Nationalismus führte, kam, wie im 18. Jahrhundert, aus — England. Es würde aber ein Irrtum sein, wollte man das Engländertum als solches, dieses heuchlerische Gemisch von normannisch-fränkischer Rohheit und sächsisch-anglischem Hochmut, als den Impulsgeber betrachten. Wie im

Digitized by Google

sechzehnten Jahrhundert die Dramen des Römers Seneca mit ihren Schaudereffekten die reiche englische Dramatik heraufführte, die in Shakespeare und Webster ihre Höhe, nicht die Höhe der Dramatik überhaupt, wie fälschlich vielfach behauptet wird, erreichte, so gab auch dem ganz als Normannen schreibenden Galfred, Bischof von Monmouth, eine fremde Nation den Anstoß zu seiner wirkungsvollen britischen Königsgeschichte. Es waren die Kelten, die Bewahrer der klassischen Literatur der Griechen und Römer, aus deren Ueberlieferungen und reichen eigenen phantasievollen Produktionen Galfred jene Erzählungen vom König Artus und seiner Tafelrunde formte, die bald das ganze Abendland literarisch und stofflich beherrschten. Der Nordfranzose Chretien von Troyes arbeitete hiernach in nationaler Sprache sein großes Gedicht von Arthur ganz in französisch-nationalem Sinne als eine Art Tugendspiegel des Abendlandes, in wunderlichem Gemisch keltischer, englischer und romanischer Lebensanschauung ein Idealbild modernen Rittertums aufstellend, dem die Don Quijote ihrer Zeit mit Eifer zur Wirklichkeit zu verhelfen suchten. Der englisch-fränkischen Sinnlichkeit entsprechend dominiert hier durchaus das Weib, das Weib als solches. Sie ist tonangebend, für sie kämpfen die Ritter des Artus, nach ihren Befehlen handeln sie, nach ihrem Beifall streben sie. Diese verhängnisvolle Richtung fand in Deutschland durch Heinrich von Veldeke, einen Niederdeutschen, Eingang. Aber sie brachte doch auch die Rückkehr von der internationalen lateinischen zur nationalen deutschen Sprache. Dann aber milderten die großen und eigenartigen Talente, die sich der irischen Stoffe, die aber wohl nicht allein über Frankreich, vermutlich vielmehr auch durch die Schottenmönche über die Niederlande nach Deutschland kamen, für ihre großen Gedichte bedienten, die fränkische Aufmachung gewaltig und schufen sie ganz im national-deutschen Sinne um, so, daß man ihre fremde Herkunft nur noch an einzelnen übernommenen Zügen spürt. So schuf Wolfram von Eschenbach sein tiefsinniges grübelndes Mysterium vom Parzival und sein großer Antipode Gottfried von Straßburg sein lebensfrohes, geistsprühendes Gedicht von Isôts Liebe zum jugendfrischen Tristan. Man kann diese Richtung, die stofflich durchaus auf dem Auslande ruht, ohne Zwang mit der deutschen Romantik der Schlegel, Tieck und Genossen, Brentano, Hardenberg, im 18. und 19. Jahrhundert vergleichen. Wie sie, fußt sie durchaus im Katholizismus und bevorzugt in jeder Weise ausländische Stoffe und Formen. Aber diese mittelalterlichen Dichter waren Originalgenies und große Künstler, was ihre neuzeitlichen Kollegen nur in sehr viel geringerem Grade waren, und so haben denn ihre Werke einen bleibenden Wert gewonnen.

Digitized by Google

Neben der Romantik der Schlegel und Tieck war unsere moderne Klassik, wie sie in dem gewaltigsten Dramatiker der Weltliteratur und dem größten Lyriker und Gnomiker der Neuzeit, in Schiller und Goethe, kulminierte, durchaus national, auch in der Wahl der Stoffe, wie Schillers Wallenstein und Tell und Goethes Hermann und Dorothea zeigen.

Auch in der mittelhochdeutschen Literatur, der wir uns nun endgültig wieder zuzuwenden haben, bestand diese Richtung neben der herrschenden der Wolfram und Gottfried, es ist die Richtung der sogenannten Volkspoesie, deren Stoff die deutsche Heldensage ist.

Man kann als den eigentlichen Inhalt der deutschen Heldensage die Schicksale Dietrichs von Bern bezeichnen. Denn er ist die eigentliche Lieblingsgestalt der mittelhochdeutschen Heldengedichte, die wir als Volksepen zu bezeichnen uns gewöhnt haben; er und seine Gefährten sowie Etzel (Attila), der König, der ihm Schutz und Aufenthalt gewährte, sind es, deren Tun und Sichgehaben die Dichtung verherrlicht. Was daneben geht, ist sicher Produkt der späteren Zeit.

Man hat die Blüte der Heldensage in die Merowingerzeit (511—751) legen wollen. Es gibt aber keinen einzigen Grund, der uns dazu nötigte, am allerwenigsten aber wäre anzunehmen, daß sie im Frankenlande ihre erste Ausbildung und Höhe erreicht habe.

Alle Heldensage ist zunächst Stammessage. Erst der Einfluß ihres Trägers, ihrer Hauptgestalt, kann ihr ein weiteres Feld eröffnen, aber immer auch nur bei befreundeten Stämmen. Die deutsche Heldensage um Dietrich ist durchaus zunächst gotische Stammessage. Man muß aber das Verhältnis von Goten und Franken, die in dem zwischen ihnen liegenden burgundischen Reiche im Rhonegebiet als Rivalen aufeinanderstießen, arg verkennen, wenn man glauben machen will, Franken hätten sich je zur Verherrlichung ihres entschiedensten Widersachers, und das war Theoderich, hergegeben. Die Merowingerzeit schloß sich allerdings an die gotische Vorherrschaft an und versuchte sie, jedoch ohne durchgreifenden Erfolg, auch auf Deutschland auszudehnen. Wohl gelang dem Sohne des Reichsstifters, Theuderich, dem Wolfdietrich der Sage, ein Vorstoß ins Herz von Deutschland. Aber der Erfolg war nur vorübergehend, und erst der Franke Karl aus dem Hause der Arnulphinger erreichte die Aufrichtung einer Herrschaft, die von ferne an die des Theoderich erinnerte. Die Ermordung des Otachar durch Theoderich war ein beklagenswerter politischer Mord. Wir können es heute aber nicht mehr beurteilen, ob er nicht für die Sicherheit der gotischen Reichsgründung in Italien in jener wilden Zeit

Digitized by Google

unumgänglich notwendig war. Angriffskriege hat Theoderich nie geführt und die Richtschnur all seines Handelns war stets und allein das Wohl der von ihm widerspruchslos beherrschten Völker. Der Franke Karl (768—814) dagegen war ein Eroberer wie der Corse Napoleon. Seine Versuche, die Grenzen des Landes nach Spanien auszudehnen, hatten freilich ebensowenig Erfolg wie die seines neuzeitlichen Kollegen. Besser gelang es ihm bei den ewig uneinigen Deutschen. Hier rieb er die Wehrkraft ihrer Stämme eine nach der anderen auf. Natürlich nur, um die heidnischen Deutschen mit christlicher Religion und alleinselig machender fränkischer Kultur zu beglücken. Nicht ohne Widerstand. Denn die ewig kurzsichtigen Deutschen verstanden wie zu Augustus Zeit auch damals das ihnen winkende Heil garnicht. Aber Hinterlist, Heimtücke, Verrat, Grausamkeit, Roheit und die sich endlich ergebende Uebermacht unterwarfen ihm den größten Teil der deutschen Völker. Ein weiteres Vordringen verhinderte die zornige Drohung des streitbaren Dänenkönigs, er werde den Kaiser mit seiner Schiffsflotte in Aachen heimsuchen, wenn er nicht endlich davon abstehe, ihm zu Lande näher zu rücken. Unvergessen ist Karls Versuch, den Sachsenstamm auszurotten. Karls Reich zerfiel schon unter seinen Enkeln, und es währte gar nicht lange, da erhob sich auf den Trümmern der karolingischen Eroberungen in Deutschland unter Heinrich I. ein deutsch-nationales Reich (919). Erst von dieser Zeit an wird man von einer deutschen Heldensage reden können. Aber wir erfahren auch jetzt noch nichts rechtes von ihr. Es war die Zeit der beginnenden Blüte der lateinischen Literatur im Abendlande, die dieses und das folgende Jahrhundert durchaus beherrschte, und erst, als die mittelhochdeutsche Literatur mit Wolfram und Gottfried ihre Höhe erreichte, taucht auch sie auf, von Wolfram heraufgeführt.

Die Heldensage, deren Wurzeln wir oben aufzudecken gesucht haben, muß von dem Zeitpunkte an, wo sie aus dem historischen Berichte zur Sage erwuchs, bis auf Wolfram, der aus ihr die Nibelungensage erwähnt, natürlich eine erkennbare Entwickelung gehabt haben, die sie von der Stammessage zur Volkssage geführt hat. Sie muß auch einen Kreis gehabt haben, der sie gepflegt hat und ihren berufenen Bewahrern förderlich gewesen ist.

Da Dietrich als der eigentliche Held der deutschen Heldensage erscheint und Dietrich zweifellos gotischer Stammesheld gewesen ist, denn nur unter dieser Voraussetzung konnte er die Hauptgestalt der Heldensage werden, so muß der Ursprung der deutschen Heldensage, so weit sie sich um Dietrich konzentriert, zweifellos bei den Goten gesucht werden.

Digitized by Google

Der Rest der gotischen Armee ging in der Schlacht am Vesuv (553) mit ihrem Heldenkönige Teja unter. Was darnach noch übrig blieb, waren Trümmer: Frauen, Kinder, Knechte, und geringe Kontingente, die sich zum Teil in die Alpentäler nördlich der Po-Ebene zurückzogen. Diese Alpentäler sind aber wohl schon unter Theoderich, wie die Erbauung der Festung Trient höchst wahrscheinlich macht, von Goten unter Zurückdrängung der romanisierten Rätier kolonisiert worden. Noch heute hält man die hochgewachsenen stattlichen Bewohner des Vinschgaues für Nachkommen solcher gotischer Kolonisten, und die steten Zänkereien des streitbaren Tiroler Adels mögen in den ersten Kolonisationsfehden nach dem Falle des Gotenreiches in Italien wohl ihre letzte Ursache haben. Die folgende Herrschaft der Langobarden in der Po-Ebene hat hieran kaum etwas geändert. Waren doch die Langobarden mit den Burgunden Stammesgenossen der Goten, Ostgermanen, die sehr nahe verwandte Idiome sprachen. Das wurde anders, als zur Karolingerzeit von Norden her die Bayern und von Westen Franken ins Land drangen und sich mit der kaum zahlreichen Bevölkerung zu mischen begannen. Das gotische Idiom in den Bergen erlag den westgermanischen Eindringlingen ebenso, wie es in der Po-Ebene dem romanischen Idiom erlag, freilich nicht, ohne nachweisbare Spuren zu hinterlassen. Das bayrische enk und ös und die Diphthongierung der langen westgermanischen Vokale iu, î, û zu eu, ei, au sind doch wohl nur aus solchem Einfluß vom Gotischen her zu erklären. Die mittelhochdeutsche Schriftsprache als durchaus dialektfreie Gemeinsprache des 13. Jahrhunderts vermeidet allerdings die Diphthongierung, die dann im Neuhochdeutschen durchgeführt wurde, noch durchaus; sie entstammt aber auch nicht den Bergen, sondern der ihnen nördlich vorgelagerten Ebene.

Das friedliche Zusammenfließen der alpinen mit der bayrischen Sprache mußte naturgemäß auch das Verbreitungsgebiet der alpinen Sagen vergrößern. Der Handelsverkehr, überall der einzig wahre Kulturträger, war sicher auch hier der Vermittler, wie es im Gebiet der norddeutschen Hansa geradezu überliefert wird. Theoderich war stets ein Beschützer der Bayern gewesen. Wenn sein Name also noch im Gedächtnis der Bevölkerung lebte, konnte es nur in gutem Sinne sein. Seines starken Schutzes zu gedenken, lag für die Bayern Grund genug vor, als Karl 788 ihren Herzog Tassilo mitsamt seinem Hause in schmählicher Weise beseitigte und das Land zur fränkischen Provinz machte. Damals mögen die Sagen von Dietrichs Vertreibung und endlicher Rückkehr als Erretter von unwürdiger Knechtschaft, es war die Zeit der fränkischen Gaugrafen in Bayern, Gestalt gewonnen haben. Auch das Eindringen der Burgundensagen

Digitized by Google

muß in eine Zeit gesetzt werden, wo bayrisches und burgundisches Gebiet zu einer politischen Gemeinschaft gehört haben, wie es unter den Karolingern wiederholt der Fall war. Die Vereinigung der Dietrichssage mit den Burgundensagen muß später angesetzt werden.

Daß das Vordringen der Burgundensagen nach Osten und Nordosten mit dem fränkischen Vorstoße unter Karl in Zusammenhang steht, läßt sich mit einiger Sicherheit erweisen. Das Beowulfslied, ein episches Gedicht in angelsächsischer Sprache das uns nur in einer einzigen Handschrift erhalten ist, die man dem zehnten Jahrhundert zuweist, während man die Entstehungszeit des Gedichtes selbst in die Mitte des achten Jahrhunderts verlegt, — das Beowulfslied enthält eine Einlage, die man als Wälsungensage bezeichnet und die vom König Sigmund und seinem Sohne Fitela sowie von Sigmunds Drachenkampf handelt. An sie ist später die südburgundische Sage von Sigfrids, Sigmunds Sohns Tod, ich will sie nach ihrer Heimat die sabaudische (savoyische) nennen, angeschlossen worden, indem gleichzeitig der Drachenkampf Sigmunds im Beowulf auf Sidfrid übertragen wurde. Dieser Vorgang ist nun im Beowulf, also um die Mitte des achten Jahrhunderts, noch nicht geschehen. Damals war also die sabaudische Sage noch nicht in den Kreis der nördlichen Völker getreten. Die viel später, nach 1200, anzusetzende nordische Wolsungasaga hat den Anschluß bereits vollzogen und ausgebaut. Die noch spätere Thidrekssaga, die selbst angibt, daß sie auf deutschen Berichten beruhe, schließt aber statt der sabaudischen Sage gar die Sage von Genofeva und ihrem Sohne Siegfried an, ein deutlicher Beweis, daß bei solchen Zusammenschlüssen von Sagen vor allem die Namens-Gleichheit oder Aehnlichkeit entscheidend wirkt.

Wie die nordische Wälsungensage vor ihrer Vereinigung mit der sabaudischen Sage aussah, können wir also aus dem Beowulf einigermaßen entnehmen. Ein günstiger Zufall hat uns aber auch die Dietrichssage in einer Gestalt erhalten, in der ihre Vereinigung mit den burgundischen Sagen, ich will die Sage von Gunther und den Seinigen die rheinische nennen, noch nicht vollzogen war. Dies Dokument ist heute nicht mehr vorhanden, es ist beim Brande der Straßburger Bibliothek im Jahre 1870 mit so vielen anderen Kostbarkeiten leider zu grunde gegangen. Wir besitzen aber einen Abdruck, den der verdienstvolle Friedrich Heinrich von der Hagen im Jahre 1855 in seinem „Heldenbuch" davon veranstaltete. Es ist ein Stück der sogenannten „Alten Vorrede des Heldenbuchs", das außer in späten Drucken nur in jener Handschrift überliefert war und eine erklärende Einleitung und Ergänzung zu den dann folgenden Heldengedichten darstellen soll. Zu von der Hagens Abdruck

Digitized by Google

hat später Adolph Holtzmann in seiner Ausgabe des großen Wolfdietrich (Heidelberg 1865, Seite XVIII f.) Berichtigungen gegeben. Der Abdruck ist also gut beglaubigt. Er steht bei von der Hagen im ersten Band auf S. CXXI—CXXIV. Sein Inhalt ist so überaus merkwürdig und für die Entwicklung der Heldensage so wichtig, daß ich es mir nicht versagen kann, die Stelle hier, in die moderne Sprache umgesetzt, einzurücken. Sie gehörte nach von der Hagen zur Handschrift des großen Rosengartens.

Von den Helden und von den Herren von der Hunnen Land, welches Land jetzt Ungarn heißt und das Land des Königs Etzel aus Ungarland war.

Folgende Herren und Helden waren sämtlich König Etzels Gefolgsleute auf der Reise, als man in den Rosengarten [nach Worms] zog, um die Rosen zu kämpfen. Und es hieß Etzels Frau Herriche.

Dietrich von Berne war Dietmars Sohn, Hildebrand war Herbrandes Sohn, Mönch Elsan Hildebrandes Bruder. Amelung von Garten war Alpharts und Wolfharts Vater. Dem ward des Berners Land und sein Erbe und Frau Ute, seines Schwagers Weib, anempfohlen. Da sprach Amelung von Garten zu Hildebranden seinem Schwager, daß er ihm seine Söhne Alphart und Wolfhart empfohlen sein ließe.

Des Berners erstes Weib hieß Hertelin. Sie war eine Tochter des Königs von Portugal. Das war ein vortrefflicher König. Er kämpfte fortdauernd mit den Heiden und ward auch von ihnen erschlagen. Da kam der König Goldemar und stahl seine Tochter, daß die alte Königin vor Gram starb. Da kam der Berner und nahm sie Goldemar mit großer Mühe wieder ab. Sie war aber lauter und rein von Goldemar geblieben. Als nun dies sein erstes Weib gestorben war, da nahm er das zweite Weib. Sie hieß Herrad und war die Schwestertochter des Königs Etzel aus Ungarland. Und es hatte der Berner selbst vier Brüder, der eine hieß Ermenrich, der andere König Harlung, der dritte, Dieter der junge, wurde erschlagen.

Nun hatte der oben genannte Ermenrich einen Marschalk, der als erster das ganze Land zu verwalten hatte. Man nannte ihn den getreuen Sibich. Dieser hatte ein sehr schönes Weib und sie war auch gar bieder. Diese hätte Ermenrich zu gerne mal beschlafen. Und er stellte ihr lange Zeit nach, aber sie wollte ihm seinen Willen nicht tun. Da ging Ermenrich hin und schickte Sibich weit weg, so daß er zwölf Wochen draußen sein mußte. Derweilen fand der Kaiser, wie er es zu machen hätte, und richtete es mit anderen Frauen her, daß sie einen Schmaus herrichteten, und hatte es auch mit einigen Frauen

Digitized by Google

und auch mit seinen Dienern vereinbart, daß sie ihm Weg suchen hülfen, wie er über sie käme. Als nun der Schmaus hergerichtet war, da wollte es nicht gehen. Da richtete man nochmals einen Schmaus her, und dann noch zweimal. Und bei dem vierten Schmause bewirkte man es mit Hilfe verworfener Weiber, daß sie ihm zu Willen sein mußte. Das geschah zu Padua. Und das mußte sie tun gegen ihres Herzens Willen und mit großem Schmerz. Und so ward die Frau gar nie vergnügt und betrübt ewiglich bis an ihren Tod.

Da nun Sibich, ihr Mann, heimkam, da fing die Frau an und sagte es ihm, wie es ihr ergangen war. Da sprach ihr Mann: „Nun bin ich von jeher ein ehrlicher Mann gewesen und hat man mir den Namen gegeben: der getreue Sibich, nun will ich ein treuloser Mann werden und man soll mich den ungetreuen Sibich nennen.“ Und er machte sich auf und sprach zu seinem Herrn, dem Kaiser Ermenrich, er sollte sich des Landes der Kinder seines Bruders bemächtigen und sollte ihnen ein Schloß nach dem andern abnehmen. Das war das Land im Breisgau und um Breisach. Das hatte sein Bruder Harlung zweien Söhnen hinterlassen, die waren zwei starke junge Könige. Ihnen war zum Vogt, daß er ihr Land verwaltete, und zum Erzieher ein Herr, der war ein Held und man nannte ihn den getreuen Eckehard. Der saß auf einem Berge unterhalb Breisach. Der war der jungen Harlunge Erzieher.

Also schickte der Kaiser nach den jungen Harlungen, seines Bruders Kindern, und befahl, sie aufzuhängen. Und das geschah. Nun war an dem Tage der getreue Eckehard nicht daheim bei ihnen und hatte eine Reise zu Pferde wohin unternommen, um ihnen ihr Land zu versorgen. Darnach erfuhr es Eckehard gleich und ging hin und befahl und besetzte alle Schlösser, daß sie niemand hineinlassen sollten. Dann ritt der getreue Eckehard zu dem Berner in sein Land und sagte ihm, was geschehen war. Da fuhren der Berner und Eckehard in Ermenrichs Land und eroberten das Schloß, auf dem er saß, und erschlugen auch viele hundert Helden. Der Kaiser und Sibich aber kamen zu Fuß davon. Darnach erschlug er dem Berner manchen stattlichen Helden und fing ihrer wohl acht. Nun hatte auch Kaiser Ermenrich zwei Söhne, von ihnen hatte der Berner auch einen gefangen. Also schickte der Berner zu seinem Bruder König Ermenrich, daß er ihm seine Diener loslassen sollte, dann wollte er ihm seinen Sohn loslassen. Da entbot der Kaiser Ermenrich seinem Bruder widerum, er könne mit seinem Sohne machen, was er wolle, darum mache er sich keine Sorge. Wolle er seine acht Helden haben, so müsse er ihm all sein Land überlassen und darzu auch seinen Sohn frei, und zu Fuße fortgehen. Da wußte der Berner nicht recht, was er machen sollte, und rief

Digitized by Google

seine Ratgeber. Da sprachen seine Ratgeber, es wäre weniger, wenn er seine Helden verlöre, als sein Land, denn dann müßte er doch als armer Mensch leben. Da sprach der Berner: „Das wolle Gott nicht! Da ist ihrer auch nicht einer unter den acht Helden, läge er allein gefangen, ehe ich ihn verderben ließe, ich verließe eher mein ganzes Land." Und also gab der Berner dem Kaiser seinen Sohn und sein Land wieder und löste seine Helden, und gingen er und seine Diener zu Fuß weg. Da kamen sie zu Bechelaren zu Markgraf Rüdigers Weib. Die gab ihnen allen zu essen und zu trinken. Und da gingen sie fürbaß in ein anderes Schloß. Da kam der Markgraf Rüdiger zu Pferde angeritten und sah die Herren in einem Fenster liegen. Da ritt er in des Wirtes Haus, da sah er den Berner. Da kniete der Markgraf nieder. Da sprach der Berner: „Steh auf, ich bin ein armer Mann." Und sagte ihm, wie es sich zugetragen hatte. Da sprach der Markgraf zu dem Wirte: „Gib ihm zu essen und zu trinken so viel er mag." Da ließ der Markgraf Rüdiger dem Könige Etzel wissen, wie es den Herren ergangen wäre. Da kam der König Etzel mit reichem Gefolge und führte den Berner und seine Helden und den Hildebrand mit sich auf seine Burg zu Frau Herchin, König Etzels Weib. Nun war Frau Herche gar ein stolzes erfahrenes Weib. Als nun der Berner wohl acht Tage da gewesen war, da hatte sie den Berner neben sich und sprach also zu dem Berner: „Siehst Du, Berner, mein Herr Etzel hat einer Schwester Tochter, die hätte man längst verheiratet, aber man fand keinen Ebenbürtigen, dem man sie hätte geben können. Nun hat mein Herr viele Königreiche und viele Länder von Herren, Rittern, Knechten, die ihm verpflichtet sind, zu dienen; da will ich Dir verraten, daß Dir drei Königreiche werden. Mein Herr hat doch ohne das genug. So bekommst Du Dein verlorenes Gut zurück." Da ging der Berner, sich mit Hildebrand zu beraten. Da riet ihm Hildebrand: Sintemal es also gekommen wäre, und auch, weil sie ein edelgeborenes Weib wäre und ihm wohl gezieme, so wäre es klug, er folge dem Rate. So ward denn die Verlobung vollzogen, und es ward ein großer Hof gemacht und kamen viele Herren und Helden dahin. Da schickte der König aus Ungarland, so weit es war, wenn es nur sein eigenes Land war, nach allen Hengsten und Rossen, die man irgendwo finden konnte, und gab dem Berner und allen seinen Dienern Rosse und Pferde, und gab ihnen wohl achtzehn Tausend der besten Helden, und gewannen da des Berners Land alles wieder zurück. Also kam der Berner wieder zu seinem Land und Leuten.

Hier also haben wir die gotische Gestalt der Dietrichssage. Sie erscheint hier noch als reine Stammessage und läßt so die

Digitized by Google

uns genügend bekannten historischen Tatsachen noch genau erkennen. Allerdings, von Brüdern Theoderichs weiß die Geschichte nichts. Wohl aber besaß Theodemir, sein Vater, der Zeitgenosse und Freund Attilas, des Etzels der Sage, zwei Brüder, einen älteren, Walamir, und einen jüngeren, Widemir, der nach 474 in Nord-Italien starb. Die Heerscharen, die er führte, zogen dann unter seinem gleichnamigen Sohne nach Westfrankreich, das damals zu dem spanischen Westgotenreich gehörte. Die spanische Verwandtschaft Dietrichs hat also eine gute historische Grundlage. Im übrigen liegt hier insofern eine klare Verschiebung vor, als die Sage die Verhältnisse des Vaters auf den Sohn übertragen hat. Auffallend ist es nur, daß Ermenrich als vierter Bruder erscheint. Doch kann hier das Abstammungsverhältnis, der historische Otachar war als Skire höchstwahrscheinlich auch Ostgermane wie Theoderich, also sein Sprachgenosse, nachgewirkt haben. Noch nicht angeschlossen erscheint hier die Burgundensage, und von jenem gewaltigen Kampfe in Etzels Burg, den der Dichter des Nibelungenliedes in so unvergleichlicher Weise schildert, ist auch nicht einmal eine Andeutung vorhanden. Dietrich wird von Ermenrich vertrieben, er heiratet Etzels Nichte und erobert darauf mit Etzels Unterstützung sein Reich zurück. Das ist der einfache Inhalt der Sage. Vollständig fehlt noch jede Beziehung auf die Burgundensage.

Sehr zu beachten bleibt aber das schon hier stark hervortretende ethische Motiv der Treue: Dietrich gibt lieber sein Land auf, als daß er seine Helden im Stiche läßt.

Wir haben oben zwischen rheinischer und sabaudischer Burgundensage unterschieden. Jene ist die ältere. Sie hat den Untergang des rheinischen Burgundenreiches im Jahre 437 zum Gegenstande. Damals war Gunther König der Burgunden, ein Zeitgenosse Attilas, dem spätere Historiker die Vernichtung des Wormser Reiches zuschreiben, wovon freilich gleichzeitige Historiker nichts wissen. Daß die Burgunden auch nach ihrer Uebersiedelung vom Mittelrhein ins Rhonegebiet, etwa von Genf abwärts, das tragische Geschick ihres Königshauses nicht aus dem Gedächtnis verloren haben, wissen wir zuverlässig. Auch im Rhonegebiet erfüllte sich ihr Geschick in tragischer Weise. Sie erlagen den längst romanisierten Franken und gingen in der Folge in ihnen auf. Die Ursachen waren äußere, und ob sie so, wie sie überliefert werden, in allen Momenten zutreffen, wissen wir nicht einmal zuverlässig. Denn ihre Geschichte schrieben ihre Ueberwinder. Darnach soll der letzte Burgundenkönig Sigismund von den damals herrschenden Söhnen des Franken Chlodewech überfallen und getötet worden sein. Als

Digitized by Google

Anstifterin des Ueberfalls wird Chrotohilde, eine burgundische Königstochter, die zweite Gattin Chlodewechs, angegeben, und als Ursache eine Blutschuld, die ihr Onkel, Sigismunds Vater, auf sich geladen habe, indem er Chrotohildens Vater, seinen Bruder, bekriegt und getötet habe. Der Feldzug der Söhne Chrotohildens hatte jedoch einstweilen nur einen Scheinerfolg. Godomar, Sigismunds kriegerischer Bruder, stellte das Burgundenreich wieder her und behauptete sich viele Jahre gegen alle fränkischen Anfeindungen. Erst dem Könige Theuderich, dem ältesten Sohne Chlodowechs, der aber kein Sohn Chrotohildens, sondern ein außerehelicher Sohn seines Vaters war, gelang die endgültige Niederringung Burgundiens.

Wir müssen es als einen alten Erfahrungsgrundsatz aufstellen, daß Namengleichheit in der Sagengeschichte immer als die erste Ursache der Konzentration historischer Fakten auf eine Persönlichkeit angesehen werden muß. Für die burgundische Sage liegt eine solche Namengleichheit bei Godomar vor. Er war nach der historischen Ueberlieferung Gunthers jüngerer Bruder in Worms und Sigmunds jüngerer Bruder im sabaudischen Burgundenreich. Diese Namengleichheit mußte zunächst die mündliche Ueberlieferung verwirren, so daß ein Ausgleich geschaffen werden mußte. Er kam offenbar dadurch zustande, daß man den Untergang des Burgundenreichs unter Godomar mit dem des Burgundenreichs unter Gunther zusammenlegte. Dadurch wurde aber Segeriks Tod isoliert. Seine Ermordung und die Ermordung des Vaters der Chrotohilde flossen dann zusammen. Da aber Segerik als Jüngling in voller Jugendblüte starb, so wurde er zum Gemahl der Chrotohild, die damit aus dem fränkischen Kreise heraus und wieder in den burgundischen eintrat. Weitere Anknüpfungspunkte boten die Namen der Chrotohilde und des Theuderich. Chrotohilde floß mit der historischen Ildico, Attilas zweiter Gattin, zusammen, und Theuderich mit dem Ostgoten Theoderich, dem Dietrich der Sage. So entstand eine vollständig neue Verknüpfung aller Sagenelemente, die sich dann durch die Person Dietrichs an die gotische Heldensage anschloß. In dieser Form nun, d. h. als Fortsetzung der alten gotischen Heldensage, überliefert sie uns das alte „Vorwort zum Heldenbuch" in dem Abschnitt, der der Dietrichssage unmittelbar folgt. Dietrich, heißt es hier, hatte Siegfried, den Gemahl Chriemhildens, bei einem Kampfe in ihrem Rosengarten zu Worms erschlagen. Dadurch wurde Chriemhild Dietrichs und der Seinen Feind. Als sie nun später den König Etzel von Ungarland nach dem Tode seiner ersten Gattin geheiratet hatte, beschloß sie, den Tod Siegfrieds zu rächen. Sie lud Dietrich und die Seinen an den

Digitized by Google

Hof zu Ofen, wo Etzels Burg war, und noch viele andere Helden, darunter ihre Brüder und Hagen. Dann suchte sie Hagen aufzustacheln, daß er mit den Goten Streit anfinge. Hagen aber wollte nicht. Da reizte sie ihren zehnjährigen Sohn, Hagen ins Gesicht zu schlagen. Einmal ließ sich Hagen das gefallen, als es aber der Knabe auf Anstiften seiner Mutter zum zweiten Male tat, da zog er sein Schwert und schlug ihm das Haupt ab. Da entstand ein allgemeiner Kampf, in dem alle Helden bis auf Chriemhilds beide Brüder und Hildebrand erschlagen wurden. Da ging Hildebrand fort zu Dietrich, der während des Kampfes in einem anderen Hause weilte, und sagte ihm, was geschehen war. Da ging der Berner hin, fand Chriemhilds beide Brüder, überwand und band sie und ging dann weg. Da kam Chriemhild und fand ihre Brüder gebunden liegen. Da nahm sie ein Schwert und schlug ihnen die Köpfe ab. Dann ging sie weg, mit dem Schwert in der Hand. Da kam Dietrich zurück und fragte sie, ob sie den beiden die Köpfe abgeschlagen habe. Sie bejahte es. Da nahm er das Schwert und hieb sie mitten inne entzwei. Dann ritten der Berner und Hildebrand fort. Darnach ereignete sich ein Kampf vor Bern. Da wurden der alte Hildebrand erschlagen und König Günther, Chriemhilds Bruder, und alle Helden, die noch da waren, außer dem Berner. Da kam ein kleiner Zwerg und führte Dietrich hinweg, und weiß niemand, wo er geblieben ist. Das ist der Ausgang der Heldensage.

Die Neigung, die Geschichte der Helden bis zu ihrem Tode fortzuführen, erscheint schon beim Beowulf. Beowulf stirbt nach langer Regierung, nachdem er, schon ein Greis, einen Drachen, der das Land verheerte, erschlagen hatte, an den Wunden, die er in diesem Kampfe erhielt. Diese Episode ist zweifellos eine spätere Zutat, eben aus dem Wunsche entsprungen, die Geschichte des Helden mit seinem Tode abzuschließen. Daß hierbei die Geschichte des historischen Artus, der im Kampfe fiel, einen Einfluß ausgeübt hat, kann nicht wohl geleugnet werden. Nachzuweisen ist es freilich nicht. Der kymrische Artus wird am Ende seiner Laufbahn verräterischer Weise verwundet und dann nach Aballon, d. i. Apfelland, entrückt, einer der Inseln der Seeligen, die in den keltischen Sagen eine große Rolle spielen, wo sterbliche Menschen unsterblich leben. Die Geschichte von Dietrichs Ende, wie wir sie oben mitgeteilt haben, zeigt hier und da einige Verwandtschaft mit der Geschichte des Artus. Im großen und ganzen aber befinden wir uns durchaus auf anderem Boden und noch sehr weit entfernt von jener ausgeglichenen Harmonie und Kraft, wie sie das Nibelungenlied und die ihm verwandten großen epischen Gedichte des dreizehnten

Digitized by Google

Jahrhunderts aufweisen. Ueberall sehen wir noch die Anfänge. Noch fehlt ganz die Blutschuld Hagens, Siegfrieds Mörder ist vielmehr Dietrich. Dietrich weilt nicht mehr als Flüchtling am Hofe Etzels, sondern muß erst dahin eingeladen werden. Und an ihm, nicht an ihren Brüdern, will Chriemhild den Tod des Gatten rächen, was aber gänzlich mißlingt. Denn nicht Dietrich, sondern sie selbst trifft am Ende der Rachestahl. Auch gehen nicht alle Burgunden im Kampfe unter, Gunther stirbt später. Gestört erscheint das Verhältnis zwischen Chriemhild und ihren Brüdern. Es ist unverständlich, weshalb sie ihre Brüder tötet. Gunther gehört nicht zu den Getöteten. Also können es nur Godomar und Gislahar sein. Hier freilich bestand alte Feindschaft, die Feindschaft zwischen Chrotohilde und Godomar. Es ist also hier ein isolierter Zug der sabaudischen Sage stehen geblieben, die Gegnerschaft der Chrotohilde und der beiden Brüder Sigismund und Godomar, der letzten Burgundenkönige. Ganz eigenartig mutet es an, daß Dietrich den Siegfried erschlägt. Natürlich ist ursprünglich der fränkische Dietrich (Theuderich) gemeint. Auch die Lokalisierung in Worms ist auffällig, vielleicht aber auch schon keltischer Einfluß der Schottenmönche, die große Gelehrte waren, und deren Klöster wie ein Kranz Deutschland im Westen und Süden, von der Mündung des Rheins bis zur Quelle der Donau und von da bis an die Grenzen des Ungarlandes, umsäumten. Sie hatten ihre Blüte im achten und neunten Jahrhundert, also in einer Zeit, in die auch das Vordringen der Burgundensagen nach Deutschland gesetzt werden muß .... Ganz und gar fehlt noch Brunhild und der Zank der Königinnen. Es muß also zu der Zeit, als die Sage diese Gestalt gewann, die Empfindung für den Unterschied der Lebenszeit des historischen Gundahar und der Brunichildis noch durchaus lebendig gewesen sein. Das schwand dann später, und damit trat sie in Gunthers Kreis, aber wie ein Impuls zu ungeheurer Größe. Denn nun erst nahm die Phantasie jenen gigantischen Flug, der sie, losgelöst von aller historischen Schwere, zu jener Erhabenheit und Größe emporführte, die uns immer von neuem Bewunderung abzwingt.

Wir sind bis an die Schwelle der Blütezeit mittelhochdeutscher Dichtung gelangt. Erst jetzt lichtet sich das Dunkel vorgeschichtlichen Lebens, das über der deutschen Heldensage ruht, und das wir wenigstens in seinen wichtigsten Aeußerungen zu erhellen gesucht haben, Zeugnisse erstehen, vereinzelt, dann zahlreicher, bis plötzlich, unvermittelt und jäh, die ganze Fülle der Dokumente vor uns auftaucht.

Digitized by Google

II.

Das Dülmer Bruchstück.

(Ein neues Stück der Handschrift K.)

Das Dülmer Bruchstück, Besitz der Herzoglich Croy'schen General-Verwaltung in Dülmen in Westfalen, ist im Jahre 1911 von Professor P. M. Schneiderwirth in Bonn strophenmäßig veröffentlicht, aber leider nicht genau genug beschrieben worden, um die Identifizierung mit völliger Sicherheit durchführbar zu machen. Dank der Liberalität der oben genannten Verwaltung, die mir auf meine Bitte das Bruchstück bereitwilligst in der Königlichen Bibliothek zu Berlin zur Verfügung stellte, bin ich in der Lage, es im nachfolgenden Abdruck so genau wiederzugeben, als es durch den Buchdruck möglich ist.

Es handelt sich bei dem Bruchstück, wie mir von vornherein niemals zweifelhaft war und jetzt leicht zu erkennen ist, um die Reste eines Blattes der Handschrift K, und zwar eines Blattes, das dem zweiten Blatte des ersten Berliner Bruchstücks, Ms. germ. Fol. 587, das die Strophen L. 2254,3—2315,4 enthält, unmittelbar voraufging. Das Blatt war augenscheinlich von oben nach unten in vier Streifen zerschnitten. Der erhaltene Rest stammt aus dem dritten Streifen (von links nach rechts gerechnet) und endet auf der Rückseite mit dem Anfange der Strophe L. 2244. Die zwischen beiden Blättern fehlenden zehn Strophen standen auf der Rückseite der beiden ersten Streifen. Das erhaltene Bruchstück besteht aus zwei ungleich großen Teilen, einem längeren oberen Teil, der oben 6,5 cm, unten 7,2 cm breit, ca. 16 cm hoch und oben und unten beschnitten ist, sowie einem kürzeren Teil mit einem schriftfreien unteren Rande von 5 cm Breite. Bei diesem Teile ist die obere Zeile durchgeschnitten. Die Schrifthöhe beträgt hier noch 4,8 cm. Die Breite dieses Streifens ist 7 cm, die Höhe ca. 8 cm. Es fehlen zwischen beiden Stücken, wie die Anlage der ganzen Handschrift ausweist, genau dreizehn Zeilen, und dem längeren Stücke oben genau zwei Zeilen. Da der untere Rand des Blattes in dem kleineren Streifenteil erhalten, der obere aber in dem zweiten Berliner Stück (Ms. germ. Fol. 814) anscheinend noch unversehrt ist, so läßt sich die ursprüngliche Höhe des

Digitized by Google

Pergamentblattes feststellen, sie betrug ca. 35 cm. Die ursprüngliche Breite läßt sich nur annähernd bestimmen. Der innere Rand bis zum Schriftanfang beträgt auf der Vorderseite des ersten Blattes des 52zeiligen Doppelblattes (Ms. germ. Fol. 814) genau 1,6 cm, die Breite des Blattes bis zum äußeren Rande der zweiten Spalte 18 cm; die erste Spalte ist 8,3 cm, die zweite Spalte 8,1 cm breit, die durchschnittliche Breite einer Spalte also rund 8,2 cm. Rechnet man diese zur Breite des Blattes bis zum äußeren Rande der zweiten Spalte und 1,8 cm für den äußeren Rand, der doch gewiß nicht schmäler als der innere Rand war, hinzu (also 18 + 8,2 + 1,8 cm), so ergeben sich mindestens rund 28 cm für die ursprüngliche Breite des Blattes, das dann etwa 35 : 28 cm gemessen haben muß; wonach das vollständige Manuskript also einen recht respektablen Folianten repräsentierte.

Zu jeder Strophe sind auch hier fünf oder sechs Zeilen mit meist 10 oder 11 Silben verwandt. Jede Strophe beginnt mit einer vorgerückten roten oder blauen Initiale. Durch zwei Zeilen reichende Initialen, die stets ein Einrücken des Textes bewirkt haben, stehen bei Strophe 2217 (blau), Strophe 2223 (blau) und Strophe 2240 (rot). Die Initialen sind vom Schreiber der Handschrift in sehr kleiner Schrift angedeutet, es war also der Illuminator wohl nicht auch der Schreiber der Handschrift. Der Schluß der Reimzeilen ist durch einen Punkt bezeichnet. Erhalten sind auf den beiden Blattstücken die Reste von 35 Strophen zwischen Strophe 2205 und 2244, die beide nur zur Hälfte erhalten sind, nach der nôt-Redaktion, wie sie im wesentlichen durch die vollständige Berliner Handschrift J repräsentiert wird.

Aufgefunden wurde das Bruchstück Ende 1910 von Professor Dr. Schmitz-Kallenberg aus Münster in Westfalen bei der Inventarisierung der herzoglich Croy'schen Archive zu Dülmen in Westfalen; es befand sich unter dem Einbandmaterial zu Rechnungen aus dem 17. Jahrhundert. Schmitz-Kallenberg überließ es dem Professor P. M. Schneiderwirth in Bonn zur Publizierung, der es dann im vierten Hefte des 52. Bandes der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur (ausgegeben am 18. Januar 1911) Seite 356—360 zum Abdruck brachte.

Digitized by Google

Das Dülmer Bruchstück.

Vorderseite.

(Zwei Zeilen abgeschnitten.)

2205,2. l. daz kan ich niht gehey- kune 2214.
anneſ mût. diu rede dûht daz er
m geſellen gut. Deſ fiw 2215.
2206. ht gelangen ſprach aber daz ir
rihte iv ſo die ſeiten daz die sch
vart. ritet gein rine daz win o
t sagen. iwer uber mûte nimme
er niht uertragen. Gunther 2216.
2207. idelære ſwenne ir die enphie
rirret gûter done iwer lant. gi
der mŷz uil trube wer- helm va
*m*inen hant. ſwie halt von blu
er burgunden lant. Dankw 2217.
2208. ŷ im ſpringen wan daz mich
ie hiltebrant ſin oheim getan. d
geuie. ich wen du wolteſt wint. n
h dinen tvmben zorn. mi- aldrian
hûlde heteſtv immer mer Riſchart 2218.
(eine Zeile frei.) die het
2209. ewen meiſter grimme iſt ſich geſ
vmt er mir zenhanden die gun
r der degen gut. het er pranden
le mit ſiner hant erslage. Do vaht 2219.
daz erz wider ſpel nimer uil der
gesagen. hant. *m*
2210. l harte erzurnet der ber- ten in d
den ſchilt den zuhte wolf- die rek
*n*elle degen gût. alſam ein Do vaht 2220.

(dreizehn Zeilen verloren.)

2212,4. (nur die unteren Buchſtabenſpitzen der Zeile erhalten.) 2222,3.
(eine Zeile frei.) brant al
2215. geſcheiden indeſ ſtûr- Owe lie 2223.
aten die von berne als ir ſter hi
zehant do wante hilte- von volke
gen wider dan. do lief langer n
lfhart den chunen volke- chune v
(eine Zeile frei.) Do ſlůk er 2224.
2214. delære vf den helm gût. bant. ſtů

Digitized by Google

(Handſchrift K.)

Rückſeite.

(Zwei Zeilen abgeſchnitten.)

2224.	*n*.	ſlûk.	2234,4.
2225.	ie dietri	Si heten bede ein an	2235.
	ringe verre	tot getan. done leb	
	der ſwerte	der dietricheſ man.	
	z den helm	alte wolfharten val	
	(eine Zeile frei.)	vor ſime tode im n	
2226.	olkern tot.	Nv warn gar erſtorbe	2236.
	n ſin meiſte	man. vñ ouch die d	
	*n*en an mage	waſ gegan. da wol	
	e hagene	nider in daz blût. e	
	(eine Zeile frei.)	armen den helt ch	
2227.	· alte hilte-	ER wolt in vz dem ſa	2237.
	en von deſ	dan. er waſ ein teil	
	er geſellen	in ligen lan. do blik	
	t rûkter	der rewende man.	
	e dan.	im gerne ſin neve h	
2228.	*w*arten ſlûk	Do ſprach der tot wu	2238.
	n waſ ez leit	min. ir muget an diſ	
	n in der ſtar-	vrûm geſin. nv hute	
	handen wol	ia dunket ez mich g	
	(eine Zeile frei.)	nem herzen einen g	
2229.	lez howende	Uñ ob mich min mage	2239.
	untheres mā.	klagen. den næhſten	
	*n*en in dem	ir von mir ſagen. da	
	en manik	weinen wan ez ist a*n*	
	(eine Zeile frei.)	chunigeſ handen lige	
2230.	*w*olfharten	Jch han ouch hie in*n*	2240.
	e vinde ze	nen lip. daz ez *w*o	

(dreizehn Zeilen verloren.)

	(eine Zeile frei.)	ia waſ er chune ge	2242,4.
2233.	durch ſine	Der reke dietricheſ	2243.
	*v*on der wûn	vf den helt von tro	
	. er wûnte zv̂	ſere ſneit. done chuñ	
	man. ez het	den den gunthere	
	en getan.	in hagene durch ei*n*	
2234.	er wunden	Do der alte hiltebran	2244.
	r vallen hoher	enphant. do vorht	
	ſtarkez waffen	von der hagenen h	

Digitized by Google

III.

Zu Handschrift O.

(Teutonia VII, Seite 177.)

Mit dem Bruchstücke beschäftigte sich neuerdings eingehend Hermann Schmidt in der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur Band 54 (1913, Seite 88—98), wo auch die Frage nach der Verwandtschaft von O und d wieder behandelt wird, mit dem Ergebnis: „O und d gehen auf eine gemeinsame Vorlage *Od zurück." Auf einer Einlage wird dann das Blatt, von dem in O ein Rest vorliegt, nach ganzer ehemaliger Größe und Anordnung rekonstruiert, wobei der erhaltene und gegen von der Hagens Abdruck stark vermehrte Text gleichzeitig wieder abgedruckt wird.

IV.

Zu Handschrift U.

(Teutonia VII, Seite 179.)

Das Blatt gelangte mit anderen Sachen zusammen durch Kauf von Baron von Hardenberg in Säckingen im Jahre 1887 in den Besitz des Museums zu Nürnberg. (Notiz im Ankaufsverzeichnis des Kupferstichkabinetts des Germanischen National-Museums zu Nürnberg. Nach freundlicher mündlicher Mitteilung des Herrn Dr. W. Stengel daselbst.)

Das Stück gehört anscheinend mit dem Sterzinger Bruchstück der Klage, Hs. V., — die Bezeichnung rührt von Alfred Ursinus her — zu derselben Handschrift, wofür außer dem Schriftduktus auch Anlage und Höhenmaße der beschriebenen Flächen (beidemal 15 cm), sowie die Nähe der beiden Fundorte (Innsbruck und Sterzing) sprechen. Bei dem Sterzinger Bruchstück, das ich im Juli 1910 an Ort und Stelle sah, sind die abgesetzten Zeilen auf beiden Seiten ganz an den linken Rand jeder Seite, der etwa einen cm breit ist, gerückt, so daß wohl zwei Fünftel der Seite unbeschrieben sind, was deutlich zeigt, daß das Blatt für eine breitere Verszeile, die Nibelungenzeile, zugeschnitten ist.

Digitized by Google

V.

Das Trienter Bruchstück.

(Handschrift Y.)

Zwei Pergamentblätter, 17 : 14 cm groß, die nôt von Strophe 2293—2316 (B. 2356—79) in je 24 abgesetzten Versen, sechs Strophen, auf der ungespaltenen Seite enthaltend. „Das Bruchstück stimmt in allen Lesarten mit der aus Tirol stammenden Handschrift J und deren Abschrift h [!?] überein, dürfte also wohl in Tirol selbst niedergeschrieben worden sein." Der Herausgeber berechnet den Umfang der Handschrift, aus dem das Blatt stammt, auf 199 Blatt, wobei er allerdings die Strophendifferenz zwischen J und B miteinbeziehen will. Handschrift B enthält 2576 Strophen, welche Anzahl bei 6 Strophen auf der Seite 198 Blatt erfordern würde. Man müßte also annehmen, und das ist auch wohl gemeint, daß die Handschrift die große Lücke, die für Jh charakteristisch ist und die die Strophen L. 1456—1567 (B. 1616—1627) umfaßt, das sind 19 Seiten oder $9\frac{1}{2}$ Blatt bei 6 Strophen auf der Seite, nicht aufwies. Handschrift J weist von den Strophen der Handschrift B nach Bartschs Ausgabe nicht auf: Strophe B. 7—12, 16, 17, 19, 102, 103, 477, 1158, 1569, 1583, 1833 = 16 Strophen; dagegen enthält sie mehr: Strophe B. 330 a, b, c, 815 a, b, 905 a, 915 a, 969 a, 1001 a, 1112 a, b, 1124 a, 1261 a, 1575 a, 1585 a, b, c, 1857 a, 1898 a, b, 1900 a, b, 1911 a = 23 Strophen, wovon aber Strophe 330 a, b nur in d, Strophe 330 c nur in dk, 1573 a und 1585 a, b, c nur in Hd überliefert sind, so daß die Mehrstrophenzahl also auch nur 16 Strophen ausmacht. Es beträgt also die Strophendifferenz zwischen J und B hier auch nicht eine Strophe mehr für J. Rechnete man noch den Raum für 39 Ueberschriften, also vier mehr als J aufweist, das bekanntlich zu den ersten fünf Aventiuren keine Ueberschriften hat, dagegen allein gegen alle anderen Handschriften vor L. 1818 (B. 1880) eine solche bringt, mit 40 Zeilen dazu, so ergäbe sich eine in Berechnung zu ziehende Differenz von 10 Strophen für 2 Seiten oder 1 Blatt statt der erforderlichen 12 Strophen. Man müßte also annehmen, daß die Handschrift Strophe B. 1, die B bekanntlich fehlt, enthalten habe und

Digitized by Google

daß der Raum einer Strophe durch die Anfangsinitiale und Fehler im Pergament verbraucht worden sei. Dann allerdings würden volle 199 Blatt ausgefüllt werden. Aber auch dann noch bleibt das Resultat der Berechnung fragwürdig, da wir über die Ueberschriften der Handschrift nichts wissen. — Die Entstehung der Handschrift setzt der Herausgeber in das 14. Jahrhundert, also in die Zeit der Handschrift J (1323).

Das Bruchstück fand R. Wolkan in Wien, der es auch herausgegeben hat, im Jahre 1913 in der Stadtbibliothek zu Trient auf den Innenseiten des Deckels der Handschrift 1811 s 14, die eine ars concionandi und einige andere Sachen enthält und aus der erzbischöflichen Bibliothek in Trient stammt. Den Erzbischöfen in Trient gehörte zeitweilig die trauliche Burg Runkelstein am Eingang des Sarntals bei Bozen, an deren Hoffenster sich's an lauen Sommerabenden so schön sitzt und die der Vintler aus Bozen im 15. Jahrhundert so herrlich mit Fresken geschmückt hat. Vielleicht stammt also auch diese Handschrift aus dem nahen Vinschgau, wie Handschrift J.

Literatur: R. Wolkan in Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 39. Band, (Halle a. S. 1914) 1. Heft, ausgegeben am 20. September 1913. S. 221—224. — Ueber Runkelstein und seine Fresken vergleiche man u. a. den Bericht Emil Brauns in R. Ehwald, Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg, Gotha 1891, 8°. S. 100ff. u. S. 165.

Digitized by Google

VI.

Ein neues Bruchstück der Handschrift L.

Als Isak Collijn im Jahre 1910 in Skrifter utgifna af K. Humanistika Vetenskaps-Samfundet i Uppsala XIII, 3 „Neue Bruchstücke der Nibelungen-Handschrift L" veröffentlichte, die er aus der Inkunabel der Mainzer Seminar-Bibliothek F B II Nr. 712, einem Exemplar des Bernardinus Senenis Quadragesimale de christiana religione, 1490 in Basel von Amerbach gedruckt, losgelöst hatte, wies er (auf Seite 4) auch gleich darauf hin, daß das Buch noch ein Doppelblatt derselben Handschrift enthalten haben müsse, dessen Schriftreste auf der Innenseite des vorderen Deckels noch deutlich erkennbar seien. Ich habe mir die Inkunabel im September 1916 nach Berlin kommen und die noch stark hervortretenden Schriftreste in der Königlichen Bibliothek zu Berlin photographieren lassen. Hierbei ist das Bild durch Kehrprisma umgekehrt worden, so daß der Abzug ein Negativ gibt, auf dem die Schriftzüge als Positiv erscheinen, die sich nun leicht lesen ließen. Wie der folgende Abdruck zeigt, handelt es sich um Rudimente aus den Strophen L. 239—244 (B. 240—245). So winzig die Reste sind, so bieten sie doch einiges von Bedeutung, wie quamē in Strophe 243,1 und vor allem Zehen marc als Eingang von Strophe 241,3. So liest nach Bartsch nur noch Hs. A, alle anderen Handschriften lesen unde zehen marc. Die schon von Wilhelm Braune hervorgehobene nahe Stellung der Handschrift L zu Handschrift A findet hier also eine neue Bestätigung.

Ueber das Allgemeine von Handschrift und Fundort ist nichts weiter hinzuzufügen, es kann hier durchaus auf Collijns sehr sorgfältige Publikation verwiesen werden.

Bei dem folgenden Abdruck sind zur Erzielung einer besseren Uebersicht die Lücken zwischen den Schriftresten in kleinerer Schrift ergänzt worden.

Digitized by Google

Mainzer Bruchstück.

(Handschrift L.)

239,4. Da erblute ir liehtiu varwe

240. Jr schone . . .
Da mit lie . . .
Der w . . .
Sie fr . . .

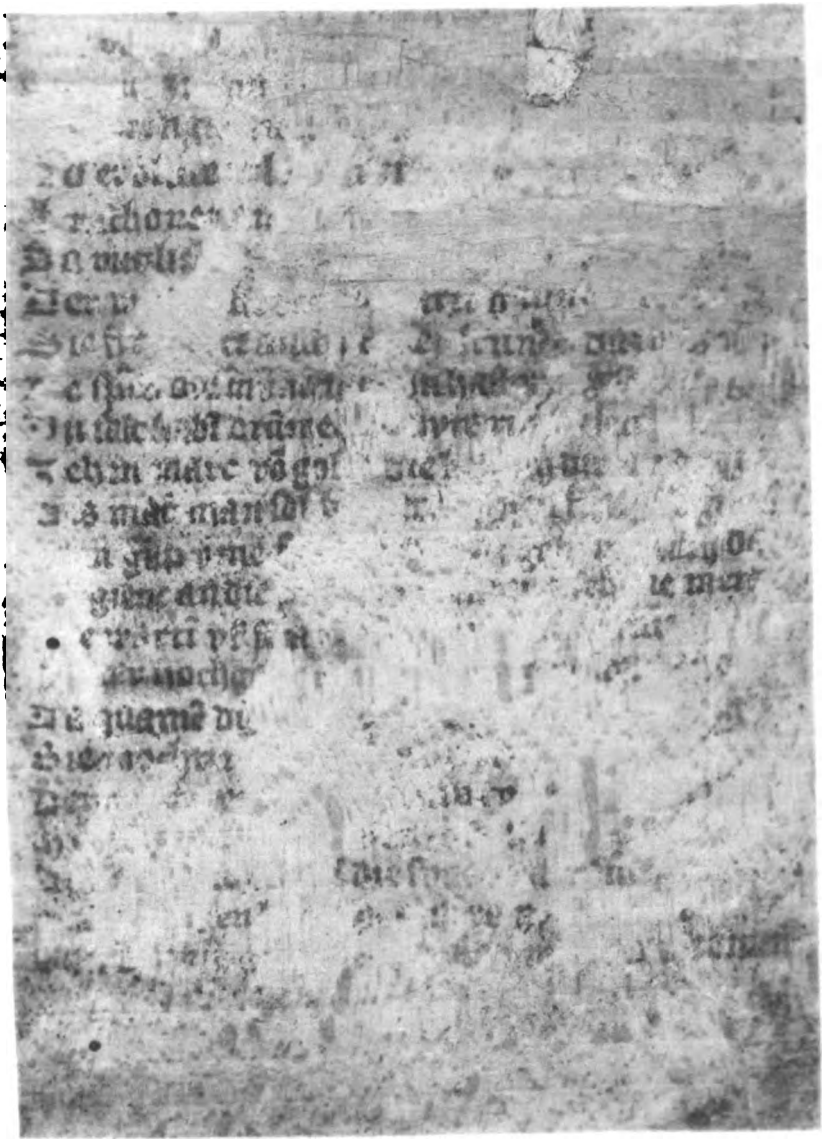
241. Do sp^{u}ch die minnecliche du ha . . .
Du salt habī drūme
Zehen marc vō golde die heiz ich dir trage
Des mac man solch . . .

242. Man gap yme sine miete
Dô gienc an die venster vil manec schœne m
Sie wartī vf d . . .
Vil der hochg . . .

243. Da quamē di
Sie mochtin
Der
M

244. Da enpfin er wol die sine die f . . .
Wan dem richen
. . . . . komen.

Digitized by Google



LICHTDRUCK VON ALBERT FRISCH, BERLIN W.

Nibelungen-Bruchstück L.

Schriftreste auf der Innenseite des vorderen Deckels der Inkunabel FB II Nr. 712 in Mainz. Strophe 239—244. (Original-Größe.)

Digitized by Google

Digitized by Google

VII.

Tabellarische Uebersicht

des Strophenbestandes der Texte A, B, C, J

nach der Ausgabe des Nibelungenliedes von Karl Bartsch.

Die nachfolgende Tabelle will eine Uebersicht des Strophenbestandes der Ueberlieferung des Nibelungenliedes geben, so weit er sich aus Bartsch's kritischer Ausgabe (Leipzig 1870—80, drei Bände) feststellen läßt. Es ist nötig, dies zu sagen, da Bartsch, worüber schon Richard von Muth klagte, keineswegs immer genau ist. Zwei Beispiele hierzu: L. 21 fehlt in Handschrift B und wird daher von Bartsch im Apparat (Band 2 S. 3 zu 20) gegeben. Nun gibt Handschrift J für L. 20 und 21 nur eine Strophe, die aus L. 20,1.2 und L. 21,3.4 gebildet ist. Hierzu notiert Bartsch: B. 21,3.4 (= L. 20,3.4) fehlen J. Bei B. 20,5.6 (= L. 21,1.2) ist nun zwar der Mehrbestand von A gebracht, daß diese beiden Zeilen aber J fehlen, ist nirgends gesagt. — Auf S. XXI der Einleitung von Band 1 seiner Ausgabe gibt Bartsch an, daß u. a. auch in J die Strophe B. 1837,5—8 aus dem liet-Texte Aufnahme gefunden habe. Im Apparat S. 226 ist diese Strophe aber, die im Texte auf S. 304 unten als Mehrstrophe von C abgedruckt ist, überhaupt nicht berücksichtigt.

Für die Aufstellung der Tabelle ist der Strophenbestand von Bartsch's Ausgabe (nach Handschrift B) maßgebend gewesen, daher hier durchweg nicht die Zählung Lachmanns (nach Handschrift A), sondern die von Bartsch verwandt worden ist. Es erscheinen demgemäß die Mehrstrophen von B gegen A hier als Fehlstrophen von A, was man beachten wolle. Von einer Umsetzung der Zählung von Bartsch in die Lachmanns glaubte ich besser absehen zu sollen, da der Apparat von Bartsch die Lachmannschen Zahlen leider nicht bringt, somit die ohnehin schon verwickelte Zählung dadurch nur umständlicher geworden wäre. Die Doppelzählung, wie sie Hermann Fischer neuerdings in praktischer Weise angewandt hat, war hier nicht durchführbar.

Digitized by Google

Uebrigens ist eine Umsetzung in die Lachmannsche Zählung mit Hülfe der Ausgabe von Piper (Leipzig 1889, Band 2) nicht schwer, wenn man berücksichtigt, daß Piper hinter B. 20 Strophe L. 21 aus Handschrift A in den Text aufnimmt, so daß die Zahlen Pipers von hier an um 1 höher als die von Bartsch sind. Die Zählungen stimmen übrigens bis Strophe 20 überein. Von Strophe 21 bis 339 zählt dann Bartsch eine Strophe weniger als Lachmann. Zwischen Strophe B. 340 und 720 liegt die Hauptmasse der Fehlstrophen von A gegenüber B. Bartsch Strophe 720 (am Schluß der 11. Aventiure, Anfang des VI. Liedes) entspricht Lachmann Strophe 683, Bartsch zählt also bis hier 57 Strophen mehr. Die dann noch bei Bartsch vorhandenen sechs Mehrstrophen (B. 940, 945, 1059, 1659, 1681, 1881 = L. 882a, 886a, 999a, 1598a, 1614a, 1818a) dürften dem Suchenden keine Schwierigkeiten mehr bieten. Hier möge gleich angefügt werden, daß ich bei der Bezeichnung der Mehrstrophen nicht der Art Lachmanns, der sie durch Weiterzählung der Verszeilen (5—8, 9—12 usw.) bezeichnete, sondern der einfacheren Art Pipers und Braunes gefolgt bin, die sie mit der Strophennummer, der sie folgen, und den kleinen Buchstaben des Alphabets bezeichnen, so daß also L. 882a heißt: Mehrstrophe nach Strophe 882.

Zur Orientierung sind den Aventiuren-Bezeichnungen aus den Zahlen Lachmanns auch noch die Holtzmanns beigefügt. Man wolle aber beachten, daß sich die Zahlen hier nicht immer entsprechen, da in den einzelnen Handschriften die Ueberschriften nicht immer auch vor denselben Strophen stehen.

Die Textverluste der vollständigen Handschriften, die auf Beschädigungen der Handschriften selbst beruhen, sind in der Rubrik Bemerkungen zur Aventiuren-Bezeichnung gebracht.

Nicht berücksichtigt sind die Umarbeitungen einzelner Strophen, die sich mehrfach finden, da sie offenbar zu den Lesarten zu ziehen sind. Doch finden sich hier einige Ausnahmen.

Um Raum zu sparen, ist bei A keine Rubrik für Mehrstrophen eingerichtet worden. Es mag daher hier gesagt sein, daß A gegen B nur drei Mehrstrophen aufweist, nämlich Strophe 1, Strophe 3 und Strophe 20.

Digitized by Google

B L g M c i **D** N S **b** von Strophe 269,2 an	A	C EG-R**a**--F[X] **D** N S **b** bis Str. 269,2		J H O **d**-**h** K Q i [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
1. Aventiure, L. 1—19, H. 1—18.						fehlen a und b.
1	.	.	.	.	1	aus A, fehlt B und Jh.
2	.	.	.	.	.	
3	.	.	[3]	.	.	aus A, fehlt B.
4-6	.	.	.	.	.	
7-12	.	.	.	.	7-12	fehlen Jdh.
13-15	.	.	.	.	.	
16, 17	.	.	.	.	16, 17	fehlen Jdh.
18	.	.	.	.	.	
19	.	.	.	.	19	fehlt Jh.
2. Aventiure, L. 20—44, H. 19—43.						fehlen a.
20	.	.	.	.	20, 3. 4	hier folgt in A Str. 20a.
—	.	.	.	20a, 3. 4	.	
21	.	.	.	.	.	
—	.	21a	.	.	.	
22-23	.	.	.	.	.	
24	.	.	24	.	.	
25-42	.	.	.	.	.	
43	.	.	.	.	.	
—	.	43a	.	.	.	
3. Aventiure, L. 45—137, H. 44—139.						fehlen a; 33, 3-43 fehlen b.
44-92	.	.	.	.	.	
93	.	.	.	.	.	
—	.	93a	.	.	.	
94	.	.	.	.	.	
95	.	.	95	.	.	
96-101	.	.	.	.	.	
102-103	102-103	.	.	.	102-103	fehlen Jdh.
104-130	.	.	.	.	.	
131	.	.	.	.	.	
—	.	131a	.	.	.	
132-138	.	.	.	.	.	
4. Aventiure, L. 138—263, H. 140—265.						fehlen a.
139-264	.	.	.	.	.	
5. Aventiure, L. 264—323, H. 266—328.						fehlen a.
265-271	.	.	.	.	.	
272	.	.	.	.	.	
—	.	272a	.	.	.	
273-324	.	.	.	.	.	
6. Aventiure, L. 324—376, H. 329—390.						325; 344-388 fehlen a.
325	.	weicht hier stark ab	.	.	.	
—	.	325a	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQI [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
326-327	.	.	.	.	.	
328	.	.	.	.	.	
—	.	328a	.	(330a,b)	.	nur in d (nicht in J).
329	.	.	.	(330c)	.	nur in dk.
330	.	.	.	.	.	
—	.	330a, b	.	.	.	
—	.	.	.	.	.	
331-334	.	.	.	.	.	
335	.	.	.	.	.	
—	.	335a, b	.	.	.	
336-339	.	.	.	.	.	
340-341	340-341	.	.	.	.	
342-344	.	.	.	.	.	
345-346	345-346	.	.	.	.	
347-352	.	.	.	.	.	
353	.	.	.	.	.	
354-357	354-357	.	.	.	.	
358-367	.	.	.	.	.	
368	368	.	.	.	.	
369	.	.	.	.	.	
370	370	.	.	.	.	
371-382	.	.	.	.	.	
383	.	.	.	.	.	
—	.	383a	.	.	.	
384-387	.	.	.	.	.	
388	388	.	.	.	.	

7. Aventiure, L. 377—450, H. 391—492. 389-395, 1 fehlen a.

389-395	.	.	.	.	.	
396-398	396-398	.	.	.	.	
399-400	.	.	.	.	.	
401	401	.	.	.	.	
402-408	.	.	.	.	.	
409	409	.	.	.	.	
410-411	.	.	.	.	.	
412-415	412-415	.	.	.	.	
416-438	.	.	.	.	.	
439	439	.	.	.	.	
440-441	.	.	.	.	.	
442	442	.	.	.	.	
—	.	442a	.	.	.	
443-444	.	.	.	.	.	
445	445	.	.	.	.	
446	.	.	.	.	.	
447	.	.	.	.	.	
—	.	447a	.	.	.	
448-452	.	.	.	.	.	
453	453	.	.	.	.	
454	.	.	.	.	.	
455	455	.	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQl [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
456-458	.	.	.	.	.	
459	459	.	.	.	.	
460-464	.	.	.	.	.	
465	465	.	.	.	.	
466-470	.	.	.	.	.	
471-473	471-473	.	.	.	.	
474-476	.	.	.	.	.	
477	.	.	.	.	477	fehlt Jh.
478-481	.	.	.	.	.	
8. Aventiure, C. 451—495, H. 493—536.						
482-505	.	.	.	.	.	
506	.	.	.	.	.	
—	.	506a, b	.	.	.	
507-511	.	.	.	.	.	
512	.	.	.	.	.	
—	.	512a, b	.	.	.	
513-517	.	.	513-517	.	.	
518	518	.	518	.	.	
519-520	.	.	.	.	.	
521	.	.	521	.	.	
522	.	.	.	.	.	
523-524	.	523,4-524,3	.	.	.	523,4-524,3 aus C, fehlt B und A.
525-528	.	.	.	.	.	
9. Aventiure, C. 496—537, H. 537—584.						
529	.	.	.	.	.	
530	.	.	.	.	.	in C stark abweichend.
531	531	.	531	.	.	
—	.	531a	.	.	.	
532	.	.	532	.	.	
533	.	.	.	.	.	
534	534	.	534	.	.	
—	.	534a	.	.	.	
535	.	.	535	.	.	
536-538	.	.	.	.	.	
539	.	.	.	.	.	fehlt a.
540-554	.	.	.	.	.	
555	555	.	.	.	.	
556-562	.	.	.	.	.	
563-564	563-564	.	.	.	.	
565-567	.	.	.	.	.	
568	568	.	.	.	.	
569-570	.	.	.	.	.	
571	571	.	.	.	.	
572	.	.	.	.	.	
573	573	.	.	.	.	
574	.	.	.	.	.	in Jh abweichend.
575-578	.	.	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD MSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQI [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
10. Aventiure, L. 538—636, H. 585—698.						
579-581	.	.	.	.	.	
582-583	582-583	.	.	.	.	
584-588	.	.	.	.	.	
589	.	.	589	.	.	
590-594	.	.	.	.	.	
595	595	.	.	.	.	
596-598	.	.	.	.	.	
599	599	.	.	.	.	
600	.	.	600	.	.	
601-604	.	.	.	.	.	
605	605	.	.	.	.	
606-610	.	.	.	.	.	
611	.	.	.	.	.	
—	.	611a	.	.	.	
612-627	.	.	.	.	.	
628	.	.	.	.	.	fehlt D.
629	629	.	.	.	.	
630	.	.	.	.	.	
631	631	.	.	.	.	
632-633	.	.	.	.	.	
634	634	.	.	.	.	
635-638	.	.	.	.	.	
639	639	.	.	.	.	
640-650	.	.	.	.	.	
651	.	.	.	.	.	
—	.	651a	.	.	.	
652	652	.	.	.	.	
653-658	.	.	.	.	.	
659	659	.	.	.	.	
660	.	.	.	.	.	
—	.	660a	.	.	.	
661-662	.	.	661-662	.	.	
663-673	.	.	.	.	.	
674	.	.	.	.	.	
—	.	674a-d	.	.	.	
675-680	.	.	.	.	.	
681	681	.	.	.	.	
682-689	.	.	.	.	.	
11. Aventiure, L. 637—666, H. 699—730. 722-723 fehlen a.						
690	.	.	.	.	.	
691	691	.	.	.	.	
692-694	.	.	.	.	.	
695	695	.	.	.	.	
696-697	.	.	.	.	.	
698-699	.	.	698-699	.	.	
700-710	.	.	.	.	.	702,1-3 fehlt D.
711	711	.	.	.	.	
712-718	.	.	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQI [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
719	719	.	.	.	.	
720-723	.	.	.	.	.	
12. Aventiure, L. 667—720, H. 731—784.						724-727 fehlen a.
724-756	.	.	.	.	.	
757	.	.	757	.	.	
—	.	757a	.	.	.	
758	.	.	758	.	.	
—	.	758a	.	.	.	
759-767	.	.	.	.	.	
768	.	.	768	.	.	
769-776	.	.	.	.	.	
777	.	.	.	.	.	
—	.	777a	.	.	.	
13. Aventiure, L. 721—756, H. 785—822.						
778-797	.	.	.	.	.	
798	.	.	.	.	.	798,1-4a fehlt a.
799-804	.	.	.	.	.	
805-812	.	.	.	.	.	805-813a fehlen h.
813	.	.	.	.	.	
—	.	813a	.	813a	.	in Jd.
—	.	813b	.	813b	.	in Jdh.
14. Aventiure, L. 757—819, H. 823—884.						
814-824	.	.	.	.	.	
825	.	.	825	.	.	
826-876	.	.	.	.	.	864,1-3a in A zweimal.
15. Aventiure, L. 820—858, H. 885—923.						
877-885	.	.	.	.	.	
886	.	.	.	.	.	fehlt b.
887	.	.	887	.	.	
888-904	.	.	.	.	.	
905	.	.	.	.	.	
—	.	905a	.	905a	.	in Jdh.
906-914	.	.	.	.	.	
915	.	.	915	.	.	
—	.	915a	.	915a	.	in Jdh und nach 905a noch einmal in d.
16. Aventiure, L. 859—942. H. 924—1013.						
916-936	.	.	.	.	.	
937	.	.	.	.	.	fehlt D.
938-939	.	.	.	.	.	
940	940	.	.	.	.	
941-944	.	.	.	.	.	
945	945	.	.	.	.	
946-963	.	.	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQI [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
964	.	.	.	.	.	
—	.	969a	.	.	.	
965-968	.	.	.	.	.	
969	.	.	.	.	.	
—	.	969a	.	969a	.	in Jdh.
970-994	.	.	.	.	.	
995	.	.	.	.	.	
—	.	995a	.	.	.	
996	.	.	.	.	.	
997	.	.	.	.	.	
—	.	997a	.	.	.	
998	.	.	.	.	.	
—	.	.	.	1001a	.	in Jdh.
999-1000	.	.	.	.	.	
1001	.	.	.	.	.	
—	.	1001a	.	.	.	
17. Aventiure, L. 943–1012, H. 1014–1083.						
1002-42	.	.	.	.	.	
1043	.	.	1043	.	.	
—	.	1043a	.	.	.	
1044-52	.	.	.	.	.	
1053-54	.	.	1053-54	.	.	
1055-58	.	.	.	.	.	
1059	1059	.	.	.	.	
1060	.	.	1060	.	.	
1061-71	.	.	.	.	.	
1072	.	.	.	.	.	fehlt a
—	.	1072a,b	.	.	.	
18. Aventiure, L. 1013–1040, H. 1084–1111.						
1073-1100	.	.	.	.	.	
19. Aventiure, L. 1041–1082, H. 1112–1165.						
1101-1111	.	.	.	.	.	
1112	.	.	.	.	.	
—	.	1112a,b	.	1112a,b	.	in JOdh.
1113-23	.	.	.	.	.	
1124	.	.	.	.	.	
—	.	1124a	.	1124a	.	in Jdh.
1125-35	.	.	.	.	.	
1136	.	.	.	.	.	
—	.	1136a	.	.	.	
1137	.	.	.	.	.	
—	.	1137a	.	.	.	
1138-39	.	.	.	.	.	
1140	.	.	1140	.	.	
1141	.	.	.	.	.	
1142	.	.	.	.	.	
—	.	1142a-h	.	.	.	Interpolat. (Kloster Corie).

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQI [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
20. Aventiure, L. 1083–1229, H. 1166–1315.						
1143-57	.	.	.	.	.	
1158	.	.	.	.	1158	fehlt Jh.
1159-62	.	.	.	.	.	
1163	.	.	.	.	.	fehlt b und a.
1164-72	.	.	.	.	.	
1173	.	.	.	.	.	fehlt a.
1174	.	.	.	.	.	
—	.	1174a	.	.	.	
1175-1245	.	.	.	.	.	
1244	.	.	.	.	.	fehlt b.
1245-51	.	.	.	.	.	
1252	.	.	1252	.	.	
1253	.	.	1253	.	.	fehlt d.
1254-60	.	.	.	.	.	
1261	.	.	.	.	.	
—	.	1261a	.	1261a	.	in Jdh.
1262-87	.	.	.	.	.	
1288	.	.	.	.	.	
—	.	1288a	.	.	.	
1289	.	.	.	.	.	
—	.	1289a, b	.	.	.	
21. Aventiure, L. 1230–1275, H. 1316–1362.						
1290-96	.	.	.	.	.	
1297	.	.	.	.	.	
—	.	1297a	.	.	.	
1298-1313	.	.	.	.	.	
1314	.	.	.	.	.	fehlt d.
1315-35	.	.	.	.	.	
22. Aventiure, L. 1276–1326, H. 1363–1413.						
1336-68	.	.	.	.	.	
1369	.	.	.	.	1369	fehlt Jh.
1370-83	.	.	.	.	.	
1384	.	.	.	.	.	fehlt b.
1385-86	.	.	.	.	.	
23. Aventiure, L. 1327–1361, H. 1414–1450.						
1387-1411	.	.	.	.	.	
1412	.	.	1412	.	.	
—	.	1412a, b	.	.	.	
1413-21	.	.	.	.	.	
24. Aventiure, L. 1362–1445, H. 1451–1538.						1450,3-1470a,3; 1496,2-1505 fehl. C.
1422-56	.	.	.	.	.	
1457-58	.	.	.	.	.	1457,2-1458,1 fehlen DNb.

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQI [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
1459-67	.	.	.	.	.	
1468	.	.	1468	.	.	
—	.	1468a-c	.	.	.	
1469	.	.	.	.	.	
1470	.	.	.	.	.	
—	.	1470a-c	.	.	.	
1471-1505	.	.	.	.	.	
25. Aventiure, L. 1446–1525, H. 1539–1625.						1506-1585 fehlen C.
1506-1615	.	.	.	.	.	
1516	.	.	.	.	.	1516-1585 sind ausgelassen in Jh.
1517-18	.	.	.	.	.	
1519	.	.	.	.	.	
—	.	1519a	.	.	.	
1520	.	.	.	.	.	
—	.	1520a, b	.	.	.	
1521-22	.	.	.	.	.	
1523	.	.	1523	.	.	
—	.	1523a	.	.	.	
1524-63	.	.	.	.	.	
1564	.	.	1564	.	.	
1565-70	.	.	.	.	.	
1571	.	.	.	.	.	
—	.	.	.	1573a	.	in Hd.
1572	.	.	.	.	.	
1573	.	.	.	.	.	
—	.	1573a	.	.	.	
1574-82	.	.	.	.	.	
1583	.	.	.	.	1583	in Hd.
1584	.	.	.	.	.	
—	.	1584a-e	.	1584a-c	.	in Hd.
1585	.	.	1585	.	.	
—	.	.	.	.	.	
26. Aventiure, L. 1526–1589, H. 1626–1693.						1586-1591,3 fehlen C.
1586-1620	.	.	.	.	.	1586-1627 sind ausgelassen in Jh.
1621-23	.	.	.	.	.	fehlen l.
1624-49	.	.	.	.	.	
27. Aventiure, L. 1590–1655, H. 1694–1757.						
1650-53	.	.	.	.	.	
1654	.	.	1654	.	.	
1655-58	.	.	.	.	.	
1659	1659	.	.	.	.	
1660-75	.	.	.	.	.	
1676	1676	.	.	.	.	
1677-94	.	.	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQI [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
1695	.	.	.	.	.	fehlt b.
1696-99	.	.	.	.	.	
1700	.	.	.	.	.	fehlt b.
1701-15	.	.	.	.	.	
1716-17	.	.	1716-17	.	.	
—	.	1715a-c	.	.	.	
28. Aventiure, Ł. 1655–1695, Ḥ. 1758–1798.						
1718	.	.	.	.	.	fehlt b, daf. 1718a-w (erste Interpolation 23 Strophen).
1719-28	.	.	.	.	.	fehlt a.
1729	.	.	.	.	.	
1730-43	.	.	.	.	.	
1744	.	.	.	.	.	
—	.	1744a	.	.	.	
1745-57	.	.	.	.	.	
29. Aventiure, Ł. 1696–1755, Ḥ. 1799–1861.						
1758-1816	.	.	.	.	.	
1817	.	.	.	.	.	
—	.	1817a-c	.	.	.	
30. Aventiure, Ł. 1756–1786, Ḥ. 1862–1893. 1818-1848 fehlen d.						
1818-32	.	.	.	.	.	
1833	.	.	.	.	1833	fehlt JKh.
1834-56	.	.	.	.	.	
1837	.	.	.	.	.	
—	.	1837a	.	1837a	.	in Jdh.
1838-48	.	.	.	.	.	
31. Aventiure, Ł. 1787–1857, Ḥ. 1894–1972.						
1849-72	.	.	.	.	.	
1873	.	.	.	.	.	
—	.	1873a	.	.	.	
1874-75	.	.	1874-75	.	.	
1876-78	.	.	.	.	.	
1879	.	.	.	.	.	
—	.	1879a	.	.	.	
Aventiuren-Ueberschrift in Handschrift J.						
1880	.	.	.	.	.	
1881	1881	.	.	.	.	
1882-87	.	.	.	.	.	
1888	.	.	1888	.	.	
1889-97	.	.	.	.	.	
1898	.	.	.	.	.	
—	.	1898a, b	.	1898a, b	.	in Jdh.
1899	.	.	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQl [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
1900	.	.	.	.	.	
—	.	1900a, b	.	1900a, b	.	in Jdh.
1901-10	.	.	.	.	.	
1911	.	.	.	.	.	
—	.	1911a-c	.	1911a	.	in Jdh.
1912-19	.	.	.	.	.	
1920	.	.	.	.	.	
—	.	1920a	.	.	.	
32. Aventiure, L. 1858–1887, H. 1973–2004.						1948,4-1950 fehlen b; 1921-1950 fehlen d.
1921-50	.	.	.	.	.	
33. Aventiure, L. 1888–1945, H. 2005–2083.						1951-1958,3 fehlen b; 1951-2008 fehlen d.
1951	.	.	.		.	
—	.	1951a	.	.	.	
1952-2001	.	.	.	.	.	
2002	.	.	.	.	.	
—	.	2002a, b	.	.	.	
2003-08	.	.	.	.	.	
34. Aventiure, L. 1946–1964, H. noch 33. Av.						2009-2027 fehlen d.
2009-10	.	.	.	.	.	
2011	.	.	2011	.	.	
2012-25	.	.	.	.	.	
2026	.	.	.	.	.	
—	.	2026a	.	.	.	
2027	.	.	2027	.	.	
—	.	2026b, c	.	.	.	
35. Av., L. 1965–2017, 34. Av. H. 2084–2136.						
2028	.	.	.	.	.	
2029	.	.	.	.	.	fehlt D.
2030-34	.	.	.	.	.	
2035	.	.	.	.	.	fehlt a.
2036-80	.	.	.	.	.	
36. Av., L. 2918–2071, 35. Av. H. 2137–2192.						
2081-82	.	.	.	.	.	
2083	.	.	.	.	.	fehlt b.
2084-85	.	.	.	.	.	
2086	.	.	.	.	.	
—	.	2086a	.	.	.	
2087-2119	.	.	.	.	.	
2120	.	.	.	.	.	
—	.	2120a	.	.	.	
2121-34	.	.	.	.	.	

Digitized by Google

B LgMciD NSb von Strophe 269,2 an	A	C EG-Ra--F[X] DNSb bis Str. 269,2		J HOd-hKQl [Y]		Bemerkungen
	fehlt	mehr	fehlt	mehr	fehlt	
37. Av., L. 2072–2171, 36. Av. H. 2193–2293. 2135-2234 fehlen d.						
2135-56	.	.	.	.	.	
2157	.	.	.	.	.	
—	.	2157a	.	.	.	
2158-2199	.	.	.	.	.	2199,2-2201,1 fehlt b.
2200	.	.	2200	.	.	
2201-21	.	.	.	.	.	
2222	.	.	.	.	.	
—	.	2222a	.	.	.	
2223-33	.	.	.	.	.	
2234	.	.	.	.	.	fehlt b.
38. Av., L. 2172–2260, 37. Av. H. 2294–2382. 2235-2323 fehlen d.						
2235-90	.	.	.	.	.	
2291	.	.	.	.	.	
—	.	2291a	.	.	.	
2292-2320	.	.	.	.	.	
2321	.	.	2321	.	.	
2322-2323	.	.	.	.	.	
39. Av., L. 2261–2316, 38. Av. H. 2383–2440. 2324-2379 fehlen d.						
2324-67	.	.	.	.	.	
2368	.	.	.	.	.	
—	.	2368a	.	.	.	
2369-75	.	.	.	.	.	
2376	.	.	.	.	.	2376,3. 4 } fehlen b,
2377	.	.	.	.	.	2377,1. 2 } dafür:
—	.	.	.	.	.	2376a, b, c (zweite Interpolation).
2378	.	.	.	.	.	
2379	.	.	2379	.	.	
—	.	2379a, b	.	.	.	

Digitized by Google

VIII.

Der Stammbaum der Nibelungenhandschriften.

Die handschriftlich auf uns gekommenen Werke des Mittelalters zeigen in ihrer Ueberlieferung oft genug Differenzen in Form und Sprache, auch hinsichtlich einzelner Züge selbst, die hier enthalten sind, dort fehlen, also Auslassungen und Zusätze, die keineswegs immer auf bloße Irrtümer und Versehen der einzelnen Schreiber zurückgeführt werden können, etwa analog den Fehlern in modernen Drucken. Bei Werken, die in vielen Handschriften überliefert sind, gehen diese Differenzen bisweilen recht weit, so daß man über das, was der Autor selbst sagen wollte, oft recht stark im Unklaren sein kann. Man wird in solchen Fällen die gesamte Ueberlieferung prüfen müssen, um zu einem Urteile über die Absichten des Autors zu gelangen. Oft freilich genügt auch das noch nicht, und man muß auch die Kultur und den Sprachgebrauch seiner Zeit und seiner engeren Heimat hinzuziehen. Zunächst freilich handelt es sich um die schriftliche Ueberlieferung. Im allgemeinen muß sie ja zusammenstimmen und nur Einzelheiten werden auseinandergehen. Das ist nun aber selten oder nie so, daß jede einzelne Urkunde der Ueberlieferung, jede Handschrift also, an entscheidender Stelle eine andere Ueberlieferung, eine andere Lesart bietet. Gewöhnlich bieten mehrere Handschriften dieselbe oder doch nahezu dieselbe Lesart, denen andere mit abweichender Lesart gegenüberstehen. Nur eine dieser Lesarten kann die ursprüngliche, die vom Autor gewollte sein, und es wird darauf ankommen, sie zu ermitteln. Die ursprüngliche Lesart bot die Urschrift des Autors. Der Urschrift gleich ist eine Abschrift zu stellen, die der Autor selbst durchgesehen und verbessert hat[1]). Das sind jedoch ganz vereinzelte Fälle der Ueberlieferung. Gewöhnlich besitzen wir eine Reihe von Abschriften, die auf eine Urschrift zurückgehen, die wir nicht kennen. Gehen diese Abschriften sämtlich auf die Urschrift zurück, sind sie also sämtlich direkt vom Original genommen, so wird die Urschrift durch einfaches Vergleichen aus ihnen zu gewinnen sein. Diejenige Lesart, die die

[1]) Ein solcher Fall liegt bekanntlich bei der Wiener Otfried-Handschrift vor.

Digitized by Google

meisten Handschriften aufweisen, muß dann als die ursprüngliche gelten. Eine andere Möglichkeit der Ueberlieferung wäre es, wenn jede folgende Abschrift des Originals eine solche der voraufgehenden wäre. Hier hätten wir dann eine kettenartige Ueberlieferung, bei der jede ältere Handschrift jede spätere entwerten würde. Diese einfachen Formen der Ueberlieferung kommen wohl kaum vor. Der gewöhnliche Zustand ist der, daß von einem Original eine oder mehrere Abschriften genommen werden, und daß diese Abschriften dann wieder abgeschrieben werden und die so gewonnenen neuen Handschriften weiteren Abschriften zur Grundlage dienen, und so fort. Dazwischen können auch wieder Abschriften, die auf das Original selbst oder doch auf eine unmittelbar aus ihm geflossene Handschrift zurückgehen, entstehen. Schon hieraus ergibt sich, daß die Ueberlieferung von vorn herein recht differenziert sein kann. Dazu kommt dann noch, daß es ganz gewöhnlich ist, daß der mittelalterliche Schreiber Ausdrücke, die er nicht lesen kann oder nicht versteht, weil sie in seiner Heimat nicht üblich sind, durch solche, die ihm geläufig sind und ihm auch in den Zusammenhang zu passen scheinen, ersetzt. Endlich kann er sich verschreiben. Da Korrekturen in Büchern nicht gerade zu den Schönheiten gehören, wird er leicht geneigt sein, nicht die Schrift, sondern den Text zu verbessern, was namentlich bei strophischen Gedichten außerordentlich verhängnisvoll werden kann. Ein Schreiber, der phantasie- und formgewandt genug ist, fügt auch wohl einzelne kleine Züge, die ihm passend und interessant erscheinen, in seinen Text ein, oder er läßt auch einmal kleine Partieen aus, alles nicht gerade zum Ergötzen neuzeitlicher Kritiker und Textemendatoren, die dadurch arg fehlgeleitet werden können. Das alles sind bekannte Tatsachen, und es wäre nicht schwer, gerade aus dem Nibelungenliede eine Musterkarte solcher Schreibertätigkeit zusammenstellen. Ein paar Beispiele mögen genügen.

Die Münchener Handschrift A hat nach Strophe L. 20 eine Strophe (L. 21), die so in keiner Handschrift vorkommt. Der Text lautet hier nach Lachmann:

20. Dô wuohs in Niderlanden eins rîchen küneges kint
(des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sigelint),
in einer bürge rîche, wîten wol bekant,
niden bî dem Rîne: diu was ze Santen genant.

21. Ich sage iu von dem degne, wie schœne der wart.
sîn lîp vor allen schanden was vil wol bewart.
stark unde mære wart sît der küene man.
hey waz er grôzer êren ze diser werlde gewan!

Digitized by Google

Von diesen acht Versen stehen die ersten beiden in allen Handschriften. Da sie in der Oekonomie des Liedes auch erforderlich sind, so sind sie damit gut beglaubigt. Die letzten beiden Zeilen aber erweisen sich, außer durch ihren besonnenen Inhalt, durch die Verwendung des Adjektivs mære, berühmt, das zur Blütezeit der höfischen Dichtung schon ziemlich ungebräuchlich war, als recht alt. Anders sieht es mit den dazwischen liegenden vier Zeilen aus. Zeile 5 und 6 sind leeres Gerede ohne Inhalt. Dagegen bringen Zeile 3 und 4 einen neuen Zug: Siegfried wohnt in Santen. Santen kehrt nur noch einmal im Nibelungenliede wieder, in Strophe L. 653 (B. 708). Aber diese Strophe ist höchst verdächtig, weil sie einmal den Satzbau der voraufgehenden Strophe ohne Not weiterführt und dann inhaltlich nicht in den Zusammenhang paßt. Nach den voraufgehenden Strophen hören Sigmund und Sigelinde, daß Siegfried und Kriemhild kämen und schon nicht mehr ferne seien. Da machen sich beide auf und reiten ihnen entgegen. Dann heißt es, sie empfingen Kriemhilden mit großer Freude. Der Uebergang ist ganz in der schnellvordringenden rhapsodischen Art, die den Dichter charakterisiert. Dazwischen steht nun die Strophe 653, die die Situation vollständig verwirrt. Sigmund und seine Frau reiten eine tageweide, der Ausdruck kommt nur hier vor, sie ritten darnach also einen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, denn solange dauert die Tageweide, dâ man die geste sach. „Die Kundigen und die Fremden litten Ungemach, bis sie zu einer weiten Burg kamen, die Santen hieß, wo sie später Krone trugen". Die syntaktische Konstruktion ist hier völlig in Unordnung geraten. Wer sind die Kundigen und die Fremden, die hier Ungemach leiden, und wo liegt die Burg, zu der sie endlich gelangen? In der Mitte zwischen den Parteien? Dann gehören Sigmund und Sigelinde zu den Kundigen und der heimkehrende Siegfried und Kriemhild zu den Fremden, und zwischen Ihnen lag Santen in der Mitte. Denn erst hier fand ja nach der Versfolge der Empfang statt. Wo saß dann aber Sigmund? Oder war man vorher an Santen vorbeigeritten und kehrte nun dahin zurück? Davon steht aber nichts da. Und Siegfried kann auch nicht ohne Zwang zu den Fremden gerechnet werden, da er hier ja doch in der Heimat ist. Die ganz unpassende Strophe ist eine Interpolation. Das leuchtet sofort ein, wenn wir hören, daß eine andere Handschrift auch am Anfange des Liedes Santen nicht nennt. Es ist die Berliner Handschrift J, die von den obigen acht Zeilen, von denen wir Zeile 5 und 6 schon beanstandet haben, auch Zeile 3 und 4 nicht bringt, sondern statt L. 20 und 21 vielmehr eine Strophe, die L. 20, 1, 2 und 21, 3, 4 allein enthält. Diese Handschrift ist jünger als Hs. A, bietet aber gleichwohl

Digitized by Google

allein von allen Handschriften an dieser Stelle den offenbar ältesten Text[1]).

Der gleiche Fall des Hinzufügens eines kleinen Zuges liegt bei der bekannten Bahrprobe vor. Es handelt sich um die vier Strophen L. 984—987 (B. 1043—1046). Diese Szene, in der Günther geradezu frech lügt, Hagen sich ganz passiv verhält und Kriemhild ihn ohne Umstände als Siegfrieds Mörder bezeichnet, ist hier ganz und gar nicht am Platze und steht daher auch in denkbar schroffstem Gegensatze zu Str. L. 1728. Bis zu dieser letzteren Strophe durfte Kriemhild nur den sicheren Verdacht haben, der sich aus Str. L. 845 ergab. In Strophe L. 845 (B. 902) hat Kriemhild dem Hagen ganz allein das Geheimnis von Siegfrieds Verwundbarkeit anvertraut. Hieraus mußte sich ihr Verdacht gegen Hagen ergeben. Aber der Beweis für die Richtigkeit des Verdachtes wurde ihr erst, als es Hagen Strophe L. 1728 (B. 1790) ohne Umschweife zugab, daß er Siegfried erschlagen habe. Daher konnte sie ihn bis zu zu diesem Momente auch nur wegen des Hortraubes in Anspruch nehmen. Man verkennt die Oekonomie der Dichtung gründlich, wenn man das übersieht. Die vier Strophen von der Bahrprobe sind also interpoliert, die Quelle kann Hartmanns Iwein sein, natürlich braucht er es nicht direkt zu sein, das heißt, der Interpolator braucht, als er seine Strophen baute, nicht geradezu eine Handschrift des Iwein vor sich gehabt zu haben. Dann freilich hat er sich dem übrigen Inhalte der Stelle angepaßt[2]).

Handschrift C liest in Strophe L. 1052,7 (B. 1112,7):

der künic hât mir getân
sô vil der herzen swære gar âne mîne scholt.

Handschrift J liest hier: vil gar unverscholt. — Der Ausdruck unverscholt kommt im Nibelungenliede nach Bartsch's Wörterbuch nicht weiter vor. Dagegen weist ihn Zarncke[3]) bei Rudolf von Rotenburg, Walther von Klingen und in Ulrich von Türheims Fortsetzung von Gottfrieds Tristan, und zwar ebenfalls im Reime, nach. Der Ausdruck bietet also an sich nichts anstößiges, er wäre mit: „ganz und gar ohne

[1]) Braune, Beitr. 25, 178f., gelangt auf anderem Wege zu demselben Resultat.

[2]) Wolfgang Golther, Die Deutsche Dichtung im Mittelalter (Stuttgart 1912), S. 299: „In den Quellen des Nibelungengedichtes kam dieser Zug nicht vor." Ferner ebenda S. 300: „Der an und für sich wirkungsvolle Zug erweist sich im Nibelungenlied schon dadurch als später Einschub, daß er auf die Handlung keinen Einfluß nimmt." — Er ist vielmehr sogar recht störend. Golther hält übrigens einen direkten Einfluß des Iwein für tatsächlich vorliegend.

[3]) Zur Nibelungenfrage, Leipzig 1854, S. 21.

Digitized by Google

Ursache" wiederzugeben. Daß dieser Ausdruck der Situation angemessener ist, als das ganz persönliche „ohne meine Schuld", was zudem nicht einmal zutrifft, leuchtet ohne weiteres ein. Die Strophe, in der der Ausdruck vorkommt, gehört zu den Mehrstrophen von C, und zwar zu jenen, die sich auch in J finden, also einer Handschrift der nôt-Gruppe. Handschrift J hat in diesem Falle unzweifelhaft den passenderen Ausdruck. Es ist nicht gut anzunehmen, daß derselbe von dem Schreiber von J eingesetzt worden sei, dazu ist er zu fein nüanciert. Man muß vielmehr damit rechnen, daß J hier eine ursprünglichere Wendung bewahrt hat, die dem Schreiber von C vielleicht wegen der Wiederholung des vil anstößig, vielleicht auch nicht mehr verständlich gewesen ist und die er daher entsprechend geändert hat.

Eine ganz freche Interpolation, die aber so in allen Nottexten steht (die Liedtexte schwächen ab) und damit ihr Alter bekundet, ist die berüchtigte Strophe L. 1849: Kriemhild läßt ihren Sohn holen, um den Ausbruch des Streites herbeizuführen.

Eine eigentümliche Behandlung pflegen Zeitangaben zu erleiden. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß der Urtext hier sehr viel sparsamer als die Ueberlieferung war, und daß ein recht guter Teil dieser zeitlichen Genauigkeiten den Angriffen der geistlichen Autoren zu verdanken ist. Denn gerade hier finden sich bisweilen die größten Abweichungen. So liest z. B. die Münchener Handschrift D und in Uebereinstimmung mit ihr Hundeshagens Handschrift b in Berlin in Strophe L. 144, 1 bei der Kriegserklärung der Dänen und Sachsen am Hofe zu Worms:

Iz sol in churtzen stunden ir reise her geschehen,

ein Ausdruck, der an dieser Stelle durchaus passend und sachgemäß ist. in kurtzen stunden heißt: ohne Aufschub. Dies ist also sicher der ursprüngliche Wortlaut. Die Handschriften A, B und C bringen jedoch statt der allgemeinen eine bestimmte Angabe: inre zwelf wochen. Und zwar ändern A B auch den Wortlaut: diu reise muoz geschehen, während C ihn beizubehalten sucht: ir reise sol geschehen[1]). Es haben hier also späte Handschriften das ursprüngliche bewahrt, das in älteren Handschriften schon beseitigt erscheint. Die auf L 144 folgenden Strophen des Dichters bestätigen es, da erscheint nirgends mehr eine bestimmte Zahl.

Die Emendation hat das Werk des Dichters zum Ziel. Bei der Mannigfaltigkeit der Ueberlieferung, wie sie bei den meisten Werken der Blütezeit mittelhochdeutscher Poesie obwaltet,

[1]) Braune, Beitr. 25, S. 6, ist anderer Ansicht. Es tut mir leid, ich kann von der meinigen nicht abgehen.

Digitized by Google

wird man daher zu einer Auswahl im einzelnen genötigt sein. Das setzt aber voraus, daß man im Stande ist, die Mannigfaltigkeit der Ueberlieferung zu überblicken, die verschiedenen Nuancierungen richtig aufzufassen und so den eigentlichen Stil des Dichtwerks zu ergründen.

In die Mannigfaltigkeit der Ueberlieferung bringt der Stammbaum Ordnung und System. Das System erscheint in seinem Stemma, die Ordnung aber erfolgt auf Grund der recensio durch Vergleichen der einzelnen Handschriften und Buchen des Resultates. Das Stemma ist lediglich eine Aufstellung, die das Resultat graphisch darlegt. Die recensio, das kritische Abwägen auf Grund der Erfahrung, teilt den Stoff zunächst in größere Einheiten und sucht dann die Stellung der einzelnen Ueberlieferung innerhalb dieser näher zu einander und auch im Verhältnis zu den anderen Einheiten zu bestimmen. Diese Tätigkeit ist am leichtesten irreleitend und führt am leichtesten auf Abwege, weil hier gewöhnlich Prinzipienfragen mitsprechen, über die sehr selten eine Einigung zu erzielen ist. So ging Karl Lachmann[1]) von der Grundanschauung aus, das Nibelungenlied sei aus der Zusammensetzung und Ueberarbeitung „einzelner romanzenartiger Lieder", ihm schwebten wohl volksmäßige Tanzlieder, Balladen, vor, entstanden. Diese Lieder, er wollte zwanzig ursprüngliche erkennen, hätten zufällig dasselbe Versmaß gehabt, aber verschiedene Verfasser, die jedoch Zeitgenossen gewesen seien, und so schon von vornherein zu einer Zusammenschweißung zu einem größeren einheitlichen Ganzen gelockt. Lachmanns ganze Tätigkeit am Liede ist von dieser Idee beherrscht. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser seiner Anschauung hat er nicht zu erbringen vermocht. Wilhelm Braune[2]) hinwieder sieht in der nôt-Gruppe der Ueberlieferung für uns das Original und läßt die ganze Gliederung seiner Aufstellung von diesem Grundgedanken getragen werden. Einen Beweis für die alleinige Berechtigung dieses Standpunktes ist uns Braune bisher freilich schuldig geblieben. Denn wenn er darauf hinweist, daß heute niemand mehr an der Ursprünglichkeit des liet-Textes festhalte, so ist damit doch noch nicht eingeräumt, daß der nôt-Text nunmehr als der ursprüngliche zu gelten habe. Dagegen sprechen vielmehr ebenso gewichtige Gründe — Zarncke[3]) hat sie in der Hauptsache zusammengestellt — wie gegen die Annahme von der Ursprünglichkeit des liet-Textes im allgemeinen.

---

[1]) Karl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt usw., Berlin 1916, S. 4.

[2]) Beitr. 25, S. 2.

[3]) Das Nibelungenlied, 6. Aufl., S. XIV—XVI u. LVII—LVIII.

Digitized by Google

Zusammenhänge pflegen auf gleichen Ursprung zurückzugehen. Natürlich geben nur die Abweichungen ein Mittel zur Kritik, Gleichartiges kann dazu nicht dienen. Eines der wichtigsten Mittel zur Erkennung der Zusammenhänge bietet der Fehler. Ein Schreiber hat sich verschrieben, ohne es bemerkt zu haben, also einen Schreibfehler gemacht. Dieser Fehler kehrt in einer anderen Handschrift wieder. Dann liegt hier der Verdacht vor, daß ein Zusammenhang bestehe. Oder es sind Auslassungen erfolgt, die so an anderer Stelle ebenfalls vorhanden sind. So hat Handschrift J eine Reihe Auslassungen, die genau so in Handschrift h wiederkehren. Der Text ist lautlich keineswegs derselbe, er zeigt vielmehr starke Abweichungen[1]). Aber die Uebereinstimmung in den Auslassungen und im Bestande lehrt uns, daß J die Vorlage von h gewesen ist, h also auf J beruht, eine sogenannte Abschrift von J ist. — Strophe L. 1397, 2 bis 1398, 1 sind in allen Handschriften außer D N b enthalten. Die Zeilen sind nicht zu entbehren. Der gleiche Reim beider Strophen am Anfange hat die Auslassung veranlaßt. Hier liegt also ein Zusammenhang vor, der durch das Zusammenstimmen weiterer Lesarten bestätigt wird. N ist Fragment, D und b aber gehen sonst textlich weiter auseinander. Beide folgen bis Str. 268, 2 der liet-Gruppe und erst von da an der nôt-Gruppe, aber b ist eine recht späte Handschrift mit Bildern und zwei Interpolationen, die in keiner Handschrift wiederkehren und von denen sich die eine durch ihren ziemlich beträchtlichen Umfang (23 Strophen), die andere, die nur drei Strophen umfaßt, durch Hineintragen eines ganz neuen Zuges in die Dichtung auszeichnet. Gleichwohl weisen beide Handschriften auf eine gemeinsame Quelle zurück, der Hs. b, die N näher steht als D, zudem treuer folgt.

Besondere Schwierigkeiten in der Erkennung des Urtextes bieten die Interpolation und die Ueberarbeitung. Die Interpolation erscheint erkennbar, wenn sie vereinzelt, also nur in einer Handschrift, auftritt. Sehr verwickelt aber kann die Sache werden, wenn sie, wie die oben erwähnten Bahrprobe-Strophen, in allen Handschriften erscheint. Hier muß das einfache Zusammenhalten der Dokumente der Ueberlieferung vollständig versagen. Wir müssen daher die Zweckmäßigkeit der Stelle untersuchen und prüfen, ob sie in die Oekonomie der Dichtung hineinpaßt oder sich mit ihr in Widerspruch setzt. Gerade hier aber rächen sich Unachtsamkeiten am schwersten. So ist die Antwort Dankwarts an Blödel in Str. L. 1861, 3: ich was ein wênic kindel durchaus in der Oekonomie der

[1]) Hs. h zeigt die Eigentümlichkeiten des bayrischen Dialektes, während Hs. J bekanntlich die des alemannischen zeigt.

Digitized by Google

Dichtung begründet, sie ist also nicht eine Vergeßlichkeit des Dichters oder Ueberarbeiters, sondern eine feine Ironie — auch unbekannte Dichter können bisweilen fein ironisch sein — was schon Werner Hahn[1]) aufgezeigt hat.

Strophe B. 2368 gibt die Antwort Hagens auf Kriemhildens Frage, ob er ihr zurückzugeben wolle, was er ihr genommen habe. Die Frage ist zweideutig, die Antwort unzweideutig: er habe geschworen, den Hort niemandem zu geben, so lange einer seiner Herren lebe. Hierzu gibt jede Bearbeitung in verschiedener Weise eine Erläuterung. Die Notgruppe tut es in der Strophe B. 1140. Hagen hat, als die Könige mal nicht im Lande waren, der Kriemhild den Nibelungenhort fortgenommen und in den Rhein versenkt. Als die Könige wiederkamen, klagt ihnen Kriemhild ihr Leid, und Hagen muß vor ihrem Zorne fliehen, bis er ihre Verzeihung gewann. „Aber Kriemhild konnte ihm nimmer feindlicher gesinnt werden". Hierauf folgt nun die Zusatzstrophe B. 1140: Ehe Hagen den Schatz verbarg, hatten sie geschworen, er solle verborgen bleiben, so lange einer von ihnen lebe. Also eine ganz deutliche Beziehung auf Strophe B. 2368, eine Beziehung, die leider nur dem Zusammenhange viel zu sehr widerstrebt, als daß sie vom Dichter selbst herrühren könnte. Die Liedgruppe hat Str. 1140 auch nicht. Sie motiviert aber Strophe 2368 anders, auch in einer Zusatzstrophe (Str. 2368a): Hagen wüßte, daß er sterben müsse; er fürchtete aber, daß Kriemhild, wenn er tot wäre, ihren Bruder heim ließe. Natürlich ist die Sache die, daß er die Fragerei los sein wollte. Als nun aber Kriemhild die Sache wirklich zu Ende brachte und ihm ihres Bruders Haupt vor die Füße wirft, da bricht er tieferschüttert in die Worte aus, die Strophe B. 2371 bringt.

Um die eigentümliche Gestalt der Ueberlieferung des Nibelungenliedes zu verstehen, ist es nötig, einen Blick auf die literarischen Verhältnisse der Zeit, der wir die Ueberlieferung verdanken, zu werfen.

Nach Gottfried von Straßburg beginnt die deutsche Dichtung mit Heinrich von Veldeke. er inpfete daz êrste rîs in tiutscher zungen, rühmt er von ihm[2]). Wenn wir dies Urteil auf die Dichtung der ritterlichen Autoren des 12. und 13. Jahrhunderts anwenden, so trifft es allerdings wohl zu. Denn Eilharts von Oberge Geschichte von Tristant und Isalde scheint ja späteren Ursprungs (beendet 1185?) als die

[1]) Das Nibelungenlied, Uebersetzung der Handschrift A (Stuttgart 1884) S. 244 Anm.

[2]) Gottfried von Straßburg, Tristan. Herausgeg. von Karl Marold. Erster Teil: Text. (Teutonia VI.) Zweite Ausgabe. Leipzig 1912, S. 72 (v. 4736 f.). — Vergl. auch Friedrich Wilhelm, Servatius, München 1910.

Digitized by Google

Eneide des Heinrich von Veldeke (begonnen 1180?) zu sein. Im übrigen aber hebt die mittelhochdeutsche epische Dichtung mit dem Annoliede[1]) an, das vielleicht um 1105 oder 1106 von einem Geistlichen (aus dem Kloster Sigbert?) gedichtet wurde und, trotzdem es wenig verbreitet gewesen zu scheint, (es ist ja nur in der Ausgabe von Martin Opitz (1639) erhalten), doch einen bedeutenden Einfluß gehabt hat, nämlich auf die weitverbreitete Kaiserchronik, die seiner historischen Anlage folgt, es aber durch ihre Reichhaltigkeit tief in Schatten stellt und dadurch auch wohl ganz verdrängt hat, so daß wir nicht einmal ein handschriftliches Fragment von ihm haben. Die Kaiserchronik, ein Gedicht von mehr als 20000 Versen, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts[2]), ist eine Weltgeschichte im christlichen Sinne, jedoch keine Kirchengeschichte. Sie ist von einem Geistlichen verfaßt, der wirklich die Absicht hatte, eine sogenannte Profangeschichte zu schreiben. Sie ist aber auch Tendenzschrift[3]), und das macht sie gerade für uns besonders interessant. Der Autor stützt sich nämlich auf lateinische schriftliche Quellen und will so vor allem die Lüge bekämpfen und die Wahrheit verkünden. Die Wahrheit ist ihm die lateinische schriftliche Ueberlieferung schlechtweg, die Lüge aber sind ihm die mündlich vorgetragenen Erzählungen der deutschen Heldensagen-Erzähler, die nicht einmal wissen, daß Attila und Etzel zu verschiedenen Zeiten gelebt haben. Gleichwohl entnimmt er bei der Erzählung von Ottochar und Dietrich mancherlei diesen verachteten Erzählungen und läßt Dietrich am Ende vom Teufel geholt werden, wobei er bemerkt, Dietrich sei erst dreizehn Jahre nach Attilas Tode geboren worden; eine deutliche Spitze gegen die Heldensage also, die beide zu Zeitgenossen macht. Fünfzig Handschriften geben uns von der Verbreitung der Kaiserchronik Zeugnis, noch mehr aber von dem Unterhaltungsbedürfnis der Zeit. Ihr fröhnt der Autor, der Pfaffe Konrad, noch in einem anderen Werke, dem Rolandsliede, das freilich in Deutschland keinen Erfolg gehabt hat. Nur eine vollständige Handschrift besitzen wir davon noch. Der Held ist der Markgraf der Betragne Hruodlandus, der am 15. August 778 mit der Nachhut des fränkischen Heeres auf dem Rückzuge aus Spanien von den streitbaren Basken bei Roncevalles überfallen und mitsamt seinem Heere erschlagen wurde. Roland war Bretone, also Kelte, und als solcher keltischer Stammesheld. Mit ihm zieht, so weit wir sehen, der erste keltische Stoff in die deutsche Literatur ein.

Den vollen Erfolg Konrads können wir leider nicht überblicken, da uns hier alle historische Nachricht fehlt. Es läßt sich

[1]) Ausg. von Max Roediger, Mon. Germ. hist. Deutsche Chroniken I, 1.
[2]) Ausg. von Edw. Schröder. (1892.) Mon. Germ. Deutsche Chron. I, 2.
[3]) Wie übrigens auch das Annolied.

Digitized by Google

aber vermuten, daß die Kaiserchronik gerade in Laienkreisen, für die sie ja in erster Linie berechnet war, der Heldensage Abbruch getan und den Geschmack an eigenen Vortragsbüchern geweckt habe. Damit war dann der Boden bereitet, auf dem die ritterliche Romantik der Veldeke, Eilhart, Hartmann, Wolfram, Gottfried usw. bald üppig emporwuchern konnte.

In der deutschen Heldensage haben wir darnach also eine ältere Literaturrichtung zu sehen[1]), eine nationale, die im Gegensatze zur romantischen manche Eigentümlichkeiten besaß. Formell hat sie wenigstens in den auf uns gekommenen Produkten die Strophe bevorzugt, die bei den romantischen Epikern nur ganz vereinzelt vorkommt. Die Berufung auf ein Buch kommt bei beiden Richtungen vor und hat wohl bei beiden keinen höheren Wert, als etwa die Berufung des Cervantes auf seine Quelle in seinem Don Quijote. Sie hängt offenbar mit den Angriffen der Geistlichen über die unbeglaubigten Geschichten zusammen, die sich nicht auf schriftliche Quellen stützen. Eine ganz besondere Eigentümlichkeit der nationalen Dichtung ist die Anonymität. Augenscheinlich galt der Stoff hier als Gemeingut und nur der Vortrag als solcher war Eigentum des Dichters. Es überwog also die Rhapsodie. Nur der Rhapsode besaß den Text, den er vortrug, und er allein war der Vortragende. So, aber auch nur so, wird es verständlich, daß wir wohl früh Zeugnisse von dem Vorhandensein der nationalen Dichtung besitzen, die Dokumente aber erst sehr spät, als die ritterlich-romantische Poesie bereits abzublühen beginnt, emportauchen, und daß wir selbst von einer so hervorragenden Dichtung wie die Gudrun nur eine Handschrift haben, die noch dazu eine recht späte Abschrift ist. Und so auch erklärt sich die Anonymität. Der Rhapsode, der nur durch den eigenen lebendigen Vortrag wirkte, war bekannt, er brauchte sich nicht zu nennen. Der Dichter aber, der mit den Abschriften seiner Dichtung Geschäfte machte, wie es von Wolfram wahrscheinlich ist, hatte ein leicht erkennbares Interesse daran, seinen Anteil an Form und Inhalt seiner Dichtung festgehalten zu sehen. Er nannte sich also, er stellte sich vor. Und so galt denn sein Wort, und die Veränderungen der Schreiber daran blieben gering. Der Erbe des Rhapsoden dagegen mußte dem Geschmacke seines Publikums folgen. Für ihn konnte es keine Heiligkeit des Wortes des Meisters geben, das Geschäftliche dominierte durchaus. Sprach sein Werk in den Kreisen der Vornehmen nicht mehr an, so sank es, und er vielleicht mit ihm, in die

[1]) Wilhelm Scherer in seiner Literaturgeschichte setzt sie daher auch der höfischen Klassik vorauf, während sie Wolfgang Golther (Die Deutsche Dichtung im Ma.) ihr folgen läßt.

Digitized by Google

tieferen Schichten, bis es endlich ganz verklang, und nur eine notdürftige Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit bleibt vielleicht noch übrig. So ein letzter Klang ist ganz unzweifelhaft das alte „Vorwort zum Heldenbuch", das uns von einer Gestaltung des Stoffes Kunde gibt, die weit vor jener liegt, die uns die mittelhochdeutschen Epen überliefern, wie seine noch unverkennbaren historischen Beziehungen deutlich zeigen[1]).

Wo wirkte nun der Rhapsode?[2]) Die Frage ist oft falsch beantwortet worden, indem man dem mittelhochdeutschen Ausdruck spileman eine zu weite Ausdehnung gab. Saxo im 13. Buche charakterisiert uns einen solchen spileman. Er nennt ihn arte cantor, von Beruf ein Vortragskünstler, und was dieser Künstler vorträgt, ist die weitbekannte Geschichte von dem Verrat der Grimilde an ihren Brüdern. Dieser cantor war unzweifelhaft ein hochgeachteter und auch hochgeborener Mann, denn ein mächtiger König, der König Kanut von Dänemark, sandte ihn mit einer staatlichen Vertrauensbotschaft (also als Staatskourier) an einen mächtigen Herzog, den Herzog Knud Laward von Schleswig. Er muß beiden durchaus vertrauenswürdig erschienen sein, das bezeugt einmal der königliche Auftrag, dann, daß diesem vom Herzog Knud auch sofort entsprochen wurde. Daß er dabei ein Mann von Charakter, Klugheit und Edelsinn war, zeigt sein Verhalten dem Herzoge gegenüber, den er zwar, durch einen Eid gebunden, der Gefahr entgegenführte, den er aber gleichwohl und trotz seines Eides zu warnen strebte, indem er ihm, allerdings vergeblich, dreimal die Geschichte vom Verrat der Kriemhilde an ihren Brüdern vortrug. Leider überliefert uns Saxo seinen Namen nicht. Er war ein Sänger, der die Geschichte vom Verrat der Kriemhilde an ihren Brüdern kannte. Das ist alles, was ihn interessiert. Aber diese Nachricht zeigt uns auch, wo wir das Interesse an der Geschichte der Kriemhilde im Anfange des 12. Jahrhunderts zu suchen haben. Es sind die höchsten Kreise des Adels und der Nation, ganz und gar aber nicht die niedere Masse, das „Volk", die rudis indigestaque moles, die Lachmann als das eigentliche Publikum für die Heldensage angesehen wissen wollte. . . . Als Heinrich von Veldeke seine Eneide fast zu ende gebracht hatte, wurde ihm sein Buch auf der Hochzeit der Gräfin von Cleve, wo er es also, wie man darnach annehmen kann, wohl vorgelesen hatte, entwendet und nach Thüringen geschafft. Als er neun Jahre später selbst nach Thüringen kam, erhielt er es vom Pfalzgrafen von Sachsen

[1]) Siehe oben S. 50f.

[2]) Ueber die Vortragskünstler der älteren (rhapsodischen) Zeit vergleiche jetzt Wolfgang Golther, Die deutsche Literatur des Ma., S. 6—12. In Einzelheiten ist Golther hier freilich nicht immer genau.

Digitized by Google

mit dem Auftrage zurück, es zu vollenden. Also auch hier werden wir in die höchsten Kreise des heimischen Adels geführt.

Daß die junge romantische Dichtung mit der Reichhaltigkeit ihrer Stoffe und ihren zauberhaften Begebenheiten auch einmal ernstlich mit der alten ernsten erhabenen nationalen Dichtung kollidieren konnte, liegt nahe genug, und es ist seltsam, daß solche Kollision zweier Kunstrichtungen sogar Gegenstand einer epischen Darstellung geworden ist. Es ist das Gedicht vom Wartburgkriege, das sie zum Gegenstande hat. Und seltsam genug erscheint auch hier wieder die streng durchgeführte Anonymität der Dichter der nationalen Richtung. Denn ihre Repräsentanten, die Heinrich von Ofterdingen und Klingsor, sind uns sonst nirgends mit Dichtungen bezeugt. Die Romantiker überwanden sie, und das hat ihr Schicksal vollends besiegelt. Erst mit dem Verblühen der romantischen Dichtung tauchen auch in der nationalen Dichtung Verfassernamen auf. So hören wir, daß Heinrich der Vogeler das Gedicht von Dietrichs Flucht und vielleicht auch die Rabenschlacht geschaffen habe, und dem Albrecht von Kemenaten werden sogar eine ganze Reihe von Gedichten aus dem Kreise der deutschen Heldensage zugeschrieben. Es war das Ausklingen der nationalen Dichtung, ein letztes Aufflackern der lange geübten Kunst vor dem Erlöschen. Das historische Empfinden liegt schon im Streit mit dem Abenteuerlichen, dem es bei Albrecht von Kemenaten sogar als bereits erlegen erscheint.

Karl Lachmann ist am Schlusse der Einleitung in seinen Kommentar zur Klage[1]) geneigt, der Klage ein Alter zuzusprechen, das sie unbedingt unserem Nibelungenliede voraufgehen ließe. Hätte Lachmann die Klage der jetzt in Berlin aufbewahrten Handschrift J damals schon genau gekannt, seinem geübten scharfen Blicke wäre es wohl kaum entgangen, daß uns diese Handschrift zu viel weitergehenden Folgerungen die Handhabe bietet. Denn hier liegt der eigentliche Kern der Klage, frei von jenem überüppigen Rankenwerk, in dem das Gedicht sonst erscheint, vor uns[2]).

Es sind 944 kurze Reimverse, die uns hier erhalten sind und die sich mühelos und scharf in drei Teile sondern. Der erste, der die ersten 202 Verszeilen umfaßt, enthält eine moralisierende Einleitung, die an den Tod Kriemhildens anknüpft und zu dem Resultat kommt, daß der Seele der Kriemhild, weil sie aus Treue fehlte, der Himmel nicht verschlossen

[1]) Anm., Berlin 1836, S. 291.

[2]) Vergl. meine Ausgabe in Teutonia 7 II S. 56 ff. Ueber das üppige Rankenwerk vergleiche Lachmann a. a. O. S. 288—90, wo auch das Verworrene der ganzen Erzählung kurz, aber kräftig, hervorgehoben ist.

Digitized by Google

sei. Diese Einleitung ist sicher erst durch die gewaltige Dichtung hervorgerufen worden. Sie ist das Werk eines nicht ungewandten Reimschmiedes, und man kann hinzufügen, sicher eines Geistlichen, aber keines Dichters. Das dritte Stück, 28 Verszeilen, umfaßt den Schluß des Liedes. Bischof Pilgrim habe seinen Neffen zu Liebe die Kunde von Anfang bis zu Ende aufschreiben lassen, und zwar aus dem Munde eines Fidellær. Die Niederschrift erfolgte lateinisch und Conrad, Pilgrims Schreiber, habe sie durchgesehen[1]). Uebrigens habe man die Märe auch später viel in deutscher Sprache vorgetragen (getihtet) und sie sei Alt und Jung bekannt.

Diese Nachricht ist einfach und glaubwürdig, sie braucht deshalb natürlich nicht auch gleich wahr zu sein. Ganz im Gegenteil, wir haben sonst nicht die geringste Spur einer Aufzeichnung der Nibelungensage in lateinischer Sprache, also für Geistliche berechnet, und so haben wir auch keine Veranlassung, die Nachricht für historisch zu halten[2]). Was aber an ihr besonders interessiert, das ist die Motivierung des Vorganges. zelieb der nefen sin habe Pilgrim die Märe aufschreiben lassen. Auch das klingt durchaus glaubhaft. Denn als Kirchenfürst hatte Pilgrim natürlich keine Leibeserben, und so standen ihm seine Neffen am nächsten. Sie werden nicht genannt, hierin stimmen alle Handschriften überein. Auch Pilgrim wird in der Klage J nur an dieser Stelle (v. 917) erwähnt. Ganz anders das Nibelungenlied und die Fassung der Klage in der gemeinen Ueberlieferung. Es ist nicht zu leugnen, daß hier Pilgrim eine ziemlich bedeutende Rolle spielt, und hier erscheinen auch seine Neffen — die Burgundenkönige. Daß darin keine ursprüngliche Form der Dichtung vorliegt, zeigt schon ihr ganzer, innerlich durchaus anticlerikaler Charakter.

Ueber die Pilgrimstrophen des Liedes und die Pilgrimstellen der Klage ist viel geschrieben worden. Klage J zeigt uns, daß sie eine Interpolation sind, die dem Schluß der Klage, wie er (am reinsten) in Handschrift J vorliegt, ihr Dasein verdanken, also die Idee eines sensationssüchtigen Neuerers darstellen, der nefen, gleichviel ob aus Mißverständnis oder aus Neuerungssucht, auf die Burgundenkönige bezog und darnach in guter Kenntnis der Zeit Pilgrims die Stellen interpolierte. Vielleicht rührt von ihm auch die Einleitung der Klage und auch sonst noch dies und das, was wir heute nicht gerade als

[1]) Hs. J: prûfen. Dies würde keinen Widerspruch ergeben. -- Hs. A: daz mere do briefen began Ein schriber maister chvnrat. brieven heißt aufschreiben. Die Lesart von A macht die Stelle verworren, weil nach ihr zweimal von einem „aufschreiben" die Rede sein müßte.

[2]) Vgl. jedoch Gustav Roethe, Nibelungias und Waltharius. Sitzungsberichte der preuß. Akad. der Wiss. 1909, S. 649ff.

Digitized by Google

Verschönerung empfinden, her. Uebrigens steht die Einleitung der Klage in den Versen J 158—161, Do der alt Hiltprant Durh sinef grīmē h'zē zorn Slûg di frawē wolgiboren Daz ez der kunc selb sach, die der Darstellung des Nibelungenliedes folgen, mit dem eigentlichen Hauptstück in Widerspruch, wie wir gleich sehen werden.

Den Kern der Klage J bildet das Stück von v. 203 bis v. 916, in dem der im Nibelungenliede vorgetragene Stoff seinen natürlichen Abschluß erhält. Man hat dies Stück, wie die Klage überhaupt, als eine Fortsetzung des Nibelungenliedes bezeichnet. Dann müßte sie aber das Lied auch wirklich fortsetzen, sich also, nach der geistlichen Auseinandersetzung über das vermutliche Schicksal der Seele Krimhildens, unmittelbar an den Schluß anfügen. Das Lied schließt die Ereignisse mit Strophe L. 2314 so ab:

Dô was gelegen über al dâ der veigen lîp.
ze stuckhen was gehouwen dô das edel wîp.
Dietrich und Etzel weinen dô began:
si klagten innecliche beidiu mâge unde man.

Dazu paßt die Klage da, wo sie anhebt, die Erzählung weiterzuführen, garnicht. Es heißt da (L. 380):

J v. 202. Do com der herre Dietrich
Mit einem muot clægelich
Da er Kriemhilden vant.
Er bat die lut alle zehant.
Daz si ir weinen liezzen sin.
Doch clagt er die kungin.
Do sprach der herre Dietrich: etc.

Die oft genug rhapsodisch überrasch vordringende Darstellungsweise des Nibelungenliedes hält sich schließlich mit szenischen Bemerkungen überhaupt nicht mehr auf. Wir müssen es aus der Darstellung entnehmen, daß Etzel mit Hildebrand (und Dietrich?) herzukommen, wie Kriemhild den Hagen erschlägt. Nach der Klage vollzieht sich der Vorgang anders. Da erschlägt Hildebrand die Kriemhild (J v. 237), dann kommt Dietrich (J v. 203), und dann erst kommt auch Etzel (J v. 238), dem nun erst (J v. 254) Dietrich erzählt, was vorgegangen war. Die Darstellung der Klage steht also da, wo sie sich unmittelbar an das Nibelungenlied anschließt, mit ihm in Widerspruch, ragt in seine Darstellung hinein und folgt offenbar einer anders gearteten Darstellung. Es kann also die Klage unmöglich durch das Nibelungenlied hervorgerufen worden sein. Denn dann müßten wir doch vor allem einen glatten Uebergang von der einen zur anderen Dichtung erwarten, ganz abgesehen davon,

Digitized by Google

daß auch der Wechsel im Versmaße dann doch auch zum mindesten sehr auffällig sein müßte. Eine Dichtung, die jünger als das Nibelungenlied ist, kann also die Klage nicht sein. Da sie aber ganz abgerissen mitten in der Darstellung beginnt, kann sie auch nicht vollständig sein, bildet sie ja doch inhaltlich wirklich nur einen Abschluß, dem der Anfang fehlt, keineswegs aber ein Ganzes für sich. Wir kommen also nicht darum herum, in der Klage, wie sie am reinsten überliefert in der Rezension J vorliegt, ein Fragment zu sehen, das einer Nibelungendichtung angehörte, die denselben Stoff wie das Nibelungenlied behandelte. Die verbreiterten Formen, die in den übrigen Handschriften der Klage vorliegen, geben uns vielleicht in ihrer breiten Darstellung noch Reste aus dem verlorenen Teil der Klage, einer Ur-Nibelunge also, die man, da ihr Schlußteil so eng an das Nibelungenlied angefügt erscheint, wohl auch als die eigentliche Vorlage und Quelle des Dichters des Liedes ansehen muß.

Man wird also bei der Aufstellung eines Stammbaums der Ueberlieferung des Nibelungenliedes auch mit einer Beeinflussung durch die Klage rechnen müssen, die mindestens in einer wichtigen Beziehung, der Entstehung der Pilgrimstrophen, nicht abzuweisen ist.

Nachdem wir den Faktoren, die bei der Aufstellung eines Stammbaums des Nibelungenliedes nicht wohl übergangen werden dürfen, genügende Beachtung geschenkt haben, wenden wir uns unserer eigentlichen Aufgabe zu, die jedoch nicht sowohl in der Aufstellung eines eigenen Stammbaums, zu deren Begründung der uns hier zur Verfügung stehende Raum nicht ausreichen würde, als vielmehr in der Zusammenfassung dessen, was auf diesem Gebiete bisher Bemerkenswertes geleistet worden ist, bestehen soll.

Zunächst aber wollen wir erörtern, was eigentlich überliefert ist.

Das Nibelungenlied ist uns in älteren Drucken garnicht, wohl aber in einer Reihe von Handschriften überliefert, von denen zwanzig, sämtlich auf Pergament geschrieben, dem 13. und 14. Jahrhundert, und neun, meist auf Papier geschrieben, dem 15. und 16. Jahrhundert angehören. Man bezeichnet nach Lachmanns Vorgange die Handschriften des 13. nnd 14. Jahrhunderts mit den großen, alle übrigen mit den kleinen Buchstaben des Alphabets. Die Bezeichnungen gehen im großen Alphabet heute bis Y (Trienter-Bruchstück), im kleinen bis m, doch kommt keineswegs jedem Buchstaben auch eine Handschrift zu. Im großen Alphabet bezeichnen N und P Teile derselben Handschrift, die man heute allgemein nur mit N (besser wäre P gewesen) bezeichnet. Außerdem sind U und das Klagefragment V anscheinend Teile derselben Handschrift.

Digitized by Google

G und W enthalten das Lied selbst nicht, sondern nur Teile der Klage[1]). Im kleinen Alphabet fallen e und f aus, weil die hiermit ursprünglich bezeichneten Stücke jetzt als L bezeichnet werden, sowie m, was keine Handschrift, sondern nur ein Verzeichnis von Aventiurenüberschriften, eine Seltsamkeit in der ganzen Ueberlieferung, darstellt[2]). Wir behalten darnach also nur folgende Handschriften, die das Lied überliefern:

A B C D E F H J K L M N O Q R S T U X Y a b c d g h i k l

Es sind im ganzen 29 Handschriften, von denen jedoch Handschrift T, als Uebersetzung ins Niederländische, und Handschrift c, die nur in Zitaten bei Lazius überliefert ist, für den Wortlaut des Liedes nur bedingt in Betracht kommen. Von allen diesen Handschriften ist nur ein Teil annähernd vollständig, nämlich die zehn Handschriften A B C D J a b d h k, alle übrigen sind Fragmente. Von den zehn vollständigen Handschriften gehören drei: A B C, dem dreizehnten, zwei: D J, dem vierzehnten, vier: a b h k, dem fünfzehnten, und eine: d, dem sechzehnten Jahrhundert an. Nur zwei von diesen zehn Handschriften stehen in engerer Beziehung zu einander, nämlich J und h, wovon h durchaus auf J beruht, also als eine Abschrift von J gelten kann. Von den übrigen neun Handschriften überliefert jede das Lied in einer besonderen Form. Handschrift A enthält den kürzesten Text, sie hat ca. 60 Strophen weniger als Handschrift B. Handschrift B läßt die erste Strophe aus und zeigt sich im großen und ganzen als auf einen etwas derberen Geschmack abgestimmt. Handschrift C hinwider ist durchaus von einem vornehmen Geiste getragen. Derbheiten, wie sie A und B aufweisen, mangeln hier. Sie enthält ca. 50 Strophen der Hss. A B nicht und weist dafür ca. 100 Strophen auf, die in A B nicht stehen. Eigentümlich ist Handschrift D. Sie folgt bis etwa Strophe 268,2 der Richtung von C, dann aber der von A B. Handschrift J enthält Strophe 1 und 7—12 der anderen Handschriften nicht und hat außerdem in der Mitte ein größeres Stück der Dichtung ausgelassen. Handschrift a folgt der Richtung von C, hat aber eine prosaische Einleitung statt der ersten 324 Strophen (1—5 av.) und läßt dann ebenfalls noch an zwei Stellen ein Stück der Dichtung aus.

[1]) Ueber W siehe unten: Zu den Handschriften S und W.

[2]) Ueber m vergleiche Bartsch, Ausg. Bd. 1, S. XXV f. Das Blatt, Pergament, gehört ins 15. Jahrhundert. Bartsch sucht hier eine Vorstellung von der zugehörigen Handschrift zu gewinnen. Ich bezweifele aber, daß diese Handschrift je zu Stande gekommen ist und halte das Blatt lediglich für den Versuch, Möglichkeit und Umfang der Vereinigung von Nibelungenlied und hürnen Seyfrid festzustellen. Man wird abwarten müssen, ob sich einmal ein weiteres Blatt hierzu findet; was ich einstweilen nicht glaube.

Digitized by Google

Handschrift b wieder, die der Richtung A B folgt, fügt an ein und derselben Stelle 23 Strophen neu zu und ändert die Schlußszene eingreifend. Handschrift d steht der Handschrift J sehr nahe, ihr fehlen ebenfalls die Strophen 7—12, dagegen enthält sie das von J ausgelassene Stück in der Mitte und bringt auch die erste Strophe. Die Handschrift ist vom Schreiber nicht vollendet. Handschrift k endlich gibt das wunderlichste Bild. Diese Handschrift ist eine völlige Umarbeitung in der Sprache des 15. Jahrhundert, die die Richtung zweimal wechselt, also zweimal A B und zweimal C folgt. Die Fragmente spielen keine große Rolle, wir können sie daher hier übergehen.

Wer sich bei dieser Eigenartigkeit der Ueberlieferung vor die Frage gestellt sieht, zu entscheiden, wo wir denn nun das Werk des Dichters zu suchen haben, dem dürfte die Antwort nicht ganz leicht werden. Und tatsächlich haben die Entscheidungen darüber auch zu allen Zeiten recht verschieden gelautet. Karl Lachmann entschied sich in Konsequenz seiner ganzen Auffassung über die Frage für A, Adolf Holtzmann für C. Für Wilhelm Braune stellt der Text A B das Original dar, für Friedrich Zarncke dagegen der von C. Karl Bartsch endlich sah es nirgends, er betrachtete vielmehr alle Dokumente der Ueberlieferung lediglich als die Ausläufer zweier Bearbeitungen des Originals, und neuerdings stimmt ihm Hermann Fischer (Ueber die Entstehung des Nibelungenliedes, München 1914 S. 4 Anm. 2) darin wieder bei.

Der Eigenart der Ueberlieferung des Nibelungenliedes im großen und ganzen entspricht die im einzelnen durchaus. Das Lesartenverzeichnis bei Karl Bartsch bildet einen stattlichen Band, der dem des Textes an Umfang nicht nachsteht. Man sieht hier, daß fast jede Ueberlieferung mit einer gewissen Selbständigkeit dem Urtexte gegenüberstehen muß, wenn sich die einzelnen Dokumente auch nach gewissen Grundrichtungen zusammenfassen lassen. Rein äußerlich kann man zwei solcher Grundrichtungen unterscheiden. Ein kleiner Teil der Dokumente nämlich bezeichnet die Dichtung in seiner Schlußstrophe als der Nibelunge liet. Diese Ueberlieferung ist die älteste zuverlässige. Sie wird von der Handschrift C gegeben, die mit der St. Galler Handschrift B um das Alter streitet. Die St. Galler Handschrift bietet einen anderen Titel: der Nibelunge Nôt. Aber dieser Titel steht mit seinem entscheidenden Worte auf radiertem Grunde, entscheidet also von vornherein nichts. Der Wortlaut der Schlußstrophen kann in den Fassungen keiner von beiden Handschriften einen Anspruch auf Ursprünglichkeit machen. Als Titel hat das in seinem Zusammenhange unverständliche nôt schon von vornherein weniger für sich, als das glatte liet, das schon in seinem lautlichen Zweiklang ganz der

Digitized by Google

schrillen Dissonanz angepaßt erscheint, mit der der Dichter sein Werk schließt. nôt klingt pathetisch heraus, was allerdings garnicht in der Absicht des Dichters liegen konnte, und erweckt durchaus den Anschein, als ob es auf dem Ausgang der Strophe B. 2379,5 (H. 2440,1) beruhe.[1])

liet haben oder hatten als Titel die acht Handschriften

C E F G R U X a.

nôt als Titel haben die übrigen 20 Handschriften:

A B D H J K L M N O Q S Y b c d g h i l.

Die liet-Handschriften, die in den vollständigen Exemplaren C und a durchaus nach Oesterreich als Heimat weisen, stimmen da, wo sie zusammengehen, im großen und ganzen überein.

Anders die nôt-Handschriften. Sie lassen sich nach äußeren Eigentümlichkeiten leicht in drei Gruppen teilen und nach ihrer Herkunft lokalisieren.

I. Am oberen Rheine sind zu Hause die Handschriften

A B L M (c) g i.

Nur A und B, beide sicher im oberen Rheintale heimatsberechtigt, sind von ihnen vollständig. Sie geben einen formell geschlossenen Text, der sich in einen gewissen Gegensatz zu dem liet-Texte stellt und auch an Umfang hinter ihm zurückbleibt. Handschrift g beruht auf Handschrift L.

II. In das Etschgebiet weisen die Handschriften

H J K O Q Y d h l.

Nur J d h sind von ihnen vollständig und geben der Gruppe für gewöhnlich den Namen. J stammt aus dem Vinschgau (oberen Etschtale), h beruht auf J, und d, von Johann Ried, Zöllner am Eisack bei Bozen, zwischen 1502 und 1517 geschrieben, ist eine Abschrift aus dem „Heldenbuch an der Etsch."

Die Etschgruppe hat die Eigentümlichkeit, daß sie eine kleine Anzahl Strophen enthält, die der rheinischen Gruppe fehlen, dagegen in der liet-Gruppe enthalten sind.

III. Die Donaugruppe. Diese Gruppe hat zwei vollständige Handschriften, D und b, von denen die ältere D im Donaugebiet gefunden wurde. Sie umfaßt die vier Handschriften

D N S b.

Die Donaugruppe folgt am Anfange (bis Strophe B. 268,2) der Richtung der Handschrift C, und dann erst der der Handschriften A B.

[1]) Siehe auch unten Exkurs 2.

Digitized by Google

Eine Gruppe für sich würde die späte Handschrift k ausmachen, die in den Strophen, die B. 1—459 und 859—928 entsprechen, der Richtung der Handschriften A B, in ihren übrigen Strophen aber der der Handschrift C folgt und außerdem eine Anzahl einzelner Strophen enthält, die ihr allein eigentümlich sind, nach Bartsch's Urteil aber auf keiner älteren Handschrift beruhen. Sie sind von Friedrich Zarncke im Anhang zu seiner Ausgabe ausgehoben und besprochen[1]).

Die Gruppierung der Handschriften muß in gleicher Weise auf den Textbestand wie auf die Lesarten Rücksicht nehmen. In Bezug auf den Textbestand wird man beim Nibelungenliede allerdings eine gewisse Weitherzigkeit walten lassen und größere Abweichungen, wie sie sich z. B. in den Handschriften J und a durch Mangeln größerer Abschnitte finden, ignorieren müssen. Der Textbestand des Nibelungenliedes variiert hauptsächlich in den vollen Strophen. Es würde aber einseitig sein, allein auf dem Strophenbestande einen Handschriftenstammbaum aufzubauen. Andererseits kann man aber auch die Lesarten allein nicht als ausschlaggebend ansehen, da gerade in ihnen leicht eine gewisse Tradition von Formelhaftem wirkungsvoll sein kann, die naturgemäß zu Ergebnissen führen kann, die mit der Textüberlieferung nichts zu tun haben[2]). Solche Formelhaftigkeiten finden sich in jedem Bildungskreise und in jeder Zeit. Es ist das, was man modern mit dem Ausdruck Sprachmode bezeichnen könnte. Es ist landschaftlich oft streng geschieden. Es waltet auch in unserer Zeit und läßt den Norddeutschen von dem Süddeutschen leicht sondern. Kein Norddeutscher wird sagen: ich bin gestanden, was dem Süddeutschen durchaus das geläufige ist. Ich weise auf Modeworte, wie das häßliche „ansprechen" für ansehen, bezeichnen usw., dem man heute so überaus häufig begegnet, nachdem es ein offenbar Sprachunkundiger eingeführt hat. Solche Erscheinungeu gab es sicher auch schon im Mittelalter, und ein gut Teil unserer Lesarten im Nibelungenliede mag damit im Zusammenhange stehen. Auch die Einführung jüngerer Sprachformen gehört dazu[3]). Eine zu starke Betonung der einzelnen Lesart kann daher leicht vom Pfade ab und auf Irrwege leiten. Eine bedeutende Sicherheit dagegen bietet der Strophenbestand.

---

[1]) Ueber die Lesarten von k hat Lunzer (Beitr. 20, S. 345 ff.) Licht verbreitet. Seine Ansicht über die Plusstrophen von k steht der von Bartsch entgegen, er nimmt an, daß sie schon in der Vorlage standen

[2]) Vergl. Trautmann, das visuelle und akustische Moment im mittelhochdeutschen Volksepos. Diss. Göttingen 1917. Trautmann behandelt das gesamte Material vom 10. bis 16. Jahrhundert, von Ekkehards Waltber bis zu Konine Ermenrikes dôt, allerdings ohne jede Kritik.

[3]) Vergl. W. Braune in Beitr. 25, S. 31 ff. über den inf. perf.

Digitized by Google

Der Strophenbestand des Nibelungenliedes[1]) ist in seinen Einzelheiten nicht allzu bekannt. Das hat seinen guten Grund darin, daß wir nur eine kritische Ausgabe besitzen, die ihn vollständig berücksichtigt, nämlich die nur in einer Auflage verbreitete Ausgabe von Karl Bartsch (Leipzig 1870—80, 3 Bände). Nur aus ihr läßt sich eine Uebersicht über den Strophenbestand gewinnen. Die in vielen Auflagen verbreitete kritische Ausgabe von Karl Lachmann ist hierzu nicht geeignet, da sie einen Teil der Ueberlieferung, nämlich alle Mehrstrophen von C, die nicht auch in Jd stehen, nicht bringt. Es erscheint daher durchaus angebracht, die Differenzen des Strophenbestandes einmal vollständig auszuheben und vorzulegen, und zwar auf Grundlage der Ausgabe von Karl Bartsch.

Bartsch will in seiner Ausgabe einen kritisch bereinigten Text geben. Er hält sich daher durchaus nicht engherzig an die Handschrift, die er zu Grunde legt, und erweitert auch ihren Strophenbestand, indem er zwei Strophen (1 und 3) aus Handschrift A und eine Strophe (523,4—524,3) aus Handschrift C in seinen Text einfügt. Wir haben also zunächst zu verzeichnen:

Mehrstrophen in Bartsch's Ausgabe gegen B.[2])

Ł 1. B 1. H 1

1. Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von heleden lobebæren, von grôzer arebeit;
von fröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken striten muget ir nu wunder hœren sagen.

Ł 3. B 3. H 2b

2. Der minneclîchen meide triuten wol gezam.
ir muotten küene recken: niemen was ir gram.
âne mâzen schœne sô was ir edel lîp:
der juncvrouwen tugende zierten anderiu wîp.

Ł 491,4. B 523. H 531

3. unze daz hie rihte des künic Guntheres hant.

Ł 491,5. B 524. H 532

Dô welt si ir gesindes zweinzic hundert man,
die mit ir varn solden ze Burgonden dan,
zuo jenen tûsent recken ûz Nibelunge lant.

Diese drei Strophen berühren noch nicht die Tradition, da sie ja lediglich ein eigenmächtiges Abweichen des Emendators von ihr darstellen.

[1]) Siehe die tabellarische Zusammenstellung auf S. 67—79.

[2]) Die Strophen sind fortlaufend gezählt, jeder Strophe vorauf sind die Zählungen von Lachmann (Ł), Bartsch (B) und Holtzmann (H) gestellt. Wo nichts anderes gesagt ist, ist der Text der kritischen Ausgabe von Karl Bartsch (Leipzig 1870) wiedergegeben.

Digitized by Google

Die Tradition wird aber berührt, wenn wir jetzt das Verhältnis des Textes der Handschrift B zu dem der Handschrift A ins Auge fassen. A enthält einige wenige Strophen mehr und einige ganze Anzahl Strophen weniger als B.

I. Mehrstrophen von A gegen B.

1 und 2 = L. Str. 1 und 3 wie oben.

L 21. B 20a. H 19b

3. Ich sage iu von dem degne, wie schœne der wart.
sîn lîp vor allen schanden was vil wol bewart.
stark unde mære wart sît der küene man.
hey was er grôzer êren ze diser werlde gewan!

II. Fehlstrophen von A gegen B.

L 102, 5. B 102. H 102

1. Dô sprach der künec rîche „du maht wol haben wâr.
nu sich wie degenlîche er stêt in strîtes vâr,
er und die sînen degene, der vil küene man.
wir sulen im engegene hin nider zuo dem recken gân."

L 102, 9. B 103. H 103

2. „Daz mugt ir", sprach dô Hagene, „wol mit êren tuon.
er ist von edelem künne, eins rîchen küneges sun.
er stêt in der gebære, mich dunket, wizze Krist,
ez ensîn niht kleiniu mære dar umbe er her geriten ist."

L 338, 5. B 340. H 348

3. „Swie vil wir volkes füeren", sprach aber Sîvrit,
„es pfliget diu küneginne sô vreislîcher sit,
die müesen doch ersterben von ir übermuot.
ich sol iuch baz bewîsen, degen küene unde guot.

L 338, 9. B 341. H 349

4. Wir suln in recken wîse varn ze tal den Rîn.
die wil ich dir nennen, die daz sulen sîn.
selbe vierde degene varn wir an den sê:
so erwerben wir die frouwen, swiez uns dar nâch ergê.

L 341, 5. B 345. H 353

5. Dô sprach der degen guoter „so wil ich selbe gân
zuo mîner lieben muoter, ob ich erwerben kan
daz uns ir scœnen mägede helfen prüeven kleit,
diu wir tragen mit êren für die hêrlîchen meit.

L 341, 9. B 346. H 354

6. Dô sprach von Tronege Hagene mit hêrlîchen siten
„wes welt ir iuwer muoter sölher dienste biten?
lât iuwer swester hœren wes ir habet muot:
sô wirdet iu ir dienest zuo dirre hovereise guot".

Digitized by Google

£ 348, 5. B 354. H 362

7. Dô sprach der künec rîche „vil liebiu swester mîn,
âne dîne helfe kund es niht gesîn.
wir wellen kurzwîlen in Prünhilde lant:
da bedorften wir ze habene vor frouwen hêrlîch gewant."

£ 348, 9. B 355. H 363

8. Dô sprach diu juncfrouwe „vil lieber bruoder mîn,
swaz der mînen helfe dar an kan gesîn,
des bringe ich iuch wol innen, daz ich iu bin bereit.
versagt iu ander iemen, daz wære Kriemhilde leit.

£ 348, 13. B 356. H 364

9. Ir sult mich, ritter edele, niht sorgende biten:
ir sult mir gebieten mit hêrlîchen siten.
swaz iu von mir gevalle, des bin ich iu bereit,
unt tuon ez willeclîche", sprach diu wünneclîchiu meit.

£ 348, 17. B 357. H 365

10. „Wir wellen, liebiu swester, tragen guot gewant.
daz sol helfen prüeven iuwer edeliu hant:
des volziehen iuwer mägede, daz ez uns rehte stât;
wande wir der verte hân deheiner slahte rât."

£ 358, 5. B. 368. H 376

11. Dô sagte man den recken, in wæren nu bereit,
diu si dâ füeren solden, ir zierlîchen kleit,
alsô si dâ gerten. daz was nu getân:
done wolden si niht langer bî dem Rîne bestân.

£ 359, 5. B 370. H 378

12. Für alle die si kômen die muosen in des jehen
daz si zer werlde hêten bezzers niht gesehen.
des mohten si se gerne dâ ze hove tragen:
von bezzer recken wæte kunde niemen niht gesagen.

£ 376, 5. B 388. H 397

13. „Jane lob ihz niht sô verre durch die liebe dîn
sô durch dîne swester, das scœne magedîn.
diu ist mir sam mîn sêle und sô mîn selbes lîp:
ich wil daz gerne dienen daz si werde mîn wîp."

£ 383, 5. B 396. H 405

14. Ir wâren niwan viere, die kômen in daz lant.
Sîfrit der küene ein ros zôch ûf den sant;
daz sâhen durch diu venster diu wætlîchen wîp:
des dûhte sich getiuret des künec Guntheres lîp.

£ 383, 9. B 397. H 406

15. Er habt im dâ bî zoume daz zierlîche marc,
guot unde schœne, vil michel unde starc,
unz der künic Gunther in den satel gesaz.
alsô diente im Sîfrit: des er doch sît vil gar vergaz.

Digitized by Google

£ 385, 13. B 398. H 407

16. Dô zôh er ouch das sîne von dem schiffe dan.
er hete solhen dienest vil selten ê getân,
daz er bî stegereife gestüende ie helede mêr.
daz sâhen durch diu venster die vrouwen schœn unde hêr.

£ 385, 5. B 401. H 410

17. Mit spern niuwesliffen, mit swerten wol getân,
diu ûf die sporn giengen den wætlîchen man:
diu fuorten die viel küenen, scharpf unde breit.
daz sach alliz Prünhilt, diu vil hêrlîche meit.

£ 392, 5. B 409. H 418

18. Dô wart vroun Prünhilde gesaget mit mæren
daz unkunde recken dâ komen wæren
in hêrlîcher wæte gevlozzen ûf der fluot.
dâ von begonde vrâgen diu maget scœne unde guot.

£ 394, 3. B 412. H 421

19. Der ander der gesellen der ist sô lobelîch:
op er gewalt des hête, wol wær er künic rîch
op wîten fürsten landen, und maht er diu hân.
man siht in bî den andern sô rehte hêrlîche stân.

£ 394, 9. B 413. H 422

20. Der dritte der gesellen der ist sô gremelîch,
unt doch mit schœnem lîbe, küniginne rîch,
von swinden sînen blicken, der er sô vil getuot.
er ist in sînen sinnen, ich wæne, grimme gemuot.

£ 394, 13. B 414. H 423

21. Der jungeste drunder der ist sô lobelîch:
magtlîcher zühte sih ich den degen rîch
mit guotem gelæze sô minneclîche stân.
wir möhtenz alle fürhten, het im hie iemen iht getân.

£ 394, 17. B 415. H 424

22. Swie plîde er pflege der zühte, und swie scœne sî sîn lîp
er möhte wol erweinen vil wætlîchiu wîp,
swenn er begonde zürnen. sîn lîp ist sô gestalt,
er ist in allen tugenden ein degen küene unde balt."

£ 417, 5. B 439. H 448

23. Vernemt noch von ir wæte: der hete si genuoc.
von Azagouc der sîden einen wâfenroc si truoc,
edel unde rîche: ab des varwe schein
von der küneginne vil manic hêrlîcher stein.

£ 419, 5. B 442. H 451

24. Er dâhte in sînem muote „waz sol ditze wesen?
der tiuvel ûz der helle wie kunder dâ vor genesen?
wær ich ze Burgonden mit dem lebene mîn,
si müeste hie vil lange vrî vor mîner minne sîn."

Digitized by Google

L 421, 5. B 445. H 455

25. „Daz wizzet sicherlîchen, si soldenz wol bewarn.
unt het ich tûsent eide ze einem vride geswarn,
ê daz ich sterben sæhe den lieben herren mîn,
jâ müesen lîp verliesen daz vil schœne magedîn.

L 428, 5. B 455. H 464

26. „Waz hât mich gerüeret?" dâht der küene man.
dô sach er allenthalben: er vant dâ niemen stân.
er sprach „ich pinz Sîfrit, der liebe vriunt dîn.
vor der küneginne soltu gar ân angest sîn."

L 429, 5. B 455. H 466

27. „Nu hil du mîne liste, dine soltu niemen sagen:
sô mac diu küneginne vil lützel iht bejagen
an dir deheines ruomes, des si doh willen hât.
nu sihtu wie diu vrouwe vor dir unsorclîchen stât.

L 432, 5. B 459. H 470

28. Er dâhte „ich wil niht schiezen das schœne magedîn".
er kêrt des gêres snîde hindern rucke sîn;
mit der gêrstangen er scôz ûf ir gewant
daz ez erklanc vil lûte von sîner ellenthaften hant.

L 437, 5. B 465. H 476

29. Der sprunc der was ergangen, der stein der was gelegen.
dô sach man ander niemen wan Gunther den degen.
Prünhilt diu schœne wart in zorne rôt:
Sîfrit hete geverret des künic Guntheres tôt.

L 442, 5. B 471. H 482

30. „Wes pîtet ir, mîn herre? wan beginnet ir der spil,
der iu diu küneginne teilet alsô vil?
unt lât uns balde schouwen wie diu sîn getân."
sam ers niht enwesse, gebârt der listige man.

L 442, 9. B 472. H 483

31. Dô sprach diu küneginne „wie ist daz gescehen
daz ir habt, her Sîfrit, der spil niht gesehen,
diu hie hât errungen diu Guntheres hant?"
des antwurt ir Hagene ûzer Burgunden lant.

L 442, 13. B 473. H 484

32. Er sprach „dâ het ir, vrouwe, betrüebet uns den muot:
dô was bî dem scheffe Sîfrit der helet guot,
dô der vogt von Rîne diu spil iu an gewan:
des ist ez im unkünde", sprach der Guntheres man.

L 486, 5. B 518. (H 527a)

33. Er gît sô rîche gâbe, jâ wænet des der degen,
ich habe gesant nâch tôde: ich wils noch langer pflegen.
ouch trûwe iz wol verswenden, daz mir mîn vater lie."
sô milten kamerære gewan noch küneginne nie.

Digitized by Google

L 497, 5. B 531. (H 539a)

34. Des antwurte Hagene „ich pin niht bote guot.
lât mich pflegen der kamere. belîben ûf der fluot
wil ich bî den vrouwen, behüeten ir gewant,
unze wir si bringen in der Burgende lant.

L 499, 5. B 534. (H 541a)

35. Des ger ich an iuch, Sîfrit: nu leistet mînen muot,
daz ich ez iemer diene", sprach der degen guot.
dô widerredet iz Sîfrit, der vil küene man,
unze daz in Gunther sêre vlêgen began.

L 519, 5. B 555. H 561

36. Mit snêwîzen gêren ir ougen wol getân
wiscte si nâh trehenen. danken si began
dem boten dirre mære diu ir dâ wâren komen.
dô was ir michel trûren unde weinen benomen.

L 526, 5. B 563. H 569

37. Sindolt unt Hûnolt unt Rûmolt der degen,
vil grôzer unmuoze muosen si dô pflegen,
rihten daz gesidele vor Wormez ûf den sant.
des küniges scaffære man mit arebeiten vant.

L 526, 9. B 564. H 570

38. Ortwîn unt Gêre dine wolden daz niht lân,
si sanden nâch den friunden allenthalben dan.
si kunten in die hôhzît diu dâ solde sîn.
dâ zierten sich engegene diu vil scœnen magedîn.

L 529, 5. B 568. H 574

39. Dô sprach diu scœne Kriemhilt „ir mîniu magedîn,
die an dem antpfange mit mir wellen sîn,
die suochen ûz den kisten diu aller besten kleit:
sô wirt uns von den gesten lob unt êre geseit."

L 531, 5. B 571. H 577

40. Ûf dem hofe wâren diu vrouwen pfert bereit
den edeln juncvrouwen, als ich iu hân geseit.
diu smalen fürbüege sach man die mœre tragen
von den besten sîden dâ von iu iemen kunde sagen.

L 532, 5. B 575. H 579

41. Fünfzec unde viere von Burgonden lant:
ez wâren ouch die besten die man inder vant.
die sach man valevahse under liehten porten gân.
des ê der künic gerte, daz wart mit vlîze getân.

L 540, 5. B 582. H 588

42. Der herzoge Gêre Kriemhilt zoumte dan
niwan für daz bürgetor: Sîfrit der küene man
der muost ir fürbaz dienen. si was ein scœne kint.
des wart im wol gelônet von der juncvrouwen sint.

Digitized by Google

£ 540, 9. B 585. H 589

43. Ortwîn der küene bî vroun Uoten reit,
vil geselleclîchen manic ritter unde meit.
ze so grôzem antpfange, des wir wol mügen jehen,
wart nie sô vil der vrouwen bî ein ander gesehen.

£ 551, 5. B 595. H 600

44. Von des küneges mâgen wart dringen dâ getân.
dô hiez man Prünhilde unt Kriemhilde gân,
unt mit in al die vrouwen, dâ man scate vant.
dar brâhten si die degene ûzer Burgonden lant.

£ 554, 5. B 599. H 604

45. Dô sprach der herre Gêrnôt „diu ros lâzet stân,
unz ez beginne kuolen; sô sul wir ane vân
dienen scœnen wîben für den palas wît;
so der künic welle rîten, daz ir vil bereite sît."

£ 559, 5. B 605. H 609

46. Vil manic hergesidele mit guoten tavelen breit
vol spîse wart gesetzet, als uns das ist geseit.
des si dâ haben solden, wie wênec des gebrast!
dô sach man bî dem künege vil manigen hêrlîchen gast.

£ 582, 5. B 629. H 634

47. Dô der herre Sîfrit bî Kriemhilde lac,
unt er sô minneclîche der juncvrouwen pflac
mit sînen edelen minnen, si wart im sô sîn lîp:
er næme für si eine niht tûsent anderiu wîp.

£ 583, 5. B 631. H 636

48. Daz volc was im entwichen, vrouwen unde man:
dô wart diu kemenâte vil balde zuo getân.
er wânde er solde triuten ir minneclîchen lîp:
jâ was iz noch unnâhen ê daz si wurde sîn wîp.

£ 585, 5. B 634. H 639

49. Minneclîche triuten des kund er vil begân,
ob in diu edele vrouwe het lâzen das getân.
dô zurnde si sô sêre daz in gemüete daz.
er wânde vinden friunde: dô vant er vîntlîchen haz.

£ 589, 5. B 639. H 644

50. Sine ruochte wie im wære, want si vil sanfte lac.
dort muost er allez hangen die naht unz an den tac,
unz der liehte morgen durh diu venster scein.
ob er ie kraft gewunne, die was an sînem lîbe klein.

£ 601, 5. B 652. H 658

51. Dô sprach der herre Sîfrit „du maht wol genesen.
ich wæne uns ungelîche hînaht sî gewesen.
mir ist dîn swester Kriemhilt lieber dan der lîp.
ez muoz diu vrouwe Prünhilt noch hînaht werden dîn wîp."

Digitized by Google

L 607, 5. B 659. H 665

52. Der künic in guotem wâne dô vrœlîchen saz:
das im gelobte Sîfrit, wol gedâht er ane daz.
der eine tac in dûhte wol drîzec tage lanc.
an sîner vrouwen minne stuont im aller sîn gedanc.

L 628, 5. B 681. H 690

53. Er pflac ir minneclîchen, als im daz gezam.
dô muoste si verkiesen ir zorn unt ouch ir scam.
von sîner heinlîche si wart ein lützel bleich:
hei waz ir von der minne ir vil grôzen krefte entweich!

L 637, 5. B 691. H 700

54. Si sprach zuo zir manne „wenne sul wir varn?
daz ich sô harte gâhe, daz heiz ich wol bewarn.
mir suln ê mîne brüeder teilen mite diu lant."
leit was ez Sîfrîde, do erz an Kriemhilde ervant.

L 640, 5. B 695. H 704

55. Dez teiles wol ze râte, den ir ir woldet geben.
dâ si sol tragen krône, unt sol ich daz geleben,
si muoz werden rîcher dann iemen lebender sî.
swaz ir sus gebietet, des pin ich iu dienestlîchen bî.

L 655, 5. B 711. H 718

56. Swie grôz ir hôhzîte bî Rîne was bekant,
noch gap man hie den heleden vil bezzer gewant,
danne si ie getrüegen noch bi allen ir tagen.
man möhte michel wunder von ir rîcheite sagen.

L 662, 5. B 719. H 726

57. Wie rehte vlîzeclîchen man sîn hüeten hiez!
Gunther der edele im magezogen liez,
die ez wol kunden ziehen ze einem biderbem man.
hey waz im ungelücke sît der vriunde an gewan!

L 882, 5. B 940. H 948

58. Dô sprâchen sîne jegere „müg ez mit fuoge wesen,
sô lât uns, her Sîfrit, der tier ein teil genesen.
ir tuot uns hiute lære den berc und ouch den walt."
des begonde smielen der degen küene unde balt.

L 886, 5. B 945. H 953

59. Dô sprach ein Sîfrits jägere „herre, ich hân vernomen
von eines hornes duzze daz wir nu suln komen
zuo den herbergen: antwurten ich des wil."
dô wart nâch den gesellen gevrâget blâsende vil.

L 999, 5. B 1059. H 1069

60. Die drîe tagezîte, sô wir hœren sagen,
die dâ kunden singen, daz si muosen tragen
vil der arebeite. waz man in opfers truoc!
die vil arme wâren, die wurden rîche genuoc.

Digitized by Google

L 1598, 5. B 1659. H 1698

61. Und allez iwer gesinde, swaz ir in daz lant
habt mit iu gefüeret, ross und gewant,
dem scaffe ich sölhe huote, daz sîn niht wirt verlorn
daz iu ze scaden bringe gegen einigem sporn.

L 1614, 5. B 1676. H 1715

62. Dô sprach der marcgrâve „wie möhte daz gesîn,
daz immer künec gegerte der lieben tohter mîn?
wir sîn ellende, ich und mîn wîp:
waz hilfet grôziu schœne dan der juncvrouwen lîp?

L 1818, 5. B 1881. H 1926

63. Swes iemen dâ pflæge, sô waz ez niwan schal.
man hôrt von schilde stœzen palas unde sal
harte lût erdiezen von Guntheres man.
den lop das sîn gesinde mit grôzen êren gewan.

Die große Einfachheit in der Ueberlieferungsdifferenz der beiden Handſchriften A und B zeigt ſchon, daß Lachmanns Standpunkt, die Handſchrift A allen anderen Ueberlieferungen als die älteſte und glaubwürdigſte entgegenzuſtellen, viel zu weit ging. Wie im Strophenbeſtande ſo iſt auch in den Lesarten Handſchrift A lediglich eine Sonderform der Ueberlieferung A B. Die Mehrſtrophen von B gegenüber A ſah Lachmann durchaus für entbehrlich und zum Teil geradezu für ſtörend an. Entgegengeſetzter Anſicht war Friedrich Zarncke[1]). Einen vermittelnden Standpunkt nimmt Wilhelm Braune[2]) ein, indem er einen Teil der Mehrſtrophen von B doch als nicht entbehrlich bezeichnet.

Die Donaugruppe (Hſſ. D N S b) bietet an ſich keine weſentlichen Beſonderheiten, ſoweit der Strophenbeſtand in Betracht kommt. Wie im allgemeinen ſo folgt ſie auch hierin der Richtung A B in ihrem Hauptteil und der Richtung C am Anfange.

Anders liet- und Etſchgruppe.

Die liet-Gruppe hat ſicher, wie nach meiner Anſicht Friedrich Zarncke überzeugend nachgewieſen hat, den urſprünglichen Umfang des Liedes, ſoweit der Strophenbeſtand in Betracht kommt, wenn auch vielleicht nicht ganz vollſtändig, ſo doch am reinſten bewahrt. Aber wohlverſtanden, nur ſoweit der Strophenbeſtand in Betracht kommt. In den Lesarten, und an einer Stelle auch im Strophenbeſtande, verrät ſich, worüber keine Meinungsverſchiedenheit herrſcht, eine ganz beſtimmte Tendenz der Abſtimmung, die auf eine geiſtliche Feder ſchließen läßt.

---

[1]) Zur Nibelungenfrage (Leipzig 1854) S. 23 f.
[2]) Beitr. 25, S. 79 ff.

Digitized by Google

Der Charakter der Etsch-Gruppe (Jdh) wird leicht verkannt. Sie bewahrt hauptsächlich in der 13. bis 20., der 25., 30. und 31. Aventiure eine kleine Anzahl Strophen, die auch die liet-Gruppe, nicht aber die rheinische Gruppe bewahrt, und läßt dafür andere aus.

Da auch die liet-Gruppe Strophen, die die rheinische Gruppe bewahrt, nicht bringt, so haben wir auch bei diesen beiden Gruppen Mehrstrophen und Fehlstrophen gegen B zu verzeichnen.

III. Mehrstrophen von C gegen B.

Die folgenden Strophen sind, mit Ausnahme von Strophe 1 und der auch in Jd stehenden 22 Strophen, in Lachmanns Ausgabe nicht enthalten, es konnte daher hier nur etwa bei dem fünften Teil der Strophen auch eine Lachmannsche Zählung beigefügt werden. Um gleichwohl eine Orientierung auch auf Grund einer Lachmannschen Ausgabe zu ermöglichen, ist zu jeder Strophe die Zahl der voraufgehenden Lachmannschen Strophe in Klammern gesetzt worden. Man wolle jedoch beachten, daß es sich hier keineswegs mehr um ein einfaches Verhältnis von Mehrstrophen oder Fehlstrophen handelt. Es finden sich vielmehr hier wie auch im folgenden Abschnitt auch Kürzungen und Erweiterungen verschiedener Art, sowie vollständige Umgestaltungen von Strophen.

1. wie oben Seite 99, Strophe L. 1.

B 21a. H 21. (L 22)

2. Ê daz der degen küene vol wüehse ze man,
dô het er solhiu wunder mit sîner hant getân,
dâ von man immer mêre mac singen unde sagen;
des wir in disen stunden müezen vil von im gedagen.

B 43a. H 45. (L 44)

3. In dorfte niemen schelten sît dô er wâfen genam.
ja geruowete vil selten der recke lobesam
suochte niwan strîten. sîn ellenthaftiu hant
tet in zallen zîten in vremeden rîchen wol bekant.

B 95a. H 94. (L 94)

4. Den schatz er ungeteilet beliben muose lân.
do begunden mit im strîten der zweier künige man.
mit ir vater swerte, daz Palmunc was genant,
erstreit ab in der küene den hort und Nibelunge lant.

B 151a. H 152 (L 150)

5. Ze hove die schœnen frouwen vrâgten mære,
wer der stolze vremde recke wære.
„sîn lîp der ist sô schœne, vil rîche sîn gewant."
dô sprâchen ir genuoge „es ist der künic von Niderlant."

B 272a. H 274. (L 271)

6. Er sprach „nu râtet alle, mâge unt mîne man,
wie wir die hôchgezîte sô lobelîche hân
daz man uns drumbe iht schelte her nâch dirre zît.
ein ieslîch lop vil stæte ze jungest an den werken lît.

Digitized by Google

B 325a. H 328. (L 324)

7. Des wil ich mich berâten, wâ ich die müge nemen,
diu mir unt mîme rîche ze frouwen müge zemen
an edel unt ouch an schœne: der gib ich mîniu lant.
als ich die reht ervinde, si sol iu werden wol bekant."

B 328a. H 332. (L 327)

8. Dô si eines tages sâzen, der künic unt sîne man,
manigen ende si ez mâzen beidiu wider unt dan,
welhe ir herre möhte zeinem wîbe nemen,
diu in ze frouwen töhte unt ouch dem lande möchte zemen.

L 329,5. B 330a. H 335.

9. Dô sprach der künic Gunther „nie geborn wart ein wîp
sô stark unt ouch sô küene, ine wolde wol ir lîp
in strîte betwingen mit mîn selbes hant."
„swîget", sprach dô Sîfrit, „iu ist ir ellen unbekant.

L 329,9. B 330b. H 336

10. Unt wæren iuwer viere, dine kunden niht genesen
von ir vil grimmen zorne: ir lât den willen wesen.
daz rât ich iu mit triuwen. welt ir niht ligen tôt
sone lât iu nâch ir minne niht ze sêre wesen nôt."

B 335a. H 342 (L 334)

11. Von wilden getwergen hân ich gehœret sagen,
si sîn in holn bergen, unt daz si ze scherme tragen
einz, heizet tarnkappen, von wunderlîcher art:
swerz hât an sîme lîbe, der sol vil gar wol sîn bewart

B 335b. H 343. (L 334)

12. Vor slegen unt vor stichen; in müge ouch niemen sehen,
swenn er sî dar inne. beide hœren unde spehen
mag er nâch sînem willen, daz in doch niemen siht;
er sî ouch verre sterker, als uns die âventiure giht.

B 383a. H 392. (L 372)

13. „Ine hân bî mînen zîten, ine wolde lüge jehen,
sô wol erbouwen bürge mêre nie gesehen
in deheinem einem lande, als ir hie vor uns stât.
er mac wol wesen rîche der si hie gebouwen hât."

B 442a. H 452. (L 419)

14. Im was in sînen sorgen, daz wizzet, leit genuoc.
allez sîn gewæfen man im einen truoc:
dâ wart der künic rîche wol gewâfent in.
vor leide hete Hagene vil nâch verwandelt den sin.

B 447a. H 458. (L 423)

15. Mir ist alse mære daz si gewâfent sîn,
als ob si blôze stüenden, sô sprach diu künigîn.
ih enfürhte niemens sterke den ich noh habe bekant.
ich getrouwe wol gedingen in strîte vor sîn eines hant.

Digitized by Google

B 506a. H 518. (L 475)

16. Nu sprichet lîht ein tumber „ez mac wol lüge wesen;
wie möhte sô vil ritter bi ein ander sîn genesen:
wâ nâmen si die spîse, wâ nâmen si gewant?
sine kundenz niht verenden, unt ob in dienten drîzec lant.

B 506b. H 519. (L 475)

17. Sîvrit was sô rîche, als ir wol habt gehôrt,
im dient daz künicrîche unt Nibelunge hort.
des gab er sînen degenen vil volleclîch genuoc,
wand sîn wart doch niht minre, swie vil man von dem schatze truoc.

B 512a. H 526. (L 481)

18. Dô hiez diu küniginne teilen sâ zehant
golt unde silber ross unt ouch gewant,
den vremden unt den kunden, vil manigem werden man,
des ir ir vater hête nâch sîme tôde vil verlân.

B 512b. H 527. (L 481)

19. Si hiez ouch sagen von Rîne den recken alsô hêr,
daz si des schatzes næmen minre oder mêr,
daz si daz mit ir bræhten in Burgonden lant.
des antwurt ir Hagene in hôhem muote sâ zehant.

L 491,4—7. B 525,4—524,3. H 531,4—532,3

19a. unze daz hie rihte des künic Guntheres hant.
Dô welt si ir gesindes zweinzec hundert man,
die mit ir varn solden ze Burgunden dan,
zuo jenen tûsent recken ûz Nibelunge lant.

B 531a. H 539. (L 497)

20. „Nu wizzet, lieber herre, ine bin niht bote guot.
ich wil iuch eins bewîsen der ez doch gerne tuot:
Sîvrit den küenen sult ir iz niht verdagen.
durch iuwer swester liebe getarerz iu nimmer versagen."

B 534a H 541. (L 499)

21. Des bitte ich iuch, her Sîvrit, daz ir die reise tuot,
daz ez mit mir verdiene diu edel maget guot
mit allen mînen friunden, ritter vil gemeit."
dô sprach der degen küene „der reise bin ich iu bereit."

B 611a. H 616. (L 565)

22. Sine wesse niht der mære, waz man dâ wolde tuon.
dô sprach zuo sînen mâgen der Dancrâtes sun
„helft mir daz mîn swester Sîvriden neme ze man."
dô sprâchens al gelîche „si mag in wol mit êren hân."

B 651a. H 657. (L 601)

23. Nu schouwe mîne hende, wie die geswollen sint.
die twanc sî mir sô sêre, als ob ich wære ein kint,
daz mir bluot zen nagelen allenthalben dranc.
ich het ze mîme lebene harte kleinen gedanc.

Digitized by Google

B 660a. H 667. (L 608)

24. Sîvrit und Krimhilt ie baz unde baz
durch liebe ein ander trûten, ir sult gelouben daz.
swaz si im gedienen kunde, wie lützil si des liez!
dô muos ouch leisten Sîvrit als er Gunther gehiez.

B 674a. H 680. (L 622)

25. Swie vaste si ûf im læge, sîn zorn in dô twanc,
unt ouch sîn starkez ellen, daz er ân ir danc
sich wider ûf gerihte. sîn angest diu was grôz.
si tâten in dem gademe her unt dar vil manigen stôz.

B 674b. H 681. (L 622)

26. Ouch was der künic Gunther niht ân angest gar.
er muose dicke wenken vor in her unt dar.
si rungen alsô starke daz ez grôz wunder was,
daz ir ieslîchez vor dem andern ie genas.

B 674c. H 682. (L 622)

27. Den künic müete sêre beidenthalp diu nôt;
doch vorhter michels mêre den Sîvrides tôt,
wand si het dem degene den lîp nâch benomen;
wan daz er niht getorste, er wær ze helfe im gerne komen.

B 674d. H 685. (L 622)

28. Jâ werte harte lange under in der strît.
doch brâht er die frouwen wider an daz bette sît.
swie vaste si sich werte, ir wer wart ze jungest kranc.
der künic in sînen sorgen hete manigen gedanc.

B 757a. H 764. (hierfür L 700)

29. Man gab in herberge unt schuof in guot gemach.
der herre zuo den gesten minneclîchen sprach
„lât iuch niht betrâgen; dar umbe ir sît gesant
her von unsern friunden, wir sulenz iu schiere tuon bekant.

B 758a. H 765. (hierfür L 701)

30. Ich muoz mihs noch berâten mit den friunden mîn."
er gie zeiner sprâche mit den recken sîn.
er sprach „mîn friunt Gunther hât nâch uns gesant.
zeiner hôchgezîte; nu ist ze verre mir sîn lant.

B 777a. H 784. (L 720)

31. Der frouwen arebeiten was ouch niht kleine,
da si bereitn ir kleider: die edeln steine
mit glanze verre glesten, verwieret in daz golt,
dô si sie ane leiten, daz in die liute wurden holt.

L 756,5. B 813a. H 821.

32. Do gedâht diu küniginne „ine mac niht langer dagen.
swie ich daz gefuege, Kriemhilt muoz mir sagen,
war umbe uns alsô lange den zins versezzen hât
ir man, derst unser eigen: der vrâge hân ich keinen rât.

Digitized by Google

£ 756,9. B 813b. H 822.

33. Sus warte si der wîle, als ez der tiufel riet.
die fröude und ouch die hôhgezît mit jâmer si dô schiet.
daz ir lac amme herzen, ze lieht ez muose komen:
des wart in mangen landen von ir jâmers vil vernomen.

£ 848,5. B 905a. H 913.

34. Daz er revarn hête, bat im sîn herre sagen.
muget ir die reise wenden, sô suln wir rîten jagen.
ich hân nu gar diu mære, wie ich in gewinnen sol.
muget ir daz gefüegen?" „daz tuon ich", sprach der künic, „wol".

£ 858,5. B 915a. H 923.

35. Dô die vil ungetriuwen ûf geleiten sînen tôt,
si wistenz al gemeine. Gîselher unt Gêrnôt
wolden niht jagen rîten. ine weiz durch welhen nît
daz si in niht erwarnden; idoch erarnten siz sît.

£ 910,5. B 969a. H 975.

36. Done hete niht der sinne der küene veige man,
daz er sich ir untriuwe kunde hân verstân.
er was in ganzen tugenden alles valsches blôz.
sîns sterbes muose engelten sît der sîn nie niht genôz.

B 995a. H 1005. (£ 936)

37. „Zer werlde wart nie mêre grœzer mort begân"
sprach er zuo dem künige, „denne an mir ist getân.
ich behielt iu lîp unt êre in angestlîcher nôt:
ich hâns engolten sêre daz ihz iu ie sô wol erbôt."

B 997a. H 1008. (£ 938)

38. Er rampf sich bitterlîche, als im diu nôt gebôt,
und sprach dô jæmirlîche „der mortlîche tôt
mag iuch wol geriuwen her nâch disen tagen.
geloubt an rehten triuwen daz ir iuch selben habt erslagen."

£ 939,5. B 1001a. H 1013. (£ 942)

39. Von dem selben brunnen, dâ Sîvrit wart erslagen,
sult ir diu rehten mære von mir hœren sagen.
vor dem Ôtenwalde ein dorf lît Ôtenhein:
dâ vliuzet noch der brunne, des ist zwîfel dehein.

B 1043a. H 1055. (hierfür £ 984)

40. „Dir ist von mînen liuten leides niht geschehen",
sprach der künic Gunther, „des wil ich dir verjehen."
„die wellen sîn unschuldic, die heizet nâher gên",
sprach si, „zuo der bâre, daz wir die wârheit verstên."

B 1072a. H 1082. (£ 1012)

41. Kriemhilt unversunnen in unkreften lac
den tac unt den âbent unz an den andern tac.
swaz iemen sprechen kunde, daz was ir gar unkunt.
in den selben nœten lag ouch der künic Sigemunt.

Digitized by Google

B 1072b. H 1083. (E 1012)

42. Vil kûme wart der herre wider ze sinnen brâht.
von dem starken leide kranc was gar sîn maht.
daz enwaz niht wunder. dô sprâchen sîne man
„herre, ir sult ze lande, wir mugen niht langer hie bestân".

E 1052,5. B 1112a. H 1124

45. Si sprach „ich muoz in grüezen: irn welts mich niht erlân.
des habt ir grôze sünde. der künic hât mir getân
sô vil der herzen swære gar âne mîne scholt.
mîn munt im giht der suone, im wirt daz herze nimmer holt.

E 1052,9. B 1112b. H 1125

44. „Dar nâch wirt ez bezzer" sprâchen ir mâge dô.
„waz ober ir an verdienet daz si noch wirdet vrô?
er mac si wol ergetzen" sprach Gêrnôt der helt.
dô sprach diu jâmers rîche „seht, nu tuon ich swaz ir welt."

E 1064,5. B 1124a. H 1138

45. Dô sich der herre Gêrnôt unt Gîselher daz kint
des hordes underwunden, do underwunden si sich sint
des landes unt der bürge unt maniges recken balt:
daz muos in sider dienen bêdiu durch vorht unt gewalt.

B 1136a. H 1151. (E 1076)

46. Die herren swuoren eide, unz si möhten leben,
daz si den schaz niht zeigen noch niemen solden geben,
wan mit gemeinem râte sô si des dûhte guot.
des muosen si in vliesen durch ir gîteclîchen muot.

B 1137a. H 1153. (E 1077)

47. Ern mohte des hordes sît gewinnen niht,
daz den ungetriuwen vil dicke noch geschiht.
er wânde in niezen eine, die wîl er möhte leben.
sît moht ers im selben noch ander nieman gegeben.

B 1142a. H 1158. (E 1082)

48. Ein rîche fürsten aptey stifte vrou Uote
nâch Dancrâtes tôde von ir guote,
mit starken rîchen urborn, als ez noch hiute hât,
daz klôster dâ ze Lôrse, des dinc vil hôhe an êren stât.

B 1142b. H 1159. (E 1082)

49. Dar zuo gab ouch Kriemhilt sît ein michel teil,
durch Sîvrides sêle unt umb aller sêle heil,
golt und edel steine, mit williger hant.
getriuwer wîp deheine ist uns selten ê bekant.

B 1142c. H 1160. (E 1082)

50. Sît daz diu frouwe Kriemhilt ûf Gunther verkôs
unt doch von sînen schulden den grôzen hort verlôs,
dô wart ir herzeleide tûsint stunde mêr.
dô wære gerne dannen diu frouwe edel unde hêr.

Digitized by Google

B 1142d. H 1161. (L 1082)

51. Dô was der frouwen Uoten ein sedelhof bereit
ze Lôrse bî ir klôster, mit grôzer rîcheit.
dar zôch sich diu witewe von ir kinden sît,
dâ noch diu frouwe hêre begraben in eime sarke lît.

B 1142e. H 1162. (L 1082)

52. Dô sprach diu küniginne „vil liebiu tohter mîn,
sît du hie niht maht blîben, sô soltu bî mir sîn
ze Lôrse in mîme hûse, und solt dîn weinen lân."
des antwurt ir Kriemhilt „wem liez ich danne mînen man?"

B 1142f. H 1163. (L 1082)

53. „Den lâz et hie belîben" sprach frou Uote.
„nune welle got von himele", sprach aber diu guote,
„mîn vil liebiu muoter. daz sol ich wol bewarn,
wand er muoz fon hinnen mit mir wærlîche varn."

B 1142g. H 1164. (L 1082)

54. Dô schuof diu jâmers rîche daz er wart ûf erhaben.
sîn edelez gebeine wart ander stunt begraben
ze Lôrse bî dem münster vil werdeclîchen sît,
dâ der helt vil küene in eime langen sarke lît.

B 1142h. H 1165. (L 1082)

55. In den selben zîten, dô Kriemhilt solde
varn mit ir muoter dar si doch solde,
dô muoste sie belîben, als ez solde sîn.
daz understuonden mære, vil verre komen über Rîn.

B 1174a. H 1198. (L 1114)

56. Dâ die helede fuoren, niemen in niht nam.
man möht in dannen dienen als in wol gezam.
ritter unde knehte die wâren wol gekleit.
der guote marcgrâve alsus von Bechelâren reit.

L 1191. B 1251. H 1275

56a. Si bâten dar gewinnen die Etzelen man.
Rüedegêr der rîche biten dô began
die frouwen minneklîche, waz sie nu wolde tuon,
ob si ze manne wolde des künic Botelunges sun.

L 1201,5. B 1261a. H 1284

57. Ern ist niht gar ein heiden, des sult ir sicher sîn.
jâ was vil wol bekêret der liebe herre mîn,
wan daz er sich widere vernogieret hât.
wolt ir in, frouwe, minnen, sô möhte sîn noch werden rât.

B 1288a. H 1312. (L 1228)

58. Nâch küssen michel weinen wart dâ vil vernomen,
ê daz si von der bürge ze velde wæren komen.
ûz riten unde giengen die sis niene gebat.
dô reit der künic Gunther mit ir ein wênic für die stat.

Digitized by Google

B 1289a. H 1314. (E 1229)

59. Die boten strichen sêre; in was der reise nôt,
durch die grôzen êre unt durch rîchiu potenbrôt.
dô si ze lande wâren mit den mæren komen,
dô het der künic Etzel nie sô liebes niht vernomen.

B 1289b. H 1315. (E 1229)

60. Durch disiu lieben mære hiez der künic geben
den boten solhe gâbe, daz si wol mohten leben
mit freuden immer mêre dar nâch unz an ir tôt.
mit liebe was verswunden des küniges kumber unde nôt.

B 1297a. H 1324. (E 1237)

61. Dâ ze Pledelingen schuof man in gemach.
daz volc man allenthalben zuo zin rîten sach.
man gab in willeclîche des si bedorften dâ.
si nâmenz wol mit êren. als tet man sider anderswâ.

B 1412. H 1439. (hierfür E 1352)

62. Dô sprach der knappen einer, der hiez Swämmelîn,
„benennet uns die hôchgezît, wenne sol diu sîn?
daz mîner frouwen friunde dar zuo mügen komen.“
des wart der küniginne ir leides harte vil benomen.

B 1412a. H 1440. (E 1352)

63. Dô sprach der künic hêre „die mînen hôchgezît
sult ir ze Rîne künden, daz ir gewis des sît:
zen næhsten sunewenden sô wil ich si hân;
die uns mit triuwen minnen, daz si die reise niht enlân.

B 1468. H 1496. (hierfür E 1408)

64. Dar zuo gît man iu spîse die besten die man hât
inder in der werlde. iwer lant vil schône stât.
ir mugt iuch Etzeln hôchgezît mit êren wol bewegen
unt mugt mit iuwern friunden vil guoter kurzwîle pflegen.

B 1468a. H 1497. (E 1408)

65. Ob ir niht anders hêtet des ir möht geleben,
ich wolde iu einer spîse den vollen immer geben,
sniten in öl gebrouwen: deist Rûmoldes rât,
sît ez sus angestlîchen erhaben dâ zen hiunen stât.

B 1468b. H 1498. (E 1408)

66. Ich weiz daz mîn frou Kriemhilt iu nimmer wirdet holt.
ouch habt ir und Hagene zir anders niht versolt.
des sult ir belîben: ez mag iu werden leit.
ir kumet ès an ein ende daz ich iu niht hân misseseit.

B 1470a. H 1501. (E 1410)

67. „Entriuwen“, sprach dô Rûmolt, „ich solz der eine sîn
der durch Etzeln hôchgezît kumt nimmer über Rîn.
zwiu solde ich daz wâgen daz ich wæger hân?
die wîle ich mag immer, wil ich mich selbe leben lân.“

Digitized by Google

B 1470b. H 1502. (E 1410)

68. „Des selben wil ich volgen", sprach Ortwîn der degen.
„ich wil des geschäftes hie heime mit iu pflegen."
dô sprâchen ir genuoge, si woldenz ouch bewarn.
„got lâz iuch, liebe herren, zuo den Hiunen wol gevarn."

B 1470c. H 1503. (E 1410)

69. Der künec begunde zürnen, dô er daz gesach,
daz si dâ heime wolden schaffen ir gemach.
„dar umbe wirz niht lâzen, wir müezen an die vart.
ez waldet guoter sinne der sich alle zît bewart."

B 1519a. H 1553. (E 1459)

70. Ê daz si schieden dannen, der künic ze râte gie
mit sînen hôhsten mannen. unberihtet er niht lie
lant unde bürge; die der solden pflegen,
den liez er ze huote vil manigen ûz erwelten degen.

B 1520a. H 1555. (E 1460)

71. Woufen unde weinen des hôrte man genuoc.
ir kint diu küniginne zem künige ûf armen truoc.
„wie welt ir nu verweisen unser beider lîp?
ir sult durch uns belîben", so sprach das jâmerhafte wîp.

B 1520b. H 1556. (E 1460)

72. „Ir sult niht, frouwe, weinen durch den willen mîn.
ir solt in hôhem muote hie heime ân angest sîn.
wir komen schiere widere mit freuden wol gesunt".
si schieden minneclîchen von ir friwenden sâ zestunt.

B 1523a. H 1559. (E 1462)

73. In den selben zîten was der geloube kranc.
doch frumtens einen kappelân, der in messe sanc:
der kom gesunder widere, wand er vil kûme entran.
die andern muosten alle dâ zen Hiunen bestân.

E 1511,5. B 1573a. H 1609

74. Daz schif ze sîner lenge was starc wît und grôz:
des in dem gedrenge manic helt genôz.
ez truoc wol mit ein ander vier hundert über fluot.
an riemen muoste ziehen des tages manic recke guot.

E 1523,5. B 1584a. H 1621

75. Dô des küniges kappelân das schif zehouwen sach,
hin wider über daz wasser er ze Hagenen sprach
„ir morder ungetriuwer, waz het ich iu getân,
daz ir mich âne schulde hiute ertrenket woldet hân?"

E 1523,9. B 1584b. H 1622

76. Des antwurt im Hagene „nu lât die rede wesen.
mir ist leit ûf mîne triuwe daz ir sît genesen
hie vor mînen handen: daz wizzet sunder spot."
dô sprach der arme kappelân „des wil ich immer loben got.

Digitized by Google

Ł 1523,13. B 1584c. H 1623

77. Ich fürht iuch nu vil kleine, des sult ir sicher sîn.
nu vart ir zuo den Hiunen: sô wil ich an den Rîn.
got enlâz iuch nimmer zem Rîne wider komen:
des wünsch ich iu vil sêre; ir het mir nâch den lîp benomen."

B 1584d. H 1624. (Ł 1524)

78. Dô sprach der künic Gunther zuo sînem kappelân
„ez wirt iu wol gebüezet swaz iu hât getân
Hagene in sînem zorne, und kum ich an den Rîn
wider mit mînem lebene: des sult ir ân angest sîn.

B 1584e. H 1625. (Ł 1524)

79. Vart wider heim ze lande, wan ez muoz nu sîn.
ich enbiute mînen dienest der lieben frouwen mîn
und andern mînen mâgen, als ich von rehte sol.
ir sagt in liebiu mære daz wir noch alle waren wol."

B 1715a. H 1755. (Ł 1653)

80. Dô diu küniginne vernam diu mære,
ir begunde entwîchen ein teil ir swære.
von ir vater lande kom ir vil manic man:
dâ von der künic Etzel vil manigen jâmer sît gewan.

B 1715b. H 1756. (Ł 1653)

81. Si gedâhte tougenlîche „noch möhte is werden rât.
der mich an mînen freuden alsô gepfendet hât,
mag ich daz gefüegen, ez sol im leide ergân
ze dirre hôchgezîte: des ich vil guoten willen hân.

B 1715c. H 1757. (Ł 1653)

82. Ich solz alsô schaffen daz mîn râche ergê
in dirre hochgezîte, swiez dar nâch gestê,
an sînem argen lîbe, der mir hât benomen
vil der mînen wunne: des sol ich nu ze gelte komen.

B 1744a. H 1785. (Ł 1682)

83. Iane rede ihz niht dar umbe deich mêre goldes welle gern
ich hâns sô vil ze gebene deich iwer gâbe mac enbern.
ein mort und zwêne roube, die mir sint genomen,
des möhte ich vil arme noch ze liebem gelte komen.

B 1817a. H 1859. (Ł 1755)

84. Etzel der riche het an bou geleit
sînen vliz kostenlîche mit grôzer arebeit,
palas unde türne, kemenâten âne zal,
in einer witen bürge, unt einen hêrlîchen sal.

B 1817b. H 1860. (Ł 1755)

85. Den het er heizen bouwen, lanc hôch unt wît,
durch daz sô vil der recken in suohte zaller zît.
ân ander sîn gesinde, zwelf riche künige hêr
unt vil der werden degene, het er zallen zîten mêr

Digitized by Google

B 1817c. H 1861. (L 1755)

86. Denne ir künic ie gewunne, als ich vernomen hân.
er lebt in hôher wunne. von mâgen unt von man
schallen unde dringen het der fürste guot,
von manigem snellem degene: des stuont im hôhe der muot.

L 1775,5. B 1837a. H 1882

87. Ê Kriemhilt dise recken hete dan gesant,
si sprach „ob irs alsô vindet, durch got sô sît gemant
daz ir dâ slahet niemen wan den einen man,
den ungetriuwen Hagenen: die andern sult ir leben lân.

B 1874a. H 1919. (hierfür L 1812 und 1813)

88. Mit Gunthers mannen daz spil er in verbôt.
er vorhte sîner degene: des gie im grôziu nôt.
dô kômen von Bechelâren die Rüedegêres man:
dar umbe dô der edele starke zürnen began.

B 1879a. H 1924. (L 1817)

89. Si gedâht in ir muote, als ez was nâch geschehen,
„geschæh iemen von in leide, so möhte ich mich versehen
daz ez erhaben wurde, an den vînden mîn
wurde ich wol errochen: des wolde ich gar ân angest sîn.

L 1835,5. B 1898a. H 1943

90. Swie leit ez Etzeln wære, gewâfent manige schar
sach man nâch fürsten dringen, unt wol ze vlîze gar,
dâ si zen tischen giengen, durch der geste haz.
ir mâc si rechen wolden, ob sich gefüegen kunde daz.

L 1835,9. B 1898b. H 1944

91. „Sît ir gewâfent gerner ezzet danne blôz",
sprach der wirt des landes, „diu unzuht ist ze grôz.
swer aber mînen gesten hie tuot deheiniu leit,
ez gêt im an sîn houbet: daz sî iu Hiunen geseit.

L 1837,5. B 1900a. H 1947

92. Si sprach „jâ hât mir Hagene alsô vil getân,
er morte Sîvrîden, den mînen lieben man.
der in ûz den andern schiede, dem wær mîn golt bereit.
engultes ander iemen, daz wær mir inneclîchen leit.

L 1837,9. B 1900b. H 1948

93. Dô sprach meister Hildebrant „wie kunde daz geschehen,
daz man in bî in slüege? ich lieze iuch daz gesehen,
ob man den helt bestüende, sich hüebe lîht ein nôt,
daz arme unde rîche dar umbe müesen ligen tôt.

L 1848,5. B 1911a. H 1960

94. Wie si ze tische gienge, daz wil ich iu sagen.
man sach dâ künige rîche krône vor ir tragen.
vil manigen hôhen fürsten unt manigen werden degen
sach man vil grôzer zühte vor der küniginne pflegen.

Digitized by Google

B 1911 b. H 1961. (L 1848)

95. Der wirt der schuof den gesten den sedel über al,
den hôhsten unt den besten, zuo zim in den sal.
den kristen unt den heiden ir spîse er underschiet.
man gab genuoc in beiden, als ez der wîse künec beriet.

B 1911 c. H 1962. (L 1848)

96. Ir ander ingesinde zen herbergen âzen.
den wâren truhsæzen ze dienste lâzen:
die muosen ir mit spîse wol ze vlîze pflegen.
ir wirtschaft unt ir freude wart sît mit jâmer widerwegen.

B 1920 a. H 1972. (L 1857)

97. Genuoge die ez hôrten unt im doch wâren gram,
in heten gerne bestanden. ouch het der künec alsam,
getorster von sîn êren, sô wær ers komen in nôt.
sît tet im Hagene mêre: er sluogen vor sîn ougen tôt.

B 1951 a. H 2004. (L 1888)

98. Ez was reht in der wîle, dô Dancwart kom für die tür,
daz man Ortlieben truoc wider unde für,
von tische ze tischen, den fürsten wol geborn.
von disen starken mæren wart daz kindelîn verlorn.

B 2002 a. H 2056. (L 1939)

99. Zir herbergen giengen die recken alsô hêr,
der herre von Berne und ouch Rüedegêr.
sine wolden mit dem strîte niht ze schaffen hân,
unt gebuten ouch ir degenen daz sis mit fride solden lân.

B 2002 b. H 2057. (L 1939)

100. Unt heten si getrouwet alsolher swære,
daz in diu von in beiden sô künftic wære,
sine wæren von dem hûse niht sô sanfte komen,
si heten eine stroufe an den vil küenen ê genomen.

B 2026 a. H 2081 (L 1963)

101. Etzel der vil rîche het jâmer unde nôt.
er klagte pitterlîche mâge unt manne tôt.
dâ stuont von manigen landen vil recken gemeit:
die weinten mit dem künige sîniu kreftigen leit.

B 2027 a. H 2082. (hierfür L 1964)

102. Des begunde spotten der küene Volkêr
„ich sihe hie sêre weinen vil manigen recken hêr.
si gestênt ir herren übele in sîner starken nôt:
jâ ezzent si mit schanden nu vil lange hie sîn brôt."

B 2027 b. H 2083. (hierfür L 1964)

103. Do gedâhten in die besten „er hât uns wâr geseit."
doch enwas ez dâ niemen sô herzenlîche leit
als ouch Iringe, dem helede ûz Tenelant:
daz man in kurzen zîten mit der wârheit wol bevant.

Digitized by Google

B 2086a. H 2145. (L 2023).

104. Sine het der grôzen slahte alsô niht gedâht.
si het ez in ir ahte vil gerne dar zuo brâht
daz niwan Hagene aleine den lîp dâ hete lân.
do geschuof der übel tiufel deiz über si alle muose ergân.

B 2120a. H 2178. (L 2057)

105. Die geste half daz sêre, daz der sal gewelbet was:
dâ von ir deste mêre in der nôt genas,
wan daz si zen venstern von fiure liten nôt.
dô nerten sich die degene als in ir ellen daz gebôt.

B 2157a. H 2216. (L 2094)

106. Allez guotes âne sô rûm ich iu diu lant.
mîn wîp unt mîne tohter nim ich an mîne hant,
ê daz ich âne triuwe belîben müese tôt.
ich het genomen übele iuwer golt alsô rôt.

B 2222a. H 2281. (L 2159)

107. Done wolde ir deheiner dem andern niht vertragen.
vil maniger âne wunden dar nider wart geslagen,
der wol genesen wære. ob im wart solch gedranc,
swie gesunt er anders wære, dêr in dem bluote doch ertranc.

B 2291a. H 2351. (L 2228)

108. Swie vil von manigen landen gesamnet wære dar,
vil fürsten krefteclîche gegen ir kleinen schar,
wærn die kristen liute wider si niht gewesen,
si wæren mit ir ellen vor allen heiden wol genesen.

B 2368a. H 2428. (L 2305)

109. Er wiste wol diu mære, sine lieze in niht genesen.
wie möhte ein untriuwe immer sterker wesen?
er vorhte, sô si hête im sînen lîp genomen,
daz si danne ir bruoder lieze heim ze lande komen.

B 2379a. H 2439. (hierfür L 2316)

110. Ine kan iuch niht bescheiden was sider dâ geschach,
wan kristen unde heiden weinen man dô sach,
wîbe unde knechte unt manige schœne meit:
die heten nâch ir friunden diu aller grœzisten leit.

B 2379b. H 2440. (hierfür L 2316)

111. Ine sage iu nu niht mêre von der grôzen nôt
(die dâ erslagen wâren, die lâzen ligen tôt),
wie ir dinc an geviengen sît der Hiunen diet.
hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge liet.

Digitized by Google

IV. Fehlſtrophen von C gegen B.

£ 25. B 24. H 23,5.

1. Er was nu sô gewahsen daz er ze hove reit.
die liute in sâhen gerne: manec frouwe und manec meit
im wunschten daz sîn wille in immer trüege dar.
holt wurden im genuoge: des wart der herre wol gewar.

£ 96. B 95. H 95,5.

2. Mit dem guoten swerte, daz hiez Balmunc.
durch die starken vorhte vil manec recke junc,
die si zem swerte hêten und an den küenen man,
daz lant zuo den bürgen si im tâten undertân.

£ 482. B 513. [H 526 und 527]

3. Dô sprach diu küneginne „ich wold im wesen holt,
der geteilen kunde mîn silber unt mîn golt
mîn unt des küneges gesten, des ich sô vile hân."
des antwurte Dancwart, des künic Gîselheres man,

£ 483. B 514. [H 526 und 527]

4. „Vil edeliu küneginne, lât mich der slüzel pflegen.
ich trûwe iz sô geteilen", sprach der küene degen,
„swaz ich erwerbe scande, die lât mîn eines sîn."
daz er milte wære, daz tet er grœzlîchen scîn.

£ 484. B 515. [H 526 und 527]

5. Dô sich Hagenen bruoder der slüzel underwant,
sô manige rîche gâbe bôt des heldes hant:
swer einer marke gerte, dem wart sô vil gegeben
daz die armen alle muosen vrœlîchen leben.

£ 485. B 516. [H 526 und 527]

6. Wol bî hundert pfunden gap er âne zal.
genuoge in rîcher wæte giengen vor dem sal,
die nie dâ vor getruogen sô hêrlîchiu kleit.
daz gevriesc diu künegîn: ez was ir wærlîche leit.

£ 486. B 517. [H 526 und 527]

7. Dô sprach diu küneginne „her künic, ich hetes rât,
daz iuwer kamerære mir wil der mînen wât
lâzen niht belîben: er swendet gar mîn golt.
der iz noch understüende, dem wold ich immer wesen holt.

£ 486,5. B 518. [H 526 und 527]

8. Er gît sô rîche gâbe, jâ wænet des der degen,
ich habe gesant nâch tôde: ich wils noch langer pflegen.
ouch trûwe iz wol verswenden, daz mir mîn vater lie."
sô milten kamerære gewan noch küneginne nie.

Digitized by Google

£ 489. B 521. H 529,5.

9. Mit edelem gesteine ladet man ir diu scrîn.
ir selber kamerære dâ mite muosen sîn:
sine woldes niht getrûwen dem Gîselheres man.
Gunther unt Hagene der umbe lachen began.

£ 497,5. B 531. [H 539]

10. Des antwurte Hagene „ich pin niht bote guot.
lât mich pflegen der kamere. belîben ûf der fluot
wil ich bî den vrouwen, behüeten ir gewant,
unze wir si bringen in der Burgende lant.

£ 498. B 532. [H 539]

11. Nu pitet Sîfrîde füeren die potescaft:
der kan si wol gewerben mit ellenthafter kraft.
versage er iu die reise, ir sult mit guoten siten
durch iuwer swester liebe der bete in vriuntlîchen piten".

£ 499,5. B 534. [H 541]

12. Des ger ich an iuch, Sîfrit: nu leistet mînen muot,
daz ich ez iemer diene", sprach der degen guot.
dô widerredet iz Sîfrit, der vil küene man,
unze daz in Gunther sêre vlêgen began.

£ 500. B 535. [H 541]

13. Er sprach „ir sult rîten durch den willen mîn
unt ouch durch Kriemhilde, daz scœne magedîn,
daz ez mit mir verdiene diu hêrlîche meit."
dô daz gehôrte Sîfrit, dô was der recke vil bereit.

£ 546. B 589. H 594,5

14. Die vrouwen sich beviengen mit armen dike hie.
sô minneclîch enpfâhen gehôrte man noch nie
sô die vrouwen beide der briute tâten kunt,
vrou Uote unt ir tohter: die kusten dicke ir süezen munt.

£ 555. B 600. H 604a

15. Do der bûhurt was zergangen über al daz velt,
dô giengen kurzwîlen under manic hôch gezelt
die ritter zuo den vrouwen ûf hôher vreuden wân.
da vertriben si die stunde unz man rîten wolde dan.

£ 609. B 661. [H 667]

16. Sîfrit der herre vil minneclîchen saz
bî sînem schœnen wîbe, mit vreuden âne haz.
si trûte sîne hende mit ir vil wîzer hant,
unz er ir vor den ougen sine wesse wenne verswant.

£ 610. B 662. [H 667]

17. Dô si mit im spilte unt sis niht mêr ensach,
zuo sînem gesinde diu küneginne sprach
„mich hat des michel wunder, war der künic sî komen.
wer hât die sînen hende ûz den mînen genomen?"

Digitized by Google

£ 643. B 698. H 706a

18. Nâch Hagenen von Tronege und ouch nâch Ortwîn,
ob die unt ouch ir mâge Kriemhilde wolden sîn.
do gewan dar umbe Hagene ein zornlîchez leben;
er sprach „jan mac uns Gunther zer werlde niemen gegeben.

£ 644. B 699. H 706b

19. Ander iwer gesinde daz lât iu volgen mite,
want ir doch wol bekennet der Tronegære site:
wir müezen bî den künigen hie ze hove bestân.
wir suln in langer dienen den wir alher gevolget hân."

£ 700. B 757. H 764a

20. Si muozen dâ belîben bevollen niwen tage.
des heten endelîchen die snellen ritter klage,
daz si niht wider solden rîten in ir lant.
dô hete der künic Sîfrit nâch sînen vriunden gesant.

£ 701. B 758. [H 765a]

21. Er vrâgte waz si rieten: ob si solden an den Rîn.
„ez hât nâch mir gesendet Gunther der friunt mîn,
er unt sîne mâge, durch eine hôchgezît:
nu kœm ich im vil gerne, wan daz sîn lant ze verre lît.

£ 711. B 768. H 774a

22. Die tumben unt die wîsen giengen, sô man tuot,
vrâgen umbe mære. dô sprach der ritter guot
„swenne ichse sage dem künige, dâ hœret si ze hant."
er gie mit den gesellen dâ er Guntheren vant.

£ 768. B 825. H 853,5

23. Und nimet mich immer wunder, sît er dîn eigen ist,
unt daz du über uns beidiu sô gewaltec bist,
daz er dir sô lange den zins versezzen hât.
der dîner übermüete sold ich von rehte haben rât."

£ 830. B 887. H 894,5

24. „Sô wol mich dirre mære", sprach der künic dô,
als ob er ernestlîche der helfe wære vrô.
in valsche neig im tiefe der ungetriuwe man.
dô sprach der herre Sîfrit „ir sult kleine sorge hân."

£ 858. B 915. H 922,5

25. Dô reit zuo sînem wîbe der recke vil gemeit.
schiere hete Hagene dem künige geseit
wier gewinnen wolde den tiwerlîchen degen:
sus grôzer untriuwe solde nimmer man gepflegen.

£ 984. B 1045. (hierfür H 1055)

26. Si buten vaste ir lougen. Kriemhilt begonde jehen
„swelher sich unschuldige, der lâze daz gesehen;
der sol zuo der bâre vor den liuten gên.
dâ bî mac man die wârheit harte schiere verstên."

Digitized by Google

L 944. B 1053. H 1064a

27. Kriemhilt diu arme zir kameræren sprach
„si suln durch mîne liebe lîden ungemach,
die im iht guotes günnen und mir wesen holt;
durch Sîfrides sêle sol man teilen sîn golt."

L 995. B 1054. H 1064b

28. Dehein kint was sô kleine daz witze mohte haben,
daz muose gên zem opfer. ê er wurde begraben,
baz danne hundert messe man dâ des tages sanc.
von Sîfrides vriunden wart dô grôzer gedranc.

L 1000. B 1060. H 1069,5

29. Swaz man vant der armen die es niht mohten hân,
die hiez man doch zem opfer mit dem golde gân
ûz sîn selbes kamere. do er niht solde leben,
umbe sîne sêle wart manic tûsent marc gegeben.

L 1080 B 1140. H 1155a

30. Ê daz von Tronege Hagene den scaz alsô verbarc,
dô heten siz gevestent mit eiden alsô starc,
daz er verholn wære unz ir einer möhte leben.
sît enkunden sis in selben noch ander niemen gegeben.

L 1191. B 1251. (H 1255)

30a. Dô hiez man dar gewinnen die Etzelen man,
die nu mit urloube wæren gerne dan,
geworben oder gescheiden, swie ez dô möhte sîn.
ze hove kom dô Rüedegêr. die helde reiten wider in,

L 1192. B 1252. H 1275a

31. Daz man rehte erfüere des edelen fürsten muot,
und tæten daz bezîte: daz diuhtes alle guot:
ir wege wæren verre wider in ir lant.
man brâhte Rüedegêren dâ er Kriemhilde vant.

L 1193. B 1253. H 1275b

32. Vil minneclîche pitten der recke dô began
die edelen küneginne, si solde in hœren lân
waz si enbieten wolde in Etzelen lant.
er wæn an ir niht anders niwan lougenen vant;

L 1352. B. 1412. H 1439

33. Dô sprach der videlære, der stolze Swemmelîn,
„wenne sol iuwer hôhzît in disen landen sîn?
daz wir daz iuwern vriwenden künnen dort gesagen."
dô sprach der künec Etzel „zen næhsten sunewenden tagen."

L 1408. B 1468. H 1496

34. Dar zuo gît man iu spîse die besten di ie gewan
in der werlte künec deheiner. ob des niht möhte ergân,
ir soldet noch belîben durch iuwer schœne wîp,
ê ir sô kintlîche soldet wâgen den lîp.

Digitized by Google

£ 1463. B 1523. H 1558,5

35. Die Nibelunges helde kômen mit in dan
in tûsent halspergen, die ze hûse heten lân
vil manige schœne vrouwen, di si gesâhen nimmer mê.
die Sîfrides wunden tâten Kriemhilde wê.

£ 1504. B 1564. [H 1600]

36. Mit zügen harte swinden kêrte ez der gast,
unz im daz starke ruoder in sîner hende brast.
er wolde zuo den recken ûz an einen sant.
dâ was deheinez mêre: hey wie schier erz gebant.

£ 1525. B 1585. H 1625a

37. Ir ros bereitet wâren, die soumer wol geladen.
si heten an der verte noch deheinen schaden
genomen der si muote, wan des küneges kapelân.
der muose ûf sînen füezen hin wider zuo dem Rîne gân.

£ 1594. B 1654. H 1695a

38. Gevelschet frouwen varwe vil lützel man dâ vant.
si truogen ûf ir houbet von golde liehtiu bant
(daz wâren scapel rîche), daz in ir schœne hâr
zefuorten niht die winde: daz ist an den triuwen wâr.

£ 1654. B 1716. [H 1755 bis 1757]

39. Kriemhilt diu vrouwe in ein venster stuont:
si warte nâch den mâgen, sô friunt nâch friunden tuont.
von ir vater lande sach si manigen man;
der künic vriesc ouch diu mære: vor liebe er lachen began.

£ 1655. B 1717 [H 1755 bis 1757]

40. „Nu wol mich mîner vreuden", sprach Kriemhilt.
„hie bringent mîne mâge vil manigen niuwen schilt
und halsperge wîze: swer nemen welle golt,
der gedenke mîner leide, und wil im immer wesen holt."

£ 1812. B 1874. [H 1919]

41. Hey waz guoter recken in dâ nâch reit!
dem herren Dietrîche dem wart daz geseit.
mit Guntheres mannen daz spil er in verbôt.
er vorhte sîner manne: des gie im sicherlîchen nôt.

£ 1813. B 1875. [H 1919]

42. Dô dise vone Berne gescheiden wâren dan,
dô kômen von Bechelâren die Rüedegêres man
fünf hundert under schilde für den sal geriten:
liep wær dem marcgrâven daz siz hêten vermiten.

£ 1825. B 1888. H 1932a

43. „Ich wil den bûhurt mêren", sprach dô Hagene.
„lât die vrouwen schouwen und die degene,
wie wir künnen rîten: daz ist guot getân.
man gît doh lop deheinen des künec Guntheres man."

Digitized by Google

£ 1948. B. 2011 H 2065 a

44. Sine suln uns under füezen hie niht langer ligen.
ê daz uns die Hiunen mit sturme an gesigen,
wir gehouwen noch die wunden, diu mir vil sanfte tuot.
des hân ich", sprach dô Gîselher, einen stætigen muot."

£ 1964. B 2027. [H 2082]

45. Die hie sô lasterlîchen ezzent des fürsten brôt
unde im nu geswîchent in der grœzesten nôt,
der sihe ich hie manigen vil zagelîche stân,
und wellent doch sîn küene: si müezens immer schande hân!"

£ 2137. B 2200. H 2258,5

46. „Sô wê mir dirre mære", sprach aber Hagene.
„wir heten ander swære sô vil ze tragene:
sul wir mit friunden strîten, daz sî got gekleit."
dô sprach der marcgrâve „daz ist mir inneclîchen leit."

£ 2258. B 2321. H 2380,5

47. Sît daz es mîn unsælde niht langer wolde entwesen,
sô sagt mir, ist der geste noch iemen genesen?"
dô sprach meister Hildebrant „daz weiz got, niemen mêr
niwan Hagene aleine und Gunther der künec hêr."

£ 2316. B 2379. (hierfür H 2439 und 2440)

48. Ine kan iu niht bescheiden, waz sider dâ geschach:
wan ritter unde vrouwen weinen man dâ sach,
dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.

V. Mehrstrophen von J gegen B.

(Es liegen die Lesarten von J und H zu grunde)

£ 21,3. B 20a,3. H 19,5

1. starc vnd kŷne wart ſit der ſelbe man.
ey waſ er grozzer eren ze dirre welte gewan.

£ 329,5. B 330a. H 335

2. (nur in d) Dô sprach der künic Gunther „nie geborn wart ein wîp
sô starc unt ouch sô küene, ine wolde wol ir lîp
in strîte betwingen mit mîn selbes hant."
„swîget", sprach dô Sîfrit, „iu ist ir ellen unbekant.

£ 329,9. B 330b. H 336

3. (nur in d) Unt wæren iuwer viere, dine kunden niht genesen
von ir vil grimmen zorne: ir lât den willen wesen.
daz rât ich iu mit triuwen. welt ir niht ligen tôt,
sone lât iu nach ir minne niht ze sêre wesen nôt."

Digitized by Google

£ 329,13. B 330c. H 336,5

4. „Nu sî swie starc si welle, ine lân der reise niht
(nur in dk) hin ze Prünhilde, swaz halt mir geschiht.
durch ir unmâzen schœne muoz ez gewâget sîn.
waz ob mir got gefüeget daz si mir ſolget an den Rîn?“

£ 756,5. B 813a. H 821

5. Do gidaht div kvnginne „ich mac nit langer dagen.
swie ich daz gefv̂g, mir mv̂z Kriemhilt ſagen,
warvm vnſ alſo lang den zinſ verſezzen hat
ir man der iſt vnſer eigen: der red han ich keinen rat.

£ 756,9. B 813b. H 822

6. Svz wartet ſi der wile, als ez der tievel riet.
die fræud vnt div hohzit mit leit ſich do ſchiet.
daſ ir lac ze herzen, zelieht mv̂z ez comen:
dez wart in mangen landen von ir jamerſ vil vernomen.

£ 848,5. B 905a. H 913

7. Waz er dervaren het, bat im ſin herre ſagen.
da wil ich die reiſ wenden, wir ſuln riten jagen.
ich weiſ nu gar div mær, wie in gewinnen ſol.
mugt ir daz gefv̂gen?“ „daz tûn ich“ ſprach der kunc „wol“!

£ 858,5. B 915a. H 923

8. Do die vil ungetriwen rieten ſinen tot,
Si weſtenſ al glich Giſelher unt Gernot
wolten nit jagen riten. ich weiz durh welhen nit
Si in nit warenten: idoch erarnten ſi ez ſit.

£ 910,5. B 969a. H 973

9. Do het nit die liſte der cv̂n feig man,
daſ er ſich ir vntriwe cvnd haben verſtan.
er waſ in ganzen tvgenden allez valſcheſ bloz.
sineſ todeſ mv̂z engelten der ſin nie nit genoz.

£ 939,5. B 998a. H 1013

10. Von dem ſelben brvnnen, da Sifrit wart erſlagen,
sult ir die rehten warheit von mir horen ſagen.
vor dem nortwalde ein dorf heizt northein:
da ist noch der ſelb brvnne, dez iſt zwifel dehein.

£ 1052,5. B 1112a. H 1124

11. Si ſprach „ich mv̂z in grv̂zzen: irn welt miſ nit erlan.
Ir tv̂t iv groz ſvnde. der kvnc hat mir getan
so vil der herzeleid vil gar vnverſcholt
min mvnt im giht der ſv̂n, daſ herz wirt im nimer holt.“

£ 1052,9. B 1112b. H 1125

12. „Dar nach wirt ez beſſer“, ſprachen ir frivnde do.
„ob er ir an verdient daz ſi noch wirdet fro?
er mac ſiz wol ergetzen“, ſprah Gernot der helt.
do ſprah div jamerſrich „ſeht, nv tv̂n ich ſwaz ir welt.“

Digitized by Google

£ 1064,5. B 1124a. H 1138

13. Do ſich der herre Gernot unt Giſelher daz kint
dez hordeſ vnderwnden, do vnderwnden ſi ſich ſint
dez landeſ unt der burg unt mangeſ recken balt:
die in ſit mvſten dienen dvrch forht unt durh gwalt.

£ 1201,5. B 1261a. H 1284

14. Er iſt niht gar ein heiden, dez ſvlt ir ſicher ſin.
er waz vil wol bikert der lieb herre min,
wan daz er ſich her wider verkert aber hat.
welt ir in, frawe, minnen, wirt ſin noch vil gût rat.

£ 1511,5. B 1573a. H 1609

15. Daz schiff waſ vngefv̊ge ſtarck vnt wit genv̊ck,
(nur in Hd) fvmph hvndert vnde mere ez wol ze male trv̊ck
ir geſindes mit der ſpiſe ir gewæſen vber flv̊t
an riemen mv̊ſe ziehen des tages maneck ritter gv̊t.

£ 1523,5. B 1584a. H 1621

16. Do deſ chuniges khappelan das ſcheff zerhowen ſach,
(nur in Hd) hin wider vber wazzer er ze Hagene ſprach
„ir mordet ane trewe, waz het ich iv getan,
daz ir mich ane schvlde hevte ertrenchet woldet han?“

£ 1523,9. B 1584b. H 1622

17. Deſ antwrt im Hagene „nv lat die rede weſen.
(nur in Hd) mir iſt lait ouf min trewe daz ir ſit geneſen
hie vor minen handen: daz wizzet ſonder spot.“
do ſprach der arme khappelan „des wil ich immer loben got.

£ 1525,15. B 1584c. H 1623

18. Ich fürht iuch nu vil kleine, des sult ir sicher sîn.
(nur in Hd) nu wart ir zuo den Hiunen: sô wil ich an den Rîn.
got enlaz iuch nimmermere ze Reine wider chomen:
des wunsch ich iu vil sere; ir het mir nach den lip benemen.“

£ 1775,5. B 1837a. H 1882

19. E daz ſi Kriemhilt het al dar geſant,
„ob irz alſo vindet, ſo ſit durch got gemant
daz ir da slaht niemen nivr den einen man,
den vngetrivn Hagen: di andern ſult ir leben lan.

£ 1835,5. B 1898a. H 1943

20. Swi leid ez Etzeln wær, verwapent mang ſhar
sah man mit vliz dringen nah den fursten dar
da ſi zen tiſchen giengen, durch der geſte haz
ir mac ſi wolten rechen, ob ſi gev̊gen mohten daz.

£ 1835,9. B 1898b. H 1944

21. „Sit ir verwapent gerner eſſent danne bloz“,
sprach der wirt dez landes, „di vnzuht iſt doch groz.
swer aber minen geſten tût alhie kein leit,
ez get im an ſin haubt: daz ſi iv Hv̀nen gesæt.“

Digitized by Google

Ł 1837,5. B 1900a. H 1947

22. Ich wolt et nivr Hagenen der mir hat leit getan,
er mordet Sifriden, den minen lieben man.
der in von den andern ſhiede, min golt wer im bereit.
ingult ez anders iemen, daz wær mir inneclich leit.

Ł 1837,9. B 1900b. H 1948

23. Do ſprach aber Hiltprant „wie moht daz giſchehen,
daz man in bi in flûg? ich liez ivch daz giſehen,
ob man den helt biſtœnde, ſich hûb liht ein not
daz arme vnt rich darvmb mœſten ligen tot.

Ł 1848,5. B 1911a. H 1960

24. Wie ſi zetiſch gienge, daz wil ich iu ſagen.
man ſach die kvnginne cron vor in tragen.
vil mangen hohen fvrſten unt mangen werden degen
sah man vil grozzer zuht vor der kvnginne pflegen.

VI. Fehlſtrophen von J gegen B.

Ł 7. B 7. H 4

1. Ein rîchiu küniginne, frou Uote ir muoter hiez:
ir vater der hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sîme lebene, ein ellens rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

Ł 8. B 8. H 7

2. Die drîe künege wâren, als ich gesaget hân,
von vil hôhem ellen: in wâren undertân
ouch die besten recken, von den man hât gesaget,
starc und vil küene, in scarpfen strîten unverzaget.

Ł 9. B 9. H 8

3. Das was von Tronege Hagene und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre und Ekkewart,
Volkêr von Alzeije, mit ganzem ellen wol bewart.

Ł 10. B. 10. H. 9

4. Rûmolt der kuchenmeister, ein ûz erwelter degen,
Sindolt und Hûnolt, dise herren muosen pflegen
des hoves unt der êren, der drîer künege man.
si heten noch manegen recken, des ich genennen niene kan.

Ł 11. B 11. H 10

5. Dancwart der was marscalch: dô was der neve sîn
truhsæze des küneges, von Metzen Ortwîn.
Sindolt der was scenke, ein ûz erwelter degen.
Hûnolt was kamerære: si kunden hôher êren pflegen.

Digitized by Google

L 12. B. 12. H 11

6. Von des hoves krefte und von ir wîten kraft,
von ir hôhen werdekeit und von ir ritterscaft,
der die herren pflâgen mit vröuden al ir leben,
des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

L 16. B 16. H 15

7. „Nu versprich ez niht ze sêre", sprach aber ir muoter dô.
„soltu immer herzenlîche zer werlde werden vrô,
daz gesciht von mannes minne. du wirst ein scœne wîp,
ob dir noch got gefüeget eins rehte guoten ritters lîp."

L 17. B 17. H 16

8. „Die rede lât belîben", sprach si, „frouwe mîn.
ez ist an manegen wîben vil dicke worden scîn
wie liebe mit leide ze jungest lônen kan.
ich sol si mîden beide: son kan mir nimmer missegân."

L 19. B 19. H 18

9. Der was der selbe valke, den si in ir troume sach,
den ir besciet ir muoter. wie sêre si daz rach
an ir næhsten mâgen, die in sluogen sint!
durch sîn eines sterben starp vil maneger muoter kint.

L 20,3. B 20,3. H 19,3

10. in einer rîchen bürge, wîten wol bekant,
nidene bî dem Rîne: diu was ze Santen genant.

L 102,5. B 102. H 102.

11. Dô sprach der künec rîche „du mahst wol haben wâr.
nu sich wie degenlîche er stêt in strîtes vâr,
er und die sînen degene, der vil küene man.
wir sulen im engegene hin nider zuo dem recken gân."

L 102,9. B 103. H 103

12. „Daz mugt ir", sprach dô Hagene, „wol mit êren tuon.
er ist von edelem künne, eins rîchen küneges sun.
er stêt in der gebære, mich dunket, wizze Krist,
ez ensîn niht kleiniu mære dar umbe er her geriten ist.',

L 446. B 477. H 488

13. Si riten tägelîche spâte unde vruo
der Prünhilde bürge scharhafte zuo.
„jarâjâ", sprach Hagene, waz haben wir getân!
wir rebeiten hie vil übele der schœnen Prünhilde man.

L 1098. B. 1158. H. 1181

14. Dô sprach der künic Etzel „.was si des recken wîp,
sô was wol alsô tiure des edelen fürsten lîp,
daz ich niht versmâhen die küneginne sol.
durch ir grôzen schœne sô gevellet si mir wol."

Digitized by Google

£ 1309. B 1369. H 1396

15. Ouch gap nie deheiner zuo sîn selbes hôchgezît
sô manigen rîchen mantel, tief unde wît,
noch sô guoter kleider, der si vil mohten hân,
sô si durch Kriemhilde heten alle getân.

£ 1323. B 1583. H 1619

16. Dô sprach der helt von Tronege „ich tuon iz ûf den wân,
ob wir an dirre reise deheinen zagen hân,
der uns entrinnen welle durch zagelîche nôt,
der muoz an disem wâge doch lîden schamelîchen tôt."

£ 1770. B 1833. H 1876

17. Volkêr der snelle, zuo des sales want
sînen scilt den guoten leint er von der hant.
dô gie er hin widere, die videln er genam:
dô diende er sînen friunden als ez dem helde gezam.

Die Differenz im Strophenbestande der Handschriften der vier Gruppen wäre hiermit erschöpft. Wie man jedoch der Handschrift A eine gewisse Sonderstellung innerhalb ihrer Gruppe eingeräumt hat, so könnte man es auch der Handschrift b. Denn nicht nur daß diese Handschrift jene große Interpolation von 23 Strophen für Str. B 1718 bringt und die Schlußszene ganz selbständig gestaltet, läßt sie auch eine Anzahl Strophen aus, die in Handschrift B stehen; es sind die folgenden zwölf: B 886, 1163, 1244, 1384, 1457, 2—1458, 1, 1695, 1700, 1718, 2083, 2199, 2—2201, 1, 2234.

Eine Aufstellung des Stammbaums der Nibelungenhandschriften haben nur Friedrich Zarncke, Karl Bartsch, Wilhelm Braune und Georg Holz unternommen. Vorher haben sich zwar schon Johann Jakob Bodmer, Friedrich Heinrich von der Hagen, Karl Lachmann und Adolf Holtzmann eingehend über das Verhältnis der Handschriften zu einander geäußert, zur Aufstellung eines Stammbaums aber sind sie nicht gelangt. Bodmer kannte nur die drei Handschriften A B C. Die Verschiedenheit ihrer Textgestalt ist ihm keineswegs unbekannt geblieben, da er sie aber auf den Dichter selbst zurückführte, hat er keine Folgerungen daraus gezogen. Er hielt die Handschrift A für die älteste, die Handschriften B und C für daraus hervorgegangen, und zwar so, daß Handschrift B die Grundlage für Handschrift C darstelle.

Der erste Fortschritt in der Erkennung des handschriftlich überlieferten Materials findet sich bei Friedrich Heinrich von der Hagen in seiner Ausgabe des Liedes vom Jahre 1820[1]). von

[1]) Große Ausgabe, Einl. S. XXXIIff. Die Einleitungen beider Ausgaben vom Jahre 1820 stimmen übrigens bis auf die Seitenzahlen, die in

Digitized by Google

der Hagen, der ja auch weitaus die meisten Handschriften angezeigt und herausgegeben hat, bespricht hier zehn Handschriften, und zwar die vollständigen Handschriften A B C D b d, und die Fragmente H L (= e + f) c g. Er verzeichnet gewissenhaft die Strophendifferenzen zwischen ihnen; er erkennt bereits das Zusammenstimmen der ersten fünf Aventiuren von D mit C, während D mit d sonst B näherstehe; er weist darauf hin, daß d 16 Strophen enthalte, die nur noch in C stehen. Alle jene Handschriften außer C schließen sämtlich: „dieß ist der Nibelungen Noth." „Ihnen gegenüber steht aber eine durchgängig und in alle Wege bedeutend abweichende Darstellung in C," die zwar keine Neugestaltung sei, aber doch eine nachbessernde Hand zeige, die eine Fülle von Veränderungen, Kürzungen, Erweiterungen bewirkt habe. Auch auf die hier reicher auftretenden Binnenreime weist er bereits hin. „Der Nibelungen Noth ist endlich erweitert in der Nibelungen Lied". Auch das Bestreben von C, Lied und Klage in nähere Uebereinstimmung mit einander zu bringen, wird nicht übergangen. Es liegt hier also bereits im Keime das vor, was heute als sicheres Ergebnis unserer Erkenntnis in der Handschriftenfrage bezeichnet werden kann. Bereits sind die vier Gruppen, hier repräsentiert durch die vier Handschriften B D d und C, richtig erkannt, auf die nähere Verwandtschaft von B D d als Not-Gruppe ist hingewiesen und ihr die planmäßig überarbeitete Handschrift C als Lied-Gruppe gegenübergestellt. Einzelheiten werden trefflich hervorgehoben, so der in der Folge vielbesprochene Fehler Zeisenmure in der Not-Gruppe, wo C richtig Treisenmure bietet. Auch die Sonderstellung von A erkennt von der Hagen bereits[1]). Aber „wenn auch A in der Darstellung noch etwas älter erscheint, so steht sie doch ganz einzeln und ist überhaupt mangelhafter, roher, später und örtlicher" als B, die ihm als die beste Ueberlieferung gilt.

Man kann es nicht als einen Fortschritt bezeichnen, wenn wenige Jahre darnach Karl Lachmann den zuletzt erwähnten Gedanken von der Hagens aufgreift und nun, weil sich allem Anscheine nach die Textgestaltung in A als älteste vorstellt, diese nun auch allen anderen Ueberlieferungen als treueste entgegenstellt. Die Erkennung der wahren Gestalt der Ueberlieferung ist dadurch auf Jahrzehnte hinaus gehemmt worden. Nach Karl Lachmann[2]) hat jedes Wort, das nicht in A steht, keine größere Beglaubigung als eine Konjektur. „A steht allein allen übrigen Handschriften mit dem offenbar ältesten Text entgegen." „Alle Lesarten aus allen Handschriften zu sammeln, wird nur einen

der großen Ausgabe um 2 höher sind, genau überein, wie ich versichern kann, da ich beide Ausgaben selbst besitze.

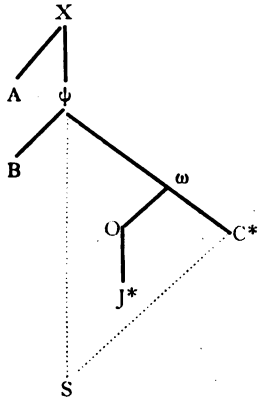
[1]) Einl. S. LIV.

[2]) Ausgabe 1826 und 1851 Einl.

Digitized by Google

Zweck haben, wo in jeder Lesart die echte stecken kann, nicht hier." Er lehnt es also von vornherein ab, den anderen Handschriften einen entscheidenden Einfluß bei der Textgestaltung zuzugestehen. Demgemäß beschränkt er sich darauf, anzuführen, daß in B H J K c d e f g h „ein veränderter und vermehrter Text" vorliege, der in C E F G a „eine neue Umarbeitung" erfahren habe. „D b stimmen . . . im Anfang der Nibelunge [bis 268,1] und im Anfang der Klage [bis 340] auffallend mit C E, doch so, daß die Ueberarbeitung in D b leicht die ältere ist." Nichts mehr ist hier von jenem feinen Unterscheidungsgefühl, das von der Hagen die Sonderstellung der Handschrift d in der Ueberlieferung deutlich erkennen läßt. Nicht im entferntesten denkt Lachmann, auch nicht dem reichen Material gegenüber, das ihm für seine Ausgabe von 1851 vorlag, an die Aufstellung eines Stammbaums der Handschriften, den ersten Schritt, Ordnung und Uebersicht in die Ueberlieferung zu bringen. Lachmann ist zu solchem Verhalten gegenüber der handschriftlichen Ueberlieferung offenbar von der von ihm vertretenen Liedertheorie als Vorstufe der epischen Gestaltung geleitet worden.

Ein Stemma zur Lachmannschen Anschauung hat später Richard von Muth[1]) in nebenstehender Weise mit folgenden Erläuterungen gegeben:



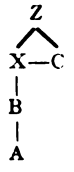
g = L, b = D, d = O, h = J, vielleicht a = R; L M c i gehören zu B, E F G zu C, D N zu S, H zu O, K Q l zu J; ψ bedeutet die Stammhandschrift des gemeinen Textes; ob an der Stelle von ω überhaupt eine Handschrift anzunehmen sei, kann fraglich erscheinen.

Erst nach Lachmanns Tode lenkte die deutsche Forschung wieder auf den Weg zurück, den ihr von der Hagen gewiesen hatte. Das Verdienst, hier bahnbrechend vorgegangen zu sein, gebührt Adolf Holtzmann[2]). Holtzmanns Absicht ging dahin, der Lachmannschen Liedertheorie eine andere Theorie entgegenzustellen, die von der Einheitlichkeit der Konzeption des Nibelungenliedes ausging und diese zu erweisen, die darauf beruhende Ueberlieferung aber zu erklären suchte. Die Ueberlieferung liegt in den Handschriften vor. Es war daher nicht zu umgehen, daß auch auf ihre Entstehung und ihr Verhältnis zu einander eingegangen wurde. Es sind im wesentlichen nur die Haupthandschriften, die Holtzmann berücksichtigt:

[1]) Einleitung in das Nibelungenlied, 2. Aufl., Paderborn 1907, S. 261.
[2]) Untersuchungen über das Nibelungenlied, Stuttgart 1854.

Digitized by Google

A B C D J. Von E F und a wird gelegentlich einmal gesagt, daß sie zu C gehören[1]) und daß a die Lücken der Handschrift C ausfülle[2]), was damals noch unbekannt war. Holtzmann sah die Handschrift C als diejenige an, die das Werk des Dichters am treuesten überliefere. B und die von Lachmann bevorzugte Hs. A seien erst aus ihr durch Kürzung und Verwässerung hervorgegangen. Auf die eigentümliche Stellung von D, die in ihrem Hauptteile gar nicht selten mit A, am Anfange aber mit C geht, und einige Eigentümlichkeiten von J, das hier mal mit C, dann wieder mit A D zusammenstimmt, wird gelegentlich hingewiesen. Zu einer klaren Erkenntnis des Verhältnisses aller Handschriften zu einander und demgemäß zu einem weiteren Ausbau dessen, was von der Hagen schon 1820 dokumentiert hatte, ist Holtzmann nicht fortgeschritten. Trotzdem findet sich bei ihm das erste Stemma der Handschriften, allerdings nur auf die drei Haupthandschriften bezüglich[3]):



Das heißt also, es sind nach Holtzmann von dem verlorenen Original Z einmal zwei Abschriften genommen worden. Die eine ist unsere Handschrift C, die andere X ist uns nicht selbst erhalten; doch ist aus ihr, in der Hauptsache durch Kürzung, B, und hieraus durch weitere Kürzung A hervorgegangen. Das Original läge uns darnach am treuesten und vollständigsten in C vor, während A einen lückenhaften und entstellten Text biete. Die Mittelstellung von B ergibt sich hieraus von selbst. „Wo eine der Handschriften der Not die Lesart von C a gibt, da ist der Text des Liedes zugleich der ursprüngliche der Not. Und dies ist ziemlich häufig der Fall. Hauptsächlich J und D, seltener B, zuweilen sogar A bewahren den Text des Liedes gegen die übrigen Handschriften“[4]).

Holtzmann hat seine Untersuchungen über die Handschriftenverhältnisse nicht weitergeführt. Der weitere Ausbau und die Formulierung des Resultats blieb Friedrich Zarncke vorbehalten.

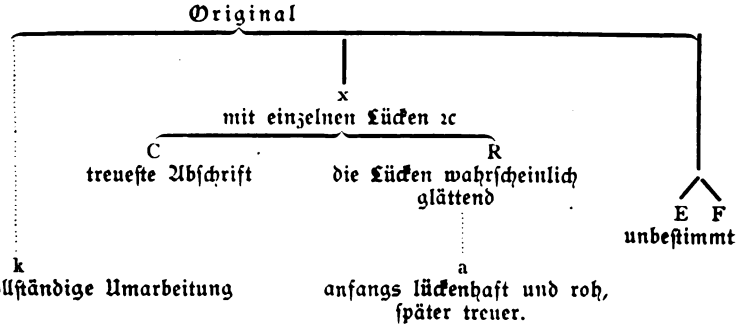
Zarncke hat seine Ausführungen an zwei, oder wenn man will, an drei Stellen niedergelegt. Zunächst im zweiten Anhange zu seinem Vortrage „Zur Nibelungenfrage“[5]), dem eine tabellarische „Uebersicht“ über die Gruppen der Handschriften beigegeben ist, und im zweiten Abschnitt der Einleitung seiner Aus-

[1]) Unters. S. 4. [2]) Unters. S. 204 ff. [3]) Unters. S. 59.
[4]) Ausg. Leipzig 1857, S. XIX. [5]) Leipzig 1854, S. 39 ff.

Digitized by Google

gabe[1]), wozu ergänzend der zweite Abschnitt des Anhangs tritt, wo aber nur die Handschriften der liet-Gruppe berücksichtigt werden.

Zarncke unterscheidet, was hier zuerst geschieht, vier verschiedene Gruppen von Handschriften. Die erste Gruppe ist ihm „das Original". Sie wird durch die vollständigen Handschriften C und a, sowie die Fragmente R E F G repräsentiert. Ueber ihr Verhältnis zu einander äußert er sich im Anhang seiner Ausgabe. Es ist also die liet-Gruppe, und hier besonders die Handschrift C, die er für das Werk des Dichters hält, nicht ganz rein überliefert, nach seinen Ausführungen in der 6. Auflage, aber unzweifelhaft das Werk des Dichters am treuesten wiedergebend. Im zweiten Anhange gibt er folgendes Stemma.



Zarncke nimmt darnach also an, daß die erhaltenen Handschriften dieser Gruppe auf eine Abschrift x des Originals des Dichters zurückgingen, die aber doch nicht ganz zuverlässig sei. Von x seien zwei Abschriften genommen worden, die treue Abschrift C und dann R, von dem wir nur noch ein Fragment haben, wo aber anscheinend planmäßig die Lücken von x geglättet wurden. Auf R geht die rohe Abschrift a zurück. E und F lassen sich wegen ihres geringen Umfanges nicht unterbringen, ebenso wenig die zur liet-Gruppe stimmenden Teile von k, da k eine vollständige Umarbeitung ist.

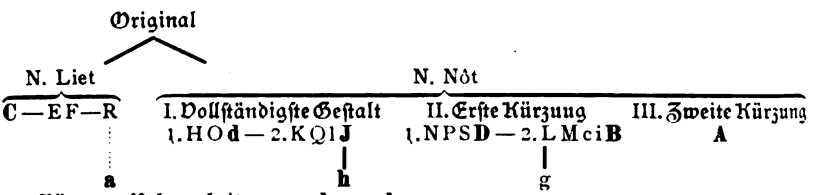
Alle übrigen Handschriften scheidet Zarncke in drei Gruppen, wozu als vierte die der jüngeren Ueberarbeitungen mit den Handschriften b, m und k, soweit es zur Notgruppe gehört, tritt. Alle stehen der liet-Gruppe als nôt-Gruppe gegenüber. Die erste Gruppe nennt er „Vollständigste Gestalt," und teilt sie in zwei Untergruppen: a) „erste, der Ueberlieferung treuer folgende Gruppe" mit den Fragmenten H und O und der vollständigen Handschrift d; b) zweite, in Einzelheiten selbständiger redigierende Gruppe" mit den Fragmenten K, Q und l und den vollständigen

[1]) 6. Aufl. Leipzig 1887.

Digitized by Google

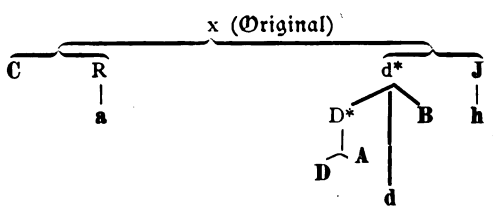
Handschriften J und h. — Die zweite Gruppe bezeichnet er als „Kürzere Gestalt". Bei dieser Gruppe unterscheidet er noch zwei Untergruppen, deren erste die Fragmente N, P und S und die vollständige Handschrift D, deren zweite die Fragmente L, g, M, c und i und die vollständige Handschrift B umfaßt. — Die dritte Gruppe, „Abermalige Kürzung", umfaßt nur eine Handschrift, die Handschrift A. — Zur ersten Gruppe (d und Jh) macht er dann noch die Bemerkung, daß es „nicht ganz unmöglich erscheine", daß diese Gruppe aus II entstanden sei mit Hinzunahme einer Handschrift der ältesten Ueberlieferung (C), aus der dann die überschüssigen Strophen eingetragen worden wären. Als Heimat aller Handschriften nahm er Tirol an. Damit tritt auch die Heimatsfrage zum ersten Male in die Erscheinung.

Ein vollständiges Stemma zu seinen Aufstellungen gab Zarncke nur in seinem Vortrage von 1854. Ich lasse es, ergänzt nach seiner Ausgabe von 1875, folgen.



Jüngere Ueberarbeitungen: b, m, k.

Der Stufengang, nach dem man sich hiernach die Entstehung der Handschriften vorzustellen hätte, ließe sich in anderer Gruppierung etwa so geben (ich berücksichtige nur die vollständigen Handschriften und bezeichne die erforderlichen Zwischenglieder durch einen zugesetzten Stern):



Diese letzte Konsequenz, die ihn auf das Gewagte seiner Aufstellung hätte führen müssen, hat Zarncke allerdings nicht gezogen.

Die Dogmatisierung seiner Anschauungen hat Zarncke bald nicht weniger schroff betrieben als Lachmann und seine Anhänger die der ihrigen. Hieraus entstand der sogenannte „Nibelungenstreit", den Holtzmann in seiner letzten Schrift zu diesem Gegenstande „Kampf um der Nibelunge Hort"

Digitized by Google

(Stuttgart 1855) so witzig und geistvoll verspottet hat. Das Organ der Lachmannianer war die „Zeitschrift für das deutsche Altertum", während sich Zarncke in Leipzig im „Literarischen Centralblatt" (seit 1854) ein eigenes Organ schuf. Als drittes, eine unabhängigere Richtung vertretendes Organ begründete Franz Pfeiffer in Wien die nach seinem frühen Tode von Karl Bartsch in Heidelberg geleitete „Germania". Die Spalten dieser drei Zeitschriften gaben im wesentlichen das Kampffeld ab, auf dem in der Folge das Für und Wider der einzelnen Ansichten, oft witzig genug, abgewogen wurde.

Die Geister hatten sich bereits wieder beruhigt, als im Jahre 1863 Karl Bartsch den Bericht über seinen Vortrag über das Nibelungenlied auf der Augsburger Philologenversammlung am 26. September 1862 im 8. Bande der Germania bekannt gab[1]). Schon 1865 folgten die eingehenden „Untersuchungen über das Nibelungenlied" (Wien, Braumüller), denen die Einleitungen zum ersten und dritten Bande seiner großen Ausgabe des Liedes (Leipzig 1870—80) den Abschluß gaben.

Bartsch gab abermals eine neue Theorie. Er nahm an[2]), daß das Gedicht um 1140—1150 von einem Oesterreicher aus der Donaugegend zwischen Passau und Wien, und zwar „in den Reimformen des 12. Jahrhunderts, d. h. mit zahlreichen Assonanzen statt der genauen Reime," verfaßt worden sei[3]). Zur Beseitigung dieser Assonanzen hätten sich dann zwei Bearbeiter gefunden. Von ihnen sei der eine auch ein Oesterreicher gewesen. Er wirkte am Ausgang des 12. Jahrhunderts und veranlaßte die fehlerhafte Lesart Zeisenmure (L 1276,1)[4]). Die Heimat des anderen, der am Rheine gut Bescheid weiß, lag weiter westlich. Auch er wirkte sicher noch im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts[5]). Der erstere ist der Urheber der nôt-Texte, der andere der der liet-Texte[6]).

Beide Bearbeitungen, die dem verwöhnteren Geschmack und dem strengeren Formensinn der späteren Zeit mehr als das Werk des Dichters selbst entsprachen, wurden in zahlreichen Abschriften, die zum Verluste des Originals beitrugen, verbreitet. Diese Abschriften liegen in unseren Handschriften vor, die sich darnach in zwei Klassen sondern[7]):

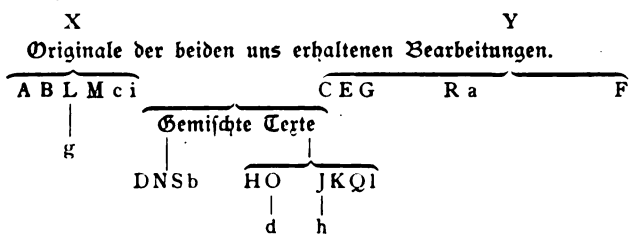
I. A B D H J K L M N O Q S b c d g h i l.
II. C E F G R a.

Die erstere hat den Titel der Nibelunge nôt und wird wegen der großen Masse ihrer Handschriften als die Vulgata bezeichnet, die andere hat den Titel der Nibelunge liet.

[1]) S. 226 ff. [2]) Unters. S. 371. [3]) Unters. S. 60 ff.
[4]) Nach Unters. S. 377 um 1170—1180.
[5]) Unters. S. 379. [6]) Ausg. Bd. 3, S. XXXII.
[7]) Ausg. Bd. 1, S. XVII.

Digitized by Google

Ueber das Verhältnis der Handschriften gibt er folgendes Stemma[1]):



Das Verhältnis der Texte zu einander geht hieraus nicht klar hervor und bedarf der Erläuterung, weil die Stellung der gemischten Texte nicht erkennbar ist. Sie gehören zur ersten Bearbeitung (nôt-Gruppe), die sich darnach aus folgenden drei Gruppen zusammensetzt[2]):

1. A B L g M c i.
2. D N S b.
3. H O d — J h K Q l.

Bartschs Stellung zu den beiden Bearbeitungen ergibt sich aus seinem Urteil über die Bearbeiter. Der Bearbeiter von C ist konsequenter in seinem Vorgehen. Er sucht Lied und Klage enger in Beziehung zu setzen („Zudichtung" von L 231(6a)[3]) und greift stark in die Metrik des Werkes ein, ändert daher vielfach. Er ist gebildeter und poetisch begabter als der Bearbeiter von B. Der Bearbeiter von B ist weniger konsequent, selbständig und pedantisch; „aber, indem er weniger änderte und im ganzen nur das alte Gedicht formell den Forderungen seiner Zeit anzupassen bemüht war, hat er uns eine relativ treuere Copie des verlorenen Originals überliefert, und darum verdient sein Werk, was Treue betrifft, den Vorzug"[4]). Also hier schon finden wir, wenn auch noch nicht fest formuliert, den Gedanken, daß für uns das Original des Nibelungenliedes in den nôt-Texten zu suchen sei.

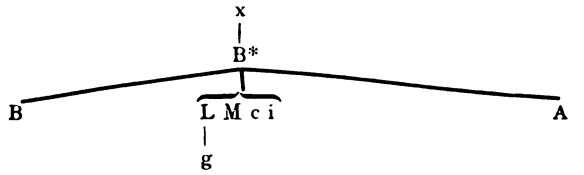
Die Haupthandschrift der ersten Gruppe ist B, in nächster Verwandschaft zu ihr stehen L, von dem g eine Abschrift ist, und M c i. Ein näheres Eingehen auf das Verhältnis dieser Handschriften untereinander hat Bartsch im zweiten Teil seiner Ausgabe zu geben versprochen, was dann aber unterblieben ist. Etwas weiter ab von B steht A[5]), in der der Charakter der

[1]) Ausg. Bd. 1, S. XVIII.
[2]) Ausg. Bd. 1, S. XVIII. XX. XXI.
[3]) Ausg. Bd. 3, S. XLVIII.
[4]) Unters. S. 379. Ausg. Bd. 3, S. XLVIII.
[5]) Ausg. Bd. 3, S. XLVII.

Digitized by Google

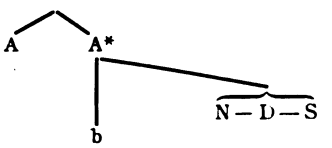
höfischen Lyrik und Epik des 13. Jahrhundert hervortritt (z. B. in Str. 293,1; 406,4; 920,4; 963,4; 1032,4; 1047,4). Mit B teilt A Fehler, die auf eine ältere Grundlage, der jedoch B treuer folgt als A, zurückgehen, z. B. das Fehlen von 523,4 bis 524,3; die berge statt herberge in 1296,2, wo b g den Fehler teilen; Ruedger statt der künec in 1416,1, wo M denselben Fehler hat, u. ä. Das Ueberspringen einer ganzen Zeile in Str. 902, l. 2, wo die Worte wunden — in dem ausgelassen sind, zeigt, daß die Vorlage von A die Reimzeilen nicht abgesetzt hat. Es ergibt sich darnach also folgender Stammbaum für diese Gruppe:

I,1.



Die zweite Gruppe dieser Bearbeitung, die man auch als erste Mischgruppe bezeichnet, bilden die vier Handschriften D N S b, die im Text bis Strophe 268,1 der zweiten Bearbeitung (liet-Gruppe) folgen. Sie lassen außerdem sämtlich fehlerhaft Strophe 1457,2—1458,1 aus. Die Stammhandschrift schloß sich nahe an A an, wie Str. 1740,3.4 zeigt. „A am nächsten steht [die späte Handschrift] b", wie gemeinsame Lesarten und Fehler zeigen. Also:

I,2 (von 268,2 an)

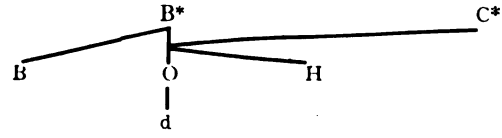


Die dritte Gruppe der ersten Bearbeitung (zweite Mischgruppe) umfaßt die Handschriften H J K O Q d h l. Sie enthält aus der zweiten Bearbeitung (liet-Gruppe) die Strophen 813a b, 905a, 915a, 969a, 1001a, 1112ab, 1124a, 1261a, 1573a, 1584abc, 1837a, 1898ab, 1900ab, 1911a, außerdem d O k allein noch 330ab, denen d (und k) noch eine dritte Strophe 330c selbständig zusetzen[1]). Diese Strophen, außer der letzten, gehören sämtlich zu den sogenannten Plusstrophen der zweiten Bearbeitung. Da diese Bearbeitung aber noch mehr Plusstrophen aufweist, so sei es wahrscheinlicher, daß das Exemplar, dem diese hier entnommen sind, nicht mehr enthielt, als daß hier eine Auswahl vorgenommen sei. Hier entsteht nun die Frage, liegt dies Exem-

[1]) Ausg. Bd. 3, S. XXI.

Digitized by Google

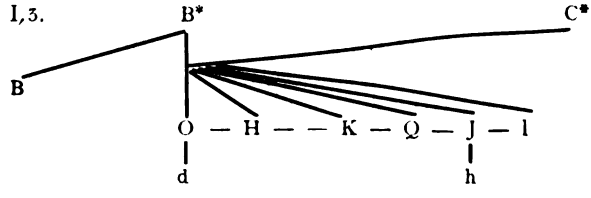
plar der zweiten Bearbeitung der Stammhandschrift vorauf, oder ist es aus ihr hervorgegangen. Bartsch hat die Frage offen gelassen. — Die Gruppe sondert sich in die beiden Abteilungen H O d und J K Q h l. Die eigentliche Stammhandschrift, die natürlich der ersten Bearbeitung zugehört, steht B am nächsten, geht also wohl auf dieselbe Vorlage zurück. Von der Abteilung H O d wieder steht d, und also auch seine Vorlage O, der Handschrift B am nächsten, wie die Auslassung von der in Str. 2084,2 zeigt, dagegen vermeidet d die Auslassung von Str. 523,4—524,3 und die fehlerhaften Lesarten in Str. 1322,4 und 1416,1. Bartsch gibt diese „Verwandtschaftslinie": O—d—H. Was nichts sagt. Die Abstammung wäre diese:



Die zweite Abteilung entfernt sich von der Stammhandschrift stärker und hat viele eigenmächtige Aenderungen; am wenigsten K, demnächst Q, dagegen viele und zum Teil sehr starke J und deren Abschrift h ... Ebenfalls eigenmächtige Aenderungen in nicht geringem Umfange erlaubt sich der Schreiber von l, die aber sicherlich erst von ihm herrühren und nicht aus seiner Vorlage stammen, da sie den Charakter des 14. Jahrhunderts nach Form und Inhalt nicht verleugnen. Der Verwandtschaftsgrad dieser kleinen Gruppe ist demnach:

K—Q—Jh—l.

Für die ganze Gruppe würde demnach folgendes Stemma aufzustellen sein:

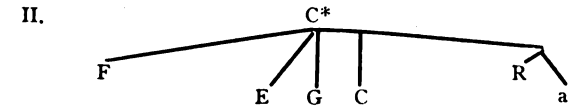


Sehr einfach ist die Gliederung der zweiten Bearbeitung, die die Handschriften C E F G R a umfaßt. Hiervon stehen sich R und a ganz nahe und gehen wohl auf ein und dieselbe Handschrift zurück[1]). C E G sind Abschriften derselben Handschrift, während F weiter absteht. C steht aber auch mit R a in

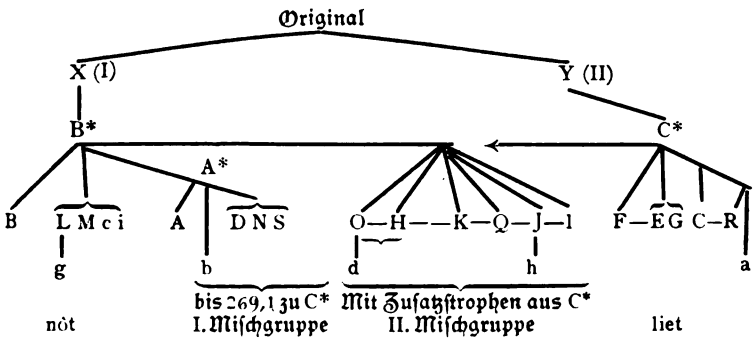
[1]) Unters. S. 380 wird a direkt aus R hergeleitet.

Digitized by Google

Beziehung, mit denen sie das Fehlen von Str. 2034,4b—2035,4a gemein hat. Also:



Das von Karl Bartsch selbst gegebene Stemma erfährt also durch die ihm folgenden Auseinandersetzungen starke Differenzierungen. Ich versuche, das Resultat der Einzeldarlegungen zu einem gemeinschaftlichen Stemma zu vereinigen:



Bartschs Aufstellungen sind namentlich in bezug auf die Zwischenglieder nicht klar. Man weiß nicht, wo und in welcher engeren Beziehung man sie unterbringen soll. In betreff der Bewertung der Texte steht er ganz auf dem Standpunkte, den schon von der Hagen einnahm, er bevorzugt die Handschrift B, erachtet sie jedoch nicht als das Original, sondern stellt sie dem Texte C gleich[1]), indem er ja beide für Bearbeitungen eines verlorenen Originals erklärt. In bezug auf Ursache und Zweck dieser Bearbeitungen, Beseitigung der angeblichen Assonanzenform des Originals und Ausfüllung von Senkungen, ist er von Hermann Paul[2]) berichtigt worden. Paul lehnt Bartschs Annahme ab.

Man kann es nicht leugnen, daß sich mit den Ausführungen von Bartsch kein exakt durchgeführter Stammbaum aufstellen läßt. Es lag daher durchaus der Anreiz vor, den Versuch zu machen, die Aufstellung eines solchen auf grund des vorliegenden Materials von neuem zu unternehmen. Der Versuch ist im Jahre 1900 von Wilhelm Braune in seiner eingehenden Abhandlung „Die Handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes" gemacht worden.

---

[1]) Unters. S. 384. [2]) Beitr. 3, S. 373 ff.

Digitized by Google

Die Abhandlung erschien als erstes Heft des 25. Jahrganges der „Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur" (Halle 1900). Sie beginnt mit einer allgemeinen Auseinandersetzung über die Hauptterte der Ueberlieferung. Handschrift C biete, wie heute allgemein anerkannt sei, eine Ueberarbeitung, die mit Umsicht und feinerem höfischen Geschmack dem Gedichte eine neue Fassung [!?] gegeben habe. Die originalere Rezension liege in den Handschriften der nôt-Gruppe vor, und zwar verdiene hier anscheinend die Handschrift A den Vorzug vor den übrigen[1]). Braune nimmt demgemäß von vornherein an, daß der nôt-Text für uns als das Original zu gelten habe. Seine Aufstellung des Stammbaums geht daher auch nicht sowohl darauf hinaus, den an sich glaubwürdigsten Text zu ermitteln, — der soll ja in nôt vorliegen — als vielmehr darauf, das Verhältnis der Ueberlieferung zu ihm festzustellen. Da die Ueberlieferung in den einzelnen Handschriften vorliegt, kommt es also darauf an, ihre Glaubwürdigkeit zu ermitteln, aber keineswegs allgemein — das wäre der unbefangen philologische Weg —, sondern von dem Standpunkte aus, daß es feststehe, der nôt-Text sei für uns das Original[2]). Dies ist das Dogma, auf dem das Resultat der Untersuchung Braunes ruht, mit ihm steht es und fällt es. — Braune ordnet seinen Stoff in sechs Kapitel, von denen das fünfte die Einleitung behandelt und das sechste eine Zusammenfassung des Gesamtresultats, sowie Erläuterungen und Besprechungen von Resten bringt. Das dritte Kapitel beschäftigt sich ausschließlich mit der Handschrift A. Es entfallen also eigentlich nur drei Kapitel auf die Begründung der Brauneschen Aufstellung, die auch räumlich nicht viel mehr als die Hälfte der Ausführungen (ca. 110 Seiten) einnehmen.

Die Arbeit Braunes leidet unter einer gewissen Unübersichtlichkeit der Anordnung. Braune geht von den Hss. D N S b aus, zu denen er dann die Hss. A und L g M hinzuzieht. Da die Hss. D N S b den Anfang nach der liet-Rezension haben, behandelt er diese (Hss. C E R a F U k_2 D b) nebenher auch gleich. Hierauf folgt die außerordentlich breite Behandlung der Hs. A, dann das Kapitel IV: Die Stellung der Gruppe Jd*, wozu die Fragmente c i k_1 O H Q K und l gezogen werden. In dem Abschluß-Kapitel ändert Braune schließlich zu allem Ueberfluß auch noch an der bis dahin festgehaltenen Gruppen-Bezeichnung[3]).

Bei Aufstellung eines Stammbaums der Nibelungenhandschriften ist die Stellung zu den beiden Mischgruppen sowie zur Handschrift A entscheidend. Wie oben schon bemerkt wurde, ist der Charakter der beiden Mischgruppen ein sehr verschiedener.

[1]) Beitr. 25, S. 2. [2]) Beitr. 25, S. 121. [3]) Beitr. 25, S. 193.

Digitized by Google

Die Donaugruppe (D N S b) kann, rein äußerlich betrachtet, als einfache Zusammensetzung eines Textes aus zwei Teilen zweier verschiedener Redaktionen angesehen werden. Der Vorgang wird in diesem Falle so erklärt: Der Schreiber der Urhandschrift dieser Gruppe, auf die alle einzelnen Glieder zurückgehen, habe eine Handschrift der nôt-Gruppe vor sich gehabt, die am Anfange unvollständig gewesen sei. Er habe sie daher aus einer anderen Handschrift ergänzt und hierzu zufällig eine liet-Handschrift benutzt. Wir hätten es demgemäß in dieser Gruppe mit einer am Anfang unvollständigen Handschrift der nôt-Gruppe und einem Fragment der liet-Gruppe von 268 Strophen zu tun. Diese Theorie der Entstehung dieser Gruppe ist aber schon deswegen höchst unwahrscheinlich, weil der mittelalterliche Schreiber, wenn ihm zwei Handschriften zur Verfügung gestanden hätten, eine am Anfang unvollständige und eine vollständige, höchstwahrscheinlich doch wohl die vollständige seiner Abschrift zu grunde gelegt hätte, und nicht die unvollständige, deren Ergänzung ihm bei der Berechnung des erforderlichen Blattmaterials allerhand Schwierigkeiten machen mußte, wofür ihn niemand entschädigt hätte. Dann ist es aber auch höchst fraglich, ob in der Zeit, die hier in betracht kommt, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, überhaupt so viele Handschriften existierten, daß so leicht zwei an denselben Ort gebracht werden konnten. Die beiden Hohenemser Handschriften sprechen nicht dagegen, da von ihnen die Laßbergsche Handschrift C erst spät aus Oesterreich nach Vorarlberg gekommen ist, wie aus der Eintragung darin mit Sicherheit hervorgeht. Im übrigen pflegen die mittelalterlichen Schreiber unvollständigen Handschriften gegenüber nicht gar so rigoros zu verfahren, wie die Handschriften a und J zeigen. Der Schreiber von a hat den fehlenden Anfang einfach prosaisch ergänzt und der von J die Lücke im Inneren durch Aenderung des Textes verdeckt. Die Ursache der eigenartigen Textzusammensetzung der Gruppe D N S b wird also wohl eine andere gewesen sein. Braune nimmt eine einfache Zusammensetzung des Textes aus zwei Handschriften der beiden Hauptgruppen an und ordnet demgemäß den Anfang der Handschriften D N S b der liet-Gruppe, den Hauptteil der nôt-Gruppe zu[1]).

Die Etschgruppe wird durch die Handschriften J und d repräsentiert. Die Gruppe Jd* sieht Braune als Erweiterung der Gruppe B* an[2]). Sie zerfällt in die beiden Richtungen d mit den Fragmenten H O, und J mit den Fragmenten K Q l. Hierher gehören auch noch die Fragmente i und c, deren Stellung sich jedoch nicht genauer bestimmen läßt. Die Gruppe d* kenn-

[1]) Beitr. 25, S. 5. — Siehe auch unten S. 151.
[2]) Beitr. 25, S. 121.

Digitized by Google

zeichnet sich hauptsächlich durch ihre Plusstrophen, die im allgemeinen den Charakter des Textes C* tragen. Lesarten derart kommen wenige in Betracht. Anders die Gruppe J*. Die Plusstrophen sind hier bis auf einen besonderen Fall (L 329a—c) dieselben wie in d*, „aber die Lesarten, die in J* mit C* stimmen, sind viel mehr und auch der Qualität nach viel bedeutender als in d*“[1]).

Die Stellung der beiden Gruppen d* und J* zu einander ist so, „daß J* einen Uebergang von der Gruppe d* zu C* bildet“[2]), so daß wir also eine gerade Fortentwickelung von z* (= B*) über d* und J* zu C* hätten. Darnach wäre also C* direkt aus B* geflossen. Braune führt dies am Anfang des VI. Kapitels weiter dahin aus, daß C* sowohl wie die Uebergangshandschriften d* und J* denselben Mann zum Verfasser hätten. „In seiner ersten Kopie des Nibelungenliedes [vielmehr der Nibelunge Not, denn diese soll ja die Urhandschrift sein!] setzte er die Plusstrophen unseres Textes Jd* zu, die Lesarten änderte er hier nur geringfügig“[3]). Aus dieser ist die Gruppe d* geflossen. Eine zweite Kopie z_1 desselben Autors wurde die Grundlage unserer Gruppe J*. Sie war eine Handschrift, welche zwar die unserer Gruppe J* mit C* gemeinschaftlichen Lesarten hatte, im übrigen aber nicht wesentlich von dem Grundtexte abwich und insbesondere noch nichts von den vielen unsere Hs. J und den ihr näher stehenden Fragmenten Q und K eigentümlichen Aenderungen aufwies[4]). Handschrift z_1 wurde aber auch die Basis, auf welche der Bearbeiter nach längerer Beschäftigung mit dem Gedichte seine vollständige Umarbeitung, die Rezension C*, gründete[5]).

Diese Theorie Braunes von der Entstehung des liet-Textes über d* J* krankt daran, daß Braune wohl die Mehrstrophen der Handschriften berücksichtigt, die ebenso wichtigen Fehlstrophen aber vollständig übergeht. Nun fehlen aber, von der Einleitung abgesehen, in J die Strophen B. 477, 1158, 1369, die in C stehen. Hat nun der Urheber von d* und J* diese drei Strophen noch in seinem Text gehabt und haben erst die Schreiber von d und J sie gleichmäßig ausgelassen, was doch sehr wunderbar wäre, oder hat sie der Autor von C* wieder in seinen Text aufgenommen, nachdem er sie vorher zweimal verworfen hatte? Und wie steht es mit den fast fünfzig Fehlstrophen von C gegen B, gegen die sich Zarncke so energisch gewandt hat?[6]) Handschrift C hat, wenn wir von der ersten Strophe absehen, über hundert Strophen, die in B nicht stehen, mehr als B und läßt dafür fast fünfzig Strophen, die in B stehen, aus. — Man wird nicht umhin können, von der Lösung dieser Fragen die Entscheidung über

[1]) Beitr. 25, S. 157. [2]) Beitr. 25, S. 158. [3]) Beitr. 25, S. 192.
[4]) Beitr. 25, S. 195. [5]) Beitr. 25, S. 195. [6]) Ausg.[6] S. XIV ff.

Digitized by Google

die Bewertung der hier vorgetragenen Theorie Braunes abhängig zu machen.

Wir kommen zur Handschrift A. Braune bringt sie mit der Gruppe D N S b, kurz Db* genannt, in Beziehung und stellt demgemäß eine Gruppe ADb* auf, die sich in die beiden Aeste α und Db* gespalten habe. α soll diejenige Handschrift sein, aus der in der Folge unsere Handschrift A hervorgegangen sei, und zwar direkt. — Betrachtet man unsere Handschrift A nach dem Inhalte und der äußeren Form, so ergeben sich zwei charakterische Eigentümlichkeiten. Inhaltlich stellt sie sich den verwandten Handschriften wie Hs. B gegenüber als lückenhaft dar, denn ihr mangeln ja 65 Strophen, die in Hs. B stehen. Aeußerlich aber zeigt sie sich als recht unsorgfältig geschrieben, worüber volle Einigkeit herrscht. Der Schreiber hat einzelne Buchstaben ausgelassen, verlesen, ganze Zeilen übersprungen, geändert, kurzum, gehandelt wie einer, der weder genügende Gewandtheit im Lesen seiner Vorlage noch Geübtheit und Ausdauer im Abschreiben besaß, modern zu sprechen. Wie es damit in Wirklichkeit bestellt war, ob die Mängel der Handschrift dem Abschreiber oder nicht vielmehr den Mängeln seiner Vorlage zuzuschreiben sind, entzieht sich natürlich vollständig unserer Beurteilung. Mit Recht hat aber Max Roediger einmal darauf hingewiesen, daß Lachmanns schroffes Urteil über den Schreiber der Handschrift A als verfehlt angesehen werden müsse. Denn diese Abschreiber des dreizehnten Jahrhunderts seien durchaus als gelehrte Leute anzusehen, die ihr Handwerk verstanden und von ihrem Standpunkte aus nicht weniger sorgfältig verfuhren, als moderne Editoren älterer Schriftsteller. Dann hätten um jene Zeit sicher auch die Wünsche ihrer Auftraggeber eine gewisse Rolle gespielt, was zu oft übersehen werde. Endlich dürfe man auch die individuellen Fähigkeiten zu diesem Geschäft nicht überschätzen. — Der Charakter der Hs. A nach seinen beiden Seiten (Auslassung und Nachlässigkeit) ist erst von Braune in getrennter Weise für die Aufstellung des Stammbaums verwertet worden. Ueber Lachmanns Stellung zur Hs. A ist schon gesprochen worden, ebenso über den entgegengesetzten Standpunkt von Holtzmann und Zarncke. Erst Karl Bartsch ordnete die Handschrift A in die Gruppe B* ein, nahm ihr also damit die exzeptionelle Stellung, die jene ihr zugewiesen hatten. Gleichwohl blieb das Rätselhafte ihrer Gestalt bestehen, und die Frage blieb unbeantwortet, ob wir es bei den Auslassungen der Handschrift mit einem planmäßigen oder planlosen, zufälligen Vorgehen zu tun haben. Im allgemeinen neigte man wohl der letzteren Ansicht zu. Hier setzte Braune ein. Es ist niemals bestritten worden, daß die Grundlage der Handschrift A eine alte und gute gewesen sein müsse. Im Wege der schriftlichen Ueberlieferung ist es nun kaum verständlich, weshalb ein Schreiber

Digitized by Google

an einer bestimmten Stelle einer Handschrift ohne erkennbaren Grund eine Kürzung vornimmt, zumal wenn diese Stelle so weit nach vorn liegt, wie bei Hs. A. Braune gibt folgende Erklärung für das Zustandekommen der Handschrift A[1]). Grundlage sei derjenige Zweig der Ueberlieferung, dem die Handschrift B sowie auch die Handschriften L g M und D N S b, wo sie zur nôt gehören, entstammten. Von ihr, der Grundlage, habe sich die Handschrift B abgezweigt, gleichzeitig aber auch die Vorlage (Y) der übrigen Handschriften dieser Gruppe. Diese Vorlage (Y) habe dann drei Aeste getrieben. Von dem einen von ihnen, einer stärker ändernden Rezension α, stamme als direkte Abschrift die Handschrift A. Ihre Vorlage α hätte bereits jene Strophen planmäßig ausgelassen, die heute in Hs. A fehlen. Es fiele also die Strophendifferenz keineswegs dem planlosen nachlässigen Abschreiber, dem wir die Handschrift A verdanken, zur Last. — Gegen diese Theorie gibt schon alleine der Umstand, daß die Vorlage der Hs. A ohne allen Zweifel (wie übrigens auch die der Hs. B)[2]) ohne Absetzen der Strophen und Reimzeilen geschrieben war, schwere Bedenken, wenn auch die Nachlässigkeit seines Resultates, eben unserer Hs. A, darin seine Erklärung finden könnte. Denn es lassen sich wohl einzelne Versehen hieraus erklären, aber ein planmäßiges Kürzen einer solchen Vorlage begegnet doch zu großen Schwierigkeiten, als daß man daran glauben könnte. Und dann müßte doch in einem planmäßigen Vorgehen der Art auch eine gewisse Absicht, die zu seinen Ursachen führen müßte, erkennbar und nachweisbar sein. Aber selbst Braune muß zugeben, daß die Auslassungen der Hs. A zum Teil geradezu sinnstörend seien[3]), worauf übrigens auch schon Zarncke hingewiesen hatte[4]). Die Braunesche Theorie über die Genesis der Hs. A macht deren Stellung also keineswegs klarer, wie man gemeint hat. Sie ist ein geistreicher Einfall, aber auch nicht mehr. Wir werden nach einer anderen Erklärung suchen müssen.

Die einleitenden Strophen 1—21 zieht Braune für die Aufstellung des Stammbaums nicht heran, es ist daher nötig, sie besonders zu behandeln.

Braune gibt unumwunden zu, daß sie sich mit der von ihm gewonnenen Handschriftengruppierung in keiner Weise vereinigen lassen[5]) und eine andere Erklärung erheischen[6]). Damit ist nun allerdings eigentlich schon von vornherein zugegeben, daß

[1]) Beitr. 25 S. 51.

[2]) Daß die Vorlage von B so geschrieben war, geht daraus hervor, daß der Anfang von B ohne Absetzen der Strophen und Reimzeilen geschrieben ist, was nur so erklärlich ist.

[3]) Beitr. 25, S. 80 ff.

[4]) Zur Nibelungenfrage, Leipzig 1854, S. 24 ff.

[5]) Beitr. 25, S. 155. [6]) Beitr. 25, S. 3.

Digitized by Google

ein exakt durchgeführter Stammbaum der Handschriften des Nibelungenliedes[1]) auch für die Braunesche Aufstellung nicht möglich ist. Denn es ist doch ganz klar, daß die Ausschließung eines Teils des Materials die Negation für das ganze bedeutet. Und es ist an sich vollständig gleichgültig, ob sich solche Ausschließung auf die einleitende Strophenfolge von Strophe 1—21 bezieht, oder ob wir sie, wie es Lachmann in seiner Ausgabe getan hat, auf die gesamte Strophendifferenz zwischen der liet-Gruppe und der Gruppe B*, die noch erheblicher ist, beziehen. Man wird in beiden Fällen zuzugeben haben, daß damit der Versuch der Aufstellung letzten Endes gescheitert sei. Denn ein Stammbaum, der nur unter gewissen Voraussetzungen Anspruch auf Gültigkeit erhebt, kann eben logischerweise nicht als ein „exakt" aufgestellter gelten.

Von den Strophen 1—21 hebt sich die erste Strophe sowohl durch Form wie Inhalt deutlich ab. Formell unterscheidet sich Strophe 1 von den anderen Strophen dadurch, daß ihre Langzeilen nicht nur am Ende, sondern auch in der Cäsur paarweise gereimt sind. Nach ihrem Inhalte aber steht sie dadurch isoliert, daß sie ganz subjektiv gehalten ist, wie nur noch die letzte Strophe der Dichtung. Sie gibt Thema und Standpunkt des Dichters. Hinsichtlich der Cäsurreime steht Strophe 1 heute nicht mehr allein im Liede. Braune[2]) beschäftigt sich eingehend mit den Cäsurreimen und kommt zu dem Resultat, daß alle Strophen mit Cäsurreimen, sofern sie den Reim durch die ganze Strophe führen, erst von dem C*-Dichter hergestellt seien[3]). Das ist für Strophe 1 jedenfalls zu weitgehend. Wir finden Strophe 1 in Hs. S (Donau-Gruppe), A (rheinische nôt-Gruppe), C (rheinische liet-Gruppe) und d (Etsch-Gruppe I), dagegen fehlt sie in Hs. B (rheinische nôt-Gruppe) und J (Etsch-Gruppe II). Da Braune eine Textentwickelung B*—d*—J*—C* annimmt und d* J* und C* von demselben Manne hergestellt sein sollen, so müßte dieser seinem B*-Texte in d* Strophe 1 zugesetzt, sie in J* wieder fortgelassen und in C* abermals zugesetzt haben. Nun will allerdings Braune die Einleitung anders beurteilt wissen[4]) und er gibt daher hier, mit Jarncke, ein Herüber- und Hinübergehen der Beeinflussungen zu. So soll denn Strophe 1 aus dem C*-Texte in die übrige Ueberlieferung gekommen sein und Hss. B und J das ursprüngliche bewahren[5]). Da ist es denn doch sehr auffällig, daß Strophe 1 an vier Stellen der Ueberlieferung erscheint, an einer fünften, Hs. k, offenbar gekannt war (die Strophe ist in Hs. k vollständig

[1]) Beitr. 25, S. 5. [2]) Beitr. 25, S. 157—67.
[3]) Beitr. 25, S. 167. [4]) Beitr. 25, S. 5.
[5]) Beitr. 25, S. 157. „Diese Strophe ist entschieden Eigentum der Rezension C*: Die Originalrezension fing, wie noch jetzt die Hss. B und J, mit Str. 2 an."

Digitized by Google

umgearbeitet) und nur an zwei Stellen wirklich fehlt. (Die Handschriften a und b fehlen hier zum Vergleiche.) Lachmann[1]) findet in dieser Strophe „armselige Wiederholung derselben Ausdrücke in der ersten und vierten Zeile", ferner „unzweckmäßigen Bau der Periode, welche die beabsichtigten Gegensätze (uns ist geseit, ir muget hœren) nicht auseinanderhält." Worin die armselige Wiederholung bestehen soll, ist mir freilich nicht klar geworden, da beide Zeilen nur das Wort wunder gemeinsam haben, und dies ist in der letzten Zeile ganz offenbare Interpolation. Das fehlende Auseinanderhalten liegt aber lediglich an Lachmann, der[2]) ebenso wenig zutreffend interpungiert wie Bartsch[3]) und der ihm folgende Piper[4]). Zarncke[5]) faßt die beiden Reimpaare der Strophe als Gegensätze und setzt demgemäß an den Schluß des ersten ein Kolon, Holtzmann[6]) ein Semikolon, folgt ihm also in der Kontrastierung, und das ist das richtige, nur hätten beide auch noch das „wunder" der letzten Zeile beseitigen sollen. Denn hier ist zweifellos zu lesen: múget ir nú hœren sagen, eine etwas eigentümliche, aber, wie mir scheint, zweifellose und ursprüngliche Metrik der achten Halbzeile. Braune will das zufällige Vorkommen der Cäsurreime als Anreiz zu ihrer Durchführung für den C*-Dichter annehmen. Dafür gibt es keinen Beweis, vielmehr wäre es doch wohl viel einleuchtender, anzunehmen, der Nibelungendichter, der uns allerorten so eindringliche Zeugnisse seines künstlerischen Verstandes und Könnens gibt, habe der ersten Strophe absichtlich eine besondere Form gegeben, um sie möglichst nachdrucksam zu gestalten, und erst von ihr hätten Spätere die Form des Cäsurreimes entlehnt und weitergestaltet. Daß die Cäsurreime an den anderen Stellen eine sekundäre Erscheinung sind, wird wohl niemand bestreiten. In der Einleitung hat sie noch Strophe 17. Diese Strophe fehlt J und d ebenso wie die dazu gehörige Strophe 16. Braune hält beide für Zudichtungen des C*-Dichters, will dagegen[7]) Strophe 18 als ursprünglich erkennen. Natürlich! denn J hat sie. Lachmann[8]) hält Strophe 16 für ursprünglich und verwirft Strophe 17—19[9]). Hss. A und k lassen Strophe 18 nach Strophe 19 folgen. Auch Strophe 19 verwirft Braune[10]) als eine Zusatzstrophe von C*, wie sie C* „mit besonderer Vorliebe am Schlusse seiner Aventiuren hinzuzudichten pflegte"[11]). Wir würden uns also zu entscheiden haben, ob wir Strophe 16 oder Strophe 18 beibehalten wollen. Was Braune gegen Strophe 16 anführt, ist im wesentlichen, daß sie zusammen mit Strophe 17 im Jd fehlt. Inhaltlich ist die Strophe nicht anstößig. Anders steht es mit

[1]) Anm. S. 7. [2]) Ausg. S. 3. [3]) Ausg. Bd. 1, S. 1.
[4]) Ausg. Bd. 1, S. 3. [5]) Ausg. S. 1. [6]) Ausg. S. 1.
[7]) Beitr. 25, S. 168. [8]) Anm. S. 11. [9]) Anm. S. 12.
[10]) Beitr. 25, S. 177. [11]) Beitr. 25, S. 177.

Digitized by Google

Strophe 18. Braune[1]) rechnet sie zum alten Bestande. Lachmann[2]) weist aber mit Recht darauf hin, daß sich ihr Inhalt in Strophe 47 wiederhole, „und zwar bestimmter". Die Strophe ist also kaum ursprünglich. Es blieben dann nur Strophe 13, 14, 15 als ursprüngliches Gut, und mit Lachmann Strophe 16, gegen deren Echtheit durchschlagende Momente nicht beizubringen sind und die inhaltlich auch nicht zu entbehren ist. Denn es geht doch wohl nicht gut an, bei dem Gespräch zwischen Ute und Kriemhild der jungen Kriemhild das letzte Wort zu lassen. Man müßte das als eine Geschmacklosigkeit empfinden, die dem Dichter nicht wohl zuzutrauen ist. Dagegen gibt Strophe 16 mit ihrer echt mütterlichen Belehrung dem Gespräch nicht nur den passenden, sondern auch den der Situation allein angemessenen Abschluß.

Die erste Aventiure schließt mit Strophe 19. Braune zieht aber auch noch Strophe 20 und 21, die in der Ueberlieferung an den Anfang der zweiten Aventiure getreten sind, zur Einleitung hinzu. Er hätte noch einen Schritt weiter gehen und auch Strophe 22 miteinbeziehen sollen. Denn erst nach ihr beginnt jene traurige breite Interpolation, die uns in schlechtem Stile und schlechten Versen von der Erziehung des jungen Sifrit erzählt. Ueber Strophe 20 und 21 habe ich schon oben (S. 81) gelegentlich gesprochen. Braune wendet sich ebenfalls gegen die Lokalisierung Sifrits in Santen. „Siegfried war ja ursprünglich in der Sage ein länderloser Recke[3]). Diese Idee soll sich durch das ganze Gedicht hinziehen. Das trifft nun freilich durchaus nicht zu. Richtig ist nur, daß die geographische Lage seines Landes und Reiches nicht genau umschrieben ist. Das ist aber etwas, was recht oft in den mittelhochdeutschen Epen vorkommt. Man mache doch einmal den Versuch und bestimme die Lage der einzelnen Reiche in Hartmanns Iwein, in Wolframs Parzival, in Gottfrieds Tristan. Dagegen sind die Angaben des Nibelungenliedes vielmehr recht genau. Siegfried wohnt in Niederlanden an Norwegens Marke, Sachsen und Dänen, wie auch Brunhilden, ist er nicht unbekannt, sein Reich Nibelungenland bespühlt das Meer, und von Worms muß man rheinabwärts fahren, will man dahin gelangen. Allerdings, homerische Spezialgenauigkeit haben wir hier nicht. Das Nibelungenlied ist eben nicht durch die Hände länderkundiger peisistratidischer Gelehrter gegangen, es zeigt noch ganz den Horizont seiner Zeit, aber diesen auch in ganz realistischer Weise und ohne sich in Phantasmen zu verlieren, was schon sein erster Beurteiler, Johannes von Müller, anerkannte. Man kann in der Tat auch nicht ein deutsches Zeugnis nachweisen, woraus hervorginge, daß Siegfried ursprünglich ein

[1]) Beitr. 25, S. 184. [2]) Anm. S. 11.
[3]) Beitr. 25, S. 178.

Digitized by Google

länderloser Recke sei. Auch die Erzählung von der Erwerbung des Nibelungenlandes, wie sie im Nibelungenliede dargestellt wird, spricht nicht dafür, zumal sie, höchst unpassend in die Erwiderung Hagens auf eine Frage Gunthers eingeschoben, den Stempel der Interpolation an der Stirne trägt. Was nun Santen als Heimat Siegfrieds in das Lied gebracht hat, ist unerklärt und auch unerklärlich. Braune nimmt zweifellos mit Recht an, daß erst die Einschiebung der zwei Langzeilen, die sie enthalten, die ursprünglich nur aus Strophe 20, 1, 2 und 21, 3, 4 bestehende Strophe zu ihrem jetzigen Umfange habe anschwellen lassen, daß Hs. J also, die nur die so zusammengesetzte Strophe bietet, das ursprüngliche habe. Man muß zugeben, daß alles dafür spricht, daß dies der voraufgehende und durch die Ueberlieferung in J gestützte Standpunkt gewesen sein müsse. Nun ist aber zu beachten, daß auch die damit wiedergewonnene ältere Fassung (mehr kann ich nicht zugestehen) noch keineswegs eine tadellose Strophe gibt. Vielmehr fällt auch hier noch das zweite Reimpaar ganz bedenklich ab. Dasselbe ist aber auch mit Strophe 22 der Fall, und zu allem Ueberfluß beginnen auch noch beide Strophen (Str. 21 und 22) die letzte Reimzeile mit derselben Interjektion. Es scheint da doch, als ob auch hier noch eine Strophenzerdehnung, jener ersteren zeitlich voraufliegend, vor sich gegangen sei und wir allein in Strophe 20, 1. 2 und 22, 1. 2 die ursprüngliche Fügung des in Strophe 20, 21 und 22 erhaltenen zu sehen haben. Hier bietet allerdings, soweit es die Variantenapparate erkennen lassen, die so entstehende neue achte Halbzeile einstweilen noch einige metrische Schwierigkeiten.

Wir haben noch die ersten zwölf Strophen zu betrachten. Ueber Strophe 1 ist schon oben gesprochen worden. Sie fehlt in B und J. Auch von einem weiteren Teile dieser Strophen ist ähnliches zu sagen, die Strophen 7—12 fehlen ebenfalls in zwei Handschriften, in d und J. Auch sonst noch ist die Ueberlieferung des Strophenbestandes variiert. Den Handschriften B und C fehlt Strophe 5, und eine verschiedene Stellung finden wir bei Strophe 7.

Strophe 5 gehört zu denjenigen Interpolationen im Liede, die sich durch die Armseligkeit und Sinnlosigkeit ihres Inhaltes besonders unvorteilhaft auszeichnen. Da sie in B und C fehlt, in den übrigen Handschriften aber enthalten ist, wird sie jünger als B und C sein. Braune behandelt die Strophe gar nicht, er scheint die Ueberlieferungsdifferenz übersehen zu haben. Der Inhalt ist ganz nichtssagend. „Dem reizvollen Mädchen ziemte heiraten wohl, kühne Recken begehrten sie, sie hatte keinen Feind". Nun folgt (5, 3) eine Zeile, deren Inhalt direkt einen Gedanken der voraufgehenden Strophe wiederholt: sie war maßlos schön. Die letzte Langzeile ist ganz sinnlos, da die Strophe aber in Hs. A

Digitized by Google

steht, so haben sich alle Herausgeber von Lachmann[1]) bis Piper[2]) redlich bemüht, sie zu retten. Umsonst! Denn was heißt, der Jungfrau Tugenden zierten andere Weiber? Das ist die öde Reimerei eines geistlosen Versschmieds, der zu dem Reimwort lîp keinen passenden Gedanken mit passendem Reim zu finden und dabei nicht einmal die Metrik zu wahren wußte. Denn die achte Halbzeile läßt sich nur mit Gewalt vierhebig lesen. Die Strophe steht in A D J h d, also in allen Handschriften, die den Anfang erhalten haben, außer B C und k, was letzteres aber nichts sagen will, da sie der Schreiber von k, der auch sonst recht selbständig vorgeht, fortgelassen haben kann. Fraglich ist die Sache bei Hs. S. Diese Handschrift hat Strophe 5 neben Strophe 1 gehabt, und zwar so, daß beide auf derselben Zeile beginnen. Die Handschrift verwendet zu jeder Strophe fünf Zeilen. Es muß hier also, da für jede Spalte 46 Zeilen zu füllen waren, die obere Hälfte der ersten Seite leer gewesen sein. Das ist ein Zustand, der sich nur erklären läßt, wenn man annimmt, daß der Anfang dem Hauptteil des Kodex einmal in erweiterter Form neu voraufgesetzt worden sei. Man hat dann eben den neuen Teil des Kodex von hinten an, wo er den Anschluß an den alten Teil finden sollte, eingeteilt und den Ueberschuß vorn freigelassen. Dann haben wir aber in S doch offenbar den Urkodex dieser Gruppe zu sehen, wie es schon Laistner[3]) wollte. Denn es ist doch schwerlich anzunehmen, daß dieser Vorgang noch einmal vor sich gegangen sei. Es wären Braunes Ausführungen hiergegen also nochmals nachzuprüfen. Für uns hat dieser Umstand im Zusammenhange damit, daß uns die Rückseite der Hs. hier nicht erhalten ist, zur Folge, daß es uns einfach unmöglich ist, festzustellen, ob Strophe 5 in der Hs. S enthalten war oder nicht. Auffallend ist es, daß in J die beiden letzten Langzeilen vertauscht sind. Unmazliche schone waf ir edeler lip lautet hier die letzte Zeile. Das führt allerdings zu einer besseren Metrik. Aber damit haben auch die beiden ersten Strophen der Handschrift in ihren zweiten Verspaaren genau dieselben Reime: wîp — lîp. Es ist nicht unmöglich, daß dies der Urzustand ist, der dann in den übrigen Handschriften eben aus diesem Grunde geändert wurde.

Wir kommen zu Strophe 7. Wie Braune richtig angibt und auch aus den Ausgaben von Laßberg, Zarncke und Holtzmann erhellt, steht in Handschrift C und D Strophe 7 zwischen Strophe 4 und 5. Die Angaben von Lachmann[4]) und Bartsch[5]), daß Strophe 5 in C D hinter Strophe 7 stehe, also Strophe 5, nicht Strophe 7, eine Sonderstellung habe, ist unzutreffend, wie

[1]) Anm. S. 7. [2]) Ausg. Bd. 2, S. 5 Anm.
[3]) Das Nibelungenlied, München 1886, S. 5.
[4]) Anm. S. 8. [5]) Ausg. Bd. 2, S. 2.

Digitized by Google

aus den Nachbildungen der Handschriften bei Laistner[1]) zweifelsfrei hervorgeht. Braune ist der Ansicht, daß die Hss. C und D den ursprünglichen Zustand wiedergäben und die Strophen 7–12 erst aus der Vorlage von C und D in die Nôthandschriften gelangt seien. Dies gehe namentlich daraus hervor, daß diese Strophen eigentlich gar keine Varianten in den beiden Gruppen aufwiesen[2]). Dieser Umstand trifft freilich nur bedingt zu. Holtzmann gibt eine immerhin beachtenswerte Reihe von Abweichungen des Textes D von seiner auf C beruhenden Ausgabe. Außerdem liegt es näher, den Mangel der Varianten aus der Gleichzeitigkeit des Eindringens dieser Strophen in unsere Handschriften zu erklären. Die Strophen 8—12 bilden in Hs. C einen deutlich abgeschlossenen einheitlichen Block. Dieser Zustand muß schon in der Vorlage vorausgesetzt werden. Dann erklärt sich aber das Herausrücken von Strophe 7 aus seiner Stellung in C zu seiner Stellung in A B recht schlecht. Denn es liegt gar keine Veranlassung vor, anzunehmen, daß der Schreiber von B*, wenn er Strophe 7—12 aus C* entlehnt hätte, der Strophe 7 eine andere Stellung in seinem Nôttexte zugewiesen hätte, als sie die Vorlage bot. Eher könnte man dies von dem C*-Schreiber annehmen. Dann aber würde der umgekehrte Fall, Entlehnung von Strophe 7—12 aus einem B*-Texte, anzunehmen sein. Der von Braune geltend gemachten Ordnungsliebe des C*-Schreibers[3]) würde dann die C* eigentümliche Verteilung der Strophen zuzuschreiben sein. Wahrscheinlich aber entlehnten beide, und zwar gleichzeitig, diese Strophen einer Fassung, die wir nicht mehr kennen, die aber schwerlich literarisch, höchstwahrscheinlich vielmehr noch ganz rhapsodisch war. Denn ursprünglich, darin muß man Braune beipflichten, sind diese Strophen schwerlich.

Wir wenden uns dem Hauptteile des Liedes, dem allein die Stammbaumaufstellung Braunes gilt, und damit dieser selbst zu.

Nach der Brauneschen Auseinandersetzung liegt folgende Entwickelung vor[4]).

„Das Nibelungenlied ist nach den Intentionen seines Dichters ein höfisches Kunstepos“[5]), und zwar „eine Lese-Dichtung“[6]). Es hat als Grundlage eine Dichtung, die im wesentlichen nur das umfaßte, was seinen zweiten Teil ausmacht. „Nur dieser zweite Teil kannte die Burgunden unter ihrem alten Namen Nibelunge

[1]) Das Nibelungenlied nach der Hohenems-Münchener Handschrift (A) in phototypischer Nachbildung. Nebst Proben der Handschriften B und C. München 1886.

[2]) Beitr. 25, S. 169 ff. [3]) Beitr. 25, S. 172.

[4]) Ich kann auch hier nur die Resultate der Untersuchung geben und muß in Einzelheiten, besonders hinsichtlich der Begründung, auf die Abhandlung selber verweisen.

[5]) Beitr. 25, S. 82. [6]) Beitr. 25, S. 147.

Digitized by Google

(zuerst Strophe 1466)." Eine andere Dichtung wurde in erweiterter Form die Quelle des ersten Teils, wo u. a. der Name Nibelunge erklärt wurde. Eine Einheit des Ganzen herzustellen, ist dem Dichter jedoch nicht vollkommen gelungen[1]). Der Nibelungendichter hat Veldekes Eneide (vollendet 1185?), Hartmanns Erec und vielleicht auch Ulrichs Lanzelet gekannt[2]), die Entstehung seines Werkes ist also in den Ausgang des 12. Jahrhunderts zu setzen. Sein Werk hatte eine starke literarische Wirkung, die eine rege Abschreibertätigkeit zur Folge hatte[3]). „Die Klage entstand sehr bald nachher und wurde den Hss. des Liedes beigeschrieben." Die Bearbeitungen ließen nicht auf sich warten. Vor Wolframs Parzival (1205) sind bereits beide Hauptrezensionen des Al. abgeschlossen gewesen[4]). Es folgte darnach also der Bearbeiter dem Dichter unmittelbar auf dem Fuße. Das Original des Dichters ist uns nicht mehr zugänglich. Auch den Archetypus unserer Hss., dem schon die Klage angehängt gewesen sein muß, können wir nur noch erschließen[5]). Was uns erhalten ist, ist eine Reihe von Handschriften, die nur vereinzelt in direkten Beziehungen zu einander stehen. Sie gehen sämtlich nicht mehr direkt auf den Archetypus x (= B*), sondern auf zwei deutlich geschiedene Abschriften γ* (= B1*) und ζ* (= B2*) davon zurück. Der Archetypus kann und wird, wie jede Abschrift, einige Fehler enthalten haben. Von den beiden Grundhandschriften, die auf ihn zurückgehen, ist die eine (γ) die Quelle von ADb* sowohl wie von B (k1). „Dieselbe blieb in Strophenzahl und Lesarten der Handschrift x im wesentlichen getreu, nur daß wie zu erwarten eine Anzahl Fehler oder geringfügige Aenderungen hinzutraten"[6]). „Den Archetypus des Liedes B* wird man nicht früher als etwa 1195 bis 97 ansetzen dürfen"[7]). Das heißt also, im großen und ganzen gab die Grundhandschrift γ den Archetypus beider Bearbeitungen ziemlich getreu wieder, so daß wir also in den uns erhaltenen Abschriften von ihr das Original am treuesten erhalten hätten. Es fielen damit also alle jene häßlichen Auswüchse, an denen gerade dieser Zweig der Ueberlieferung so reich ist, und gegen die sich Zarncke so energisch gewandt hat, dem Dichter selber zur Last. Wir verfolgen diesen Zweig zunächst weiter.

Handschrift γ ist die unmittelbare Vorlage unserer Hs. B, die damit also von allen erhaltenen Handschriften dem Archetypus am nächsten rückt, und der Hs. ADb*, womit Braune die Vorlage aller übrigen Handschriften dieses Zweiges bezeichnet. Mit dieser Gruppierung hat Hs. B die Sonderstellung erlangt, die der

[1]) Beitr. 25, S. 182 Anm. [2]) Beitr. 25, S. 89.
[3]) Beitr. 25, S. 88. [4]) Beitr. 25, S. 89. [5]) Beitr. 25, S. 192.
[6]) Beitr. 25, S. 192. [7]) Beitr. 25, S. 89.

Digitized by Google

Hs. A von Lachmann zugeteilt worden ist, wenn Braune auch hieraus nicht die Konsequenzen gezogen hat, die Lachmann aus seiner Stellungnahme in der Handschriftenfrage zog. Die Aufstellung der Gruppe ADb* ergibt sich daraus, daß Hs. A mit Db*, der Vorlage der Hss. D N S b, „näher verwandt ist als mit irgend einer anderen Handschrift". „Die näheren Beziehungen von A und D b beruhen auf einer Zwischenhandschrift, die nicht das Original, sondern selbst schon eine abgeleitete Hs. war".[1] Erst diese Stammhandschrift ADb* darf zu Hs. B in Beziehung gesetzt werden. „Allerdings teilt Hs. A mit Hs. B eine kleine Anzahl von Lesarten bez. Fehlern, aber dieselben verschwinden gegenüber der weit größeren Anzahl von Lesarten, die A nur mit dem Texte Db* teilt"[2]. Hs. ADb* war die Vorlage der Hss. α, LgM* und Db*, die die Vorlagen aller übrigen Handschriften dieses Zweiges geworden sind[3]. Von der Hs. ADb* und den aus ihr hervorgegangenen Hss. α, LgM* und Db* ist nichts erhalten. Wir kennen sie nur durch die Handschriften, die auf sie zurückgehen. Auf Hs. α geht die Hs. A zurück, die damit also um zwei Glieder weiter als Hs. B von dem Archetypus unserer Handschriften absteht[4]. Handschrift α ließ zuerst jene Strophen aus, die Hs. A weniger als Hs. B aufweist, „soweit nicht einige davon etwa erst versehentliche Auslassungen von Hs. A sind"[5]. Der Schreiber von Hs. α „kürzte im großen und ganzen nicht ungeschickt, indem er meist nur solche Strophen wegließ, die entweder für die Handlung überflüssig waren, oder vielleicht sogar bei genauerem Nachdenken störten". Doch hat er hierbei Mißgriffe begangen. So entbehrt man ungern Strophe 497a und 499a, ebenso „die schöne und passende" Strophe 457a; gleichfalls ein Mißgriff ist die Ausscheidung von 540a und b ohne 540 und 541[6]. Keineswegs fehlen durften endlich Str. 538a und b, Str. 548a, b, c und d[7], Str. 585a, b, c[8], Str. 585a, Str. 582, die allerdings zur Not entbehrt werden könnte[9], und endlich Str. 589a, die ganz unentbehrlich ist, da ihr Fehlen die Erzählung verwirrt. Sind die Strophendifferenzen zwischen den Hss. A und B von dem Schreiber der Hs. α veranlaßt worden, so „fallen sicher die meisten der Nachlässigkeiten, groben Verschreibungen und Auslassungen", welche gerade die Hs. A so sehr entstellen, dieser Handschrift allein zu. Metrische Abweichungen, wie die Verkürzung der letzten Halbzeile um einen Takt, eine in Hs. A nicht seltene Erscheinung, und die Dehnung der ersten Halbzeile zur Vier-

[1] Beitr. 25, S. 46.
[2] Beitr. 25, S. 24ff., S. 58ff., S. 58ff., S. 62ff.
[3] Beitr. 25, S. 51, S. 58, S. 51, S. 50.
[4] Beitr. 25, S. 51. [5] Beitr. 25, S. 75.
[6] Beitr. 25, S. 80. [7] Beitr. 25, S. 81.
[8] Beitr. 25, S. 82f. [9] Beitr. 25, S. 85.

Digitized by Google

taktigkeit, können schon von dem Schreiber der Hs. α herrühren[1]; ebenso ist anzunehmen, „daß der Verfasser von α viele Stellen im höfischen Sinne geändert hat“[2], wonach also der ausgeprägt höfische Charakter der Hs. A schon auf ihre Vorlage α zurückzuführen wäre, die „ungefähr in ähnlichem Grade modernisiert und variiert wie C*“, wenn auch weniger durchgreifend und in der Hauptsache nur in den Strophen 292—470, wo auch der Hauptteil der Strophenausscheidungen erfolgt ist, und in den Strophen 959—1004[3].

Den Hauptzweig der Gruppe ADb* bilden die Hss. D N S b. Als ihre Stammhandschrift bezeichnet Braune die verlorene Hs. Db*. Ihre Abweichungen vom „Haupttext“ A B ist keine sehr große, so daß der Text Db* die Stelle einer guten Hs. aus dem Anfange des 13. Jhs. vertreten kann[4]. Aus ihr erst sind die vier Hss. D N S b, die so eng zusammengehören und so deutlich auf eine einzige Handschrift zurückgehen, wie keine Handschriften-Gruppe des Nibelungenlieds, hervorgegangen[5]. Auf Db* beruhen Hs. S und die verlorene Hs. DNb*. Von Hs. S haben v. Muth[6] und Laistner[7] angenommen, daß sie die Stammhandschrift dieser Gruppe sei, also mit Db* zusammenfalle. Braune[8] lehnt diese Annahme wegen mancher kleinen Aenderungen des Ursprünglichen, die D und b nicht haben, ab. Hs. DNb* ist die Stammhandschrift der übrigen drei Handschriften dieser Gruppe, und zwar dergestalt, daß auf DNb* direkt die Hs. D und indirekt erst die beiden übrigen Handschriften, für deren Grundlage die Hs. Nb* angenommen wird, zurückgehen. „Außer unseren vier erhaltenen Gliedern haben wir also noch mindestens drei verlorene Hss. der Gruppe Db* mit Notwendigkeit anzunehmen“[9]. Der kritische Wert der Gruppe ist nur da geschlossen, wo S vorhanden ist; wo S fehlt, wird die Ueberlieferung hiernach naturgemäß einseitig.

Einen dritten Zweig der Hs. ADb*, auf die, wie wir gesehen haben, die Hs. A und die Gruppe D N S b letzten Endes zurückgehen, bildet die verlorene Hs. LgM*. Auf ihr beruhen die drei Hss. L g M, doch ist dies Urteil nicht sicher, da L g, von denen g Abschrift von L ist, und M nicht konkurrieren[10]. Sicher ist jedoch, daß M ebenfalls in den Kreis der Hss. A D b und B gehört, und zwar sprechen die vorhandenen Stellen mehr für A D b[11]. Doch gehört der Text L g weder zu dem Texte D b, dessen spezielle Aenderungen er nie teilt, noch zu dem ebenfalls scharf ausgeprägten Texte A, sondern er bildet ein

[1]) Beitr. 25, S. 90. [2]) Beitr. 25, S. 107. [3]) Beitr. 25, S. 115.
[4]) Beitr. 25, S. 14. [5]) Beitr. 25, S. 7.
[6]) Einl.², S. 261 (nur bedingt). [7]) Das Ul., S. 5.
[8]) Beitr. 25, S. 9. [9]) Beitr. 25, S. 10.
[10]) Beitr. 25, S. 58. [11]) Beitr. 25, S. 57.

Digitized by Google

selbständiges drittes Glied, welches also direkt auf die Urhs. der Gruppe zurückgehen muß[1]). Die Stellung der Gruppe Lg2Ni* ist so, daß man vielleicht vermuten könnte, daß von den drei Gliedern A. Db. Lg. der Urtext A dem Urtexte L etwas näher gestanden hätte als Db*[2]). Was durch das neue Mainzer Fragment bestätigt wird (s. o. S. 65 f.). Die beweisenden Stellen der Zugehörigkeit von L g zu A D b s. Beitr. 25, S. 52 ff.

In diesen Zweig der Ueberlieferung gehört endlich noch das Stück der Hs. k, das zur nôt-Gruppe zu zählen ist (k1 = 1—458 und 850—911, L 1—432 und 798—859), dessen Stellung hierin sich jedoch nicht genauer angeben läßt; es steht nach Lunzer näher zu B[3]).

Auf die Grundhandschrift γ gehen weiter keine Handschriften als die besprochenen zehn A. B. k1. D N S b. L g M. zurück. Alle anderen erhaltenen Handschriften gehen auf die zweite Grundhandschrift z* zurück, auch die der liet-Gruppe, und zwar ist hier ein und derselbe Mann der Urheber aller in dieser Gruppe zusammengefaßten Handschriftentypen. Ihm lag die Grundhandschrift z* vor. Von ihr fertigte er zunächst die verlorene Abschrift d* an[4]). Auf sie gehen die beiden Hss. O und H zurück[5]). Von O ist, wie schon von der Hagen richtig erkannte, Hs. d eine direkte Abschrift. „Während alle Lesarten von d mit O gemeinsam oder aus O geändert sind, bietet H einige selbständige Aenderungen, wodurch erwiesen wird, daß H nur seitenverwandt mit d ist“[6]). „Im ganzen betrachtet sind die Differenzen zwischen d und H nur geringfügiger Art“. „Die Fragmente H und O sind wichtig, insofern sie uns zeigen, daß die Hs. d eine gesonderte alte Textversion repräsentiert und daß d, abgesehen von den sprachlichen Umformungen der jungen Hs., im ganzen den alten Text treu wiedergibt. Es ist also d für die Textkritik des Liedes sehr von Nutzen, zumal ihre Grundhs. vom Originaltexte noch wenig abgewichen war. Sie muß neben B stets in erster Linie zur Herstellung des Originals herangezogen werden“[7]). Allein eigentümlich sind d die Strophen L 329a—c. Eine zweite auch verlorene Copie desselben Autors, der d* herstellte, Hs. z1 (= J*) wurde die Grundlage der Gruppe J*[8]), die einen Uebergang von der Gruppe d* zu C* bildet[9]). Auf z1 (= J*) geht die nicht mehr erhaltene Abschrift J1*, die den ursprünglichen Text von J*, welcher die Grundlage von C* wurde, schon um ein geringes veränderte, zurück. Auf J1* beruht die nur fragmentarisch erhaltene Hs. l, die die für unsere Hs. J besonders charakteristischen Aenderungen nicht teilt, wohl aber eine Anzahl von Lesarten

[1]) Beitr. 25, S. 52. [2]) Beitr. 25, S. 56. [3]) Beitr. 25, S. 155.
[4]) Beitr. 25, S. 192. [5]) Beitr. 25, S. 155. [6]) Beitr. 25, S. 152 ff.
[7]) Beitr. 25, S. 157. [8]) Beitr. 25, S. 192. [9]) Beitr. 25, S. 158.

Digitized by Google

mit J gegen d, im wesentlichen solche, in denen sich J über d hinaus zu C* stellt. Ebenfalls auf J_1* beruht die nicht erhaltene Hs. J_2*. Sie ist diejenige Instanz, die aus dem Texte der Grundhs. J_1*, der außer den Plusstrophen und den auch von C* (s. u.) geteilten Lesarten noch nicht wesentlich von B* d* abwich, durch stärkere Umformungen zahlreicher Lesarten dem Texte J* denjenigen Charakter gegeben hat, welcher uns in der für den größten Teil allein vorliegenden Hs. J entgegen tritt. Diese Umarbeitung gehört sicher noch dem 13. Jh. an und trägt in einigen Fällen einen höfisch-lyrischen Charakter. Hs. J_2* ist wohl hundert Jahre älter als Hs. J (1323)[1]. Sie bildet die Grundlage der fragmentarisch erhaltenen Hs. K sowie einer Handschrift J_3*, auf die unsere Handschriften J mit ihrer Abschrift h und Q, das nur noch in einem Fragment erhalten ist, zurückgehen. „K ist von seiner Quelle J_2* verhältnismäßig selten abgewichen"[2]), repräsentiert sie also. Sie hat mit J die Auslassung von Str. 1771 gemeinsam, sodann aber eine große Anzahl Lesarten sowohl geringfügiger Art, wie sie allenfalls auch durch Zufall entstehen könnten, als auch tiefer gehende Abweichungen, wie sie für die Gruppe J* charakteristisch sind. In der Mehrzahl der Abweichungen stimmen J K überein, dagegen zeigt J allein noch eine beträchtliche Anzahl weiterer Aenderungen, denen gegenüber K die Originallesart oder wenigstens eine J K gemeinschaftliche leichte Aenderung zeigt, auf Grund deren sich dann J noch weiter entfernt[3]). Man muß also für J noch eine vorausliegende Quelle J_3* annehmen, die auch gleichzeitig die Quelle von Hs. Q ist, die J am nächsten steht[4]) und alle wesentlichen Aenderungen von J teilt, selbst aber noch weiter ändert, so daß sie von der Grundhandschrift J* am weitesten absteht[5]).

Derselbe Mann, der die Hs. d* als Vorlage von O d H und z_1* als Basis der Hss. l K J h Q herstellte, war endlich auch der Autor der Hs. C*, der Grundhandschrift der liet-Gruppe. Und zwar wurde z_1* die Basis, auf welche er (etwa gegen 1200?)[6]) nach längerer Beschäftigung mit dem Gedichte diese seine vollständige Umarbeitung gründete[7]). Zu ihr gehören die Hss. C E R a F sowie Db* k, soweit sie hierher zu ziehen sind, und U[8]). Von ihnen gehören D b und U, wozu k tritt, eng zusammen, wie Uebereinstimmung in den Lesarten von Strophe 1212, 4 zweifellos macht. Alle vier Handschriften haben hier in Uebereinstimmung mit B* und im Gegensatz zu C a den indirekten Fragesatz mit was. Sie können daher mit C a nicht auf dieselbe Handschrift zurückgehen, wie es Bartsch annahm[9]). Wir unterscheiden

[1]) Beitr. 25, S. 143. [2]) Beitr. 25, S. 141. [3]) Beitr. 25, S. 141.
[4]) Beitr. 25, S. 159. [5]) Beitr. 25, S. 141. [6]) Beitr. 25, S. 88.
[7]) Beitr. 25, S. 195. [8]) Beitr. 25, S. 21. [9]) Beitr. 25, S. 20.

Digitized by Google

demgemäß die Vorlagen C*1 und C*2. C*2 enthielt einen Text der Rezension C*, „der in einer Reihe von Stellen noch zum alten Texte stimmte", wogegen C*1 „weitere selbständige kleine Aenderungen vornahm"[1]), wie z. B. in Strophe 218,2, wo Db im Wortlaut mit B* zusammengehen, während C stark abweicht. Hier bietet B* offenkundig das ursprüngliche, während Db und C erkennbar fortschreitend ändern. Daß zu Db auch k in seinem größeren Teile (459—849 und 912—Schluß = L. 455—797 und 860—Schluß) gehört, ergeben die Strophen L. 1972 und 2258, die in C und a fehlen, in k aber erhalten sind. Für Hs. U sind die beweisenden Stellen Strophe 1223,3.4 und 1212,4, wo U offenbar die originalere, zu B* stimmende Lesart bietet[2]). — Die Gruppe C*1 repräsentieren die Hss. C E R a und F. Die Hss. R und a stehen in engerer Beziehung zu einander und weisen auf eine gleiche Vorlage. Daß a nicht Abschrift von R ist, geht aus Abweichungen in 1415,1 und 1416,2 hervor[3]). Hs. E schließt sich sehr genau an Hs. C an, ohne eine Abschrift von C zu sein. Das engere Verhältnis von R a, C, E zu einander bleibt jedoch unklar. Hs. F stimmt fast vollständig zu C a, „sie könnte ebensowohl direkt von C als von R a abstammen", ein sicheres Urteil läßt sich jedoch nicht gewinnen[4]). Hier scheitert also die Aufstellung eines exakten Stammbaums. Es läßt sich demgemäß nur folgendes sagen. Nach der Herstellung der Handschrift C* durch den Autor von d* und z1 (= J*) auf der Basis von z1 wurden von C* zwei Abschriften C*1 und C*2 genommen, die beide eine gewisse Selbständigkeit ihrer Vorlage gegenüber zeigten. Hs. C*1 wurde die Vorlage unserer Hss. C, E und der verlorenen Hs. Ra*, von der unsere Hss. R und a Abschriften sind. Diese Handschriften stehen enger zusammen, weiter ab steht unsere Hs. F, die also ebenfalls auf C*1 zurückgeht. Von Hs. C*2 wurden die Hss. k einerseits und U und die verlorene Hs. Db* andererseits abgeschrieben. Von Db* sind unsere Hs. S und die verlorene Handschrift DNb* Abschriften; von DNb* hinwider stammen unsere Hs. D und die verlorene Hs. Nb*, die Vorlage unserer Hss. N und b.

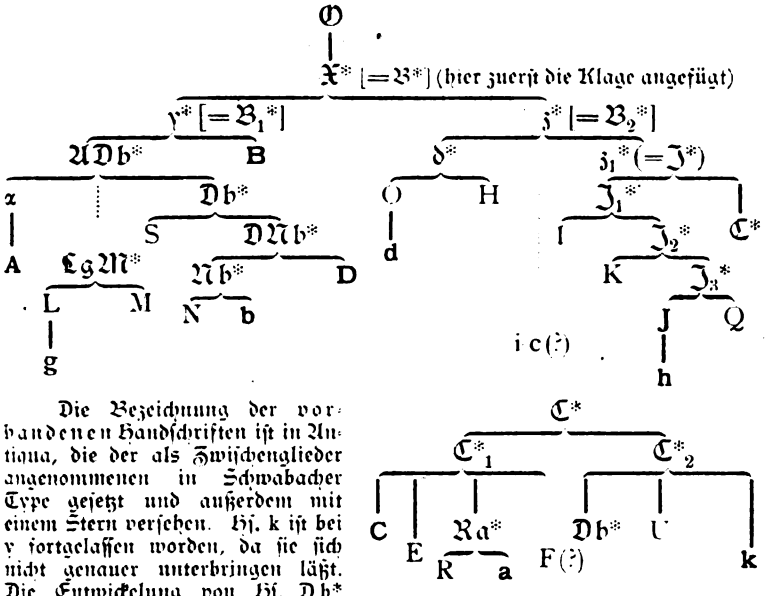
Es bleiben noch die beiden Hss. c und i. Ihre ganz sichere Zuteilung zu einer engeren Gruppe ist nicht möglich, man läßt sie daher am ratsamsten unentschieden. Speziell zur Hs. B gehört jedenfalls c nicht[5]).

Damit wäre die Stammbaumaufstellung Braunes erledigt, ich gebe nunmehr das Stemma dazu.

[1]) Beitr. 25, S. 18. [2]) Beitr. 25, S. 20.
[3]) Beitr. 25, S. 16. [4]) Beitr. 25, S. 17.
[5]) Beitr. 25, S. 155 Anm.

Digitized by Google

Braunes Stemma.



Die Bezeichnung der vorhandenen Handschriften ist in Antiqua, die der als Zwischenglieder angenommenen in Schwabacher Type gesetzt und außerdem mit einem Stern versehen. Hs. k ist bei y fortgelassen worden, da sie sich nicht genauer unterbringen läßt. Die Entwickelung von Hs. Db* unter C* ist dieselbe wie die unter ADb* und daher nicht wiederholt worden. Nicht berücksichtigt sind von Braune die beiden Fragmente T und m, das erst 1909 von mir entdeckte Wiener Fragment X, das zu C* gehört, und das 1915 gefundene Trienter (jetzt Innsbrucker) Fragment Y, das zu J* zu stellen ist.

Braunes Arbeit ist die letzte größere Arbeit auf diesem Gebiete. Es geschieht nur der Vollständigkeit halber, wenn darauf hingewiesen wird, daß zum Nibelungenliede noch Georg Holz[1]) den übrigens nur ganz allgemein gehaltenen und auch weiter nicht begründeten Versuch einer Stammbaumaufstellung gemacht hat und daß Alfred Ursinus[2]) einen solchen zur Klage bis in die Einzelheiten hinein durchgeführt hat.

Uebersieht man das Ergebnis der bisherigen Versuche, die Entstehung der Handschriften des Nibelungenliedes bis in die Einzelheiten hinein klar zu legen, so kann man sich eines gewissen Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren. Offenbar ist jeder der Männer, die sich mit dem Gegenstande befaßt haben, vom besten Willen beseelt gewesen. Aber entweder schließen sich die Handschriften nicht genügend fest zu einer einheitlichen Genealogie zusammen, wie das bei Zarncke und Bartsch der Fall ist, oder es wird, wie bei Braune, das Zugeständnis von

[1]) Der Sagenkreis der Nibelungen. 2. Auflage. Leipzig 1914. S. 113.
[2]) Die Handschriftenverhältnisse der Klage. Diss. Halle a. S. 1908.

Digitized by Google

Voraussetzungen verlangt, die man ihnen unmöglich zugeben kann. Braune behandelt 26 Handschriften, um aber einen Stammbaum aufstellen zu können, schließt er zunächst einen Teil des Liedes aus und verlangt dann für den Rest die Stipulierung von nicht weniger als 20 verlorenen Handschriften. Das ist, bei aller Anerkennung des großen Fleißes und Scharfsinns, den Braune an seine Aufgabe gewandt hat, doch eine Zumutung, die stutzen macht und es völlig erklärlich erscheinen läßt, wenn man da lieber doch zu der zwar weniger exakten, aber dafür auch leichter verständlichen Aufstellung von Bartsch zurückkehrt, wie es Hermann Fischer getan hat.

Auch über die Anwendung der Stammbaumaufstellung kann man nicht so ohne weiteres der Ansicht Braunes zustimmen. Man wird ihm vielmehr auf Grund der Lesarten und erst recht des Strophenbestandes entgegentreten müssen, wenn er den Hss. B und d infolge seiner Stammbaumaufstellung eine erhöhte Bedeutung beilegen möchte. Es geht auch bei der Eigenart der Ueberlieferung nicht wohl an, über ihren Wert nach dem Stimmenmehrheitsprinzip eine Entscheidung zu suchen, wie es Braune proponiert[1]). Das ist wohl bei ausschließlich literarischer Ueberlieferung, wie sie bei den Werken Wolframs und Gottfrieds vorliegt, angebracht. Das Nibelungenlied trägt aber nirgends den Charakter dieser Literatur, wie Braune irrtümlicherweise annimmt, es ist vielmehr ganz offenbar nach Charakter und Willen seines Urhebers kein Leseepos wie die Werke Hartmanns und Wolframs, sondern eine Rhapsodie, die nicht gelesen, sondern vorgetragen sein will, natürlich auf Grund eines Textbuches, und was wir davon besitzen, sind nicht die Abschriften des Urtextes, sondern von Textbüchern, die sich nicht auseinander, sondern im lebendigen Werden nebeneinander entwickelt haben. Wir können heute noch vier Gruppen, wie wir sie oben (S. 97 ff.) vorgeführt haben, unterscheiden, die höchstwahrscheinlich auch in der Weise, wie wir es getan haben, lokalisiert waren. Wie diese Textbücher äußerlich beschaffen waren und in welcher Weise sie ihren Zwecken dienstbar gemacht wurden, davon reden die ältesten unserer Handschriften noch deutlich genug. Jede von ihnen, sowohl Hs. C, wie Hs. B und Hs. A und vielleicht auch S, geht nachweislich auf eine Vorlage zurück, die ohne Absetzen von Strophe und Reimzeile fortlaufend wie Prosa geschrieben, aber in einzelne Abschnitte oder Blocks geteilt war, was offenbar schneller Orientierung zu dienen hatte. Solch ein Textbuch läßt sich natürlich nicht vorlesen, es verlangt, daß es der Rhapsode auswendig kann, und dient seinem Vortrage lediglich als Stütze. Es dient ihm aber auch als Repertorium, in das er die

[1]) Beitr. 25, S. 195 und S. 7.

Digitized by Google

Veränderungen an seinem Texte, die Zeit und Umstände erfordern, einträgt und so seinen Erben überliefert. Nach Braune fällt die Entstehung des Nibelungenliedes in die letzten beiden Dezennien des 12. Jahrhunderts und die Niederschriften der Bearbeitungen vor 1205. Das ist schon von vornherein sehr wenig glaubhaft. Vielmehr weisen alle Anzeichen darauf hin, daß wir die Entstehungszeit unserer Dichtung in den Anfang des 12. Jahrhunderts zu setzen haben[1]). Dann haben wir bis zur Niederschrift unserer Handschriften eine Textentwickelung von rund hundert Jahren. Und damit würde dann allerdings auch die tiefe Verderbnis unseres Textes erklärlich sein. Der Text ist in hundert Jahren eben gründlich „zersungen", wenn man so sagen darf, d. h. von seinen Vortragskünstlern (in ihrem Sinne!) verbessert und verändert worden, „das Alte formal redigiert, das Neue vom Stil des Alten beeinflußt"[2]). Es würde also ein vergebliches Unternehmen sein, den Urtext des Dichters auf dem von Braune gewiesenen Wege wiedergewinnen zu wollen. Das Ursprüngliche kann, wie die Sachen liegen, vielmehr in jedem Strange der Ueberlieferung liegen. Man wird sogar sicher vielfach damit rechnen müssen, daß erst ein Zusammenhalten der ganzen Ueberlieferung selbst in ihren feinsten Nuancierungen zu dem Worte des Dichters führt; wozu aber unsere Variantensammlungen trotz ihrer großen Reichhaltigkeit vielleicht doch nicht ausreichen dürften.

Exkurs.

1. Der Titel des Liedes. Ein Titel zum Liede ist uns nur in vier Handschriften überliefert, in den beiden ältesten Handschriften, der Donaueschinger Handschrift C und dem Prager Fragment S aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, und dann in den beiden vollständigen Handschriften D in München aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts und d in Wien aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Die Handschriften C und S geben denselben Titel: Aventiure von den Nibelungen, wiederholen also nur den Titel, den der Dichter selbst in der Schlußstrophe seinem Werke gibt; D und d geben übereinstimmend einen anderen Titel. In D lautet er: Das ist das Buoch Chreimhilden, in d mit unbedeutender Abweichung: Ditz Puech heysset Chrimhilt. Daß Kriemhild im Liede im Mittelpunkt des Inter-

[1]) Karl Droege, Zur Geschichte des Nibelungenliedes. In Zeitschr. f. d. Altert. 48 (1906) S. 471—505. — Derselbe, Die Vorstufe unseres Nibelungenliedes. In Zfda. 51 (1909), S. 177—218. (Hierzu Gustav Roethe, Zu Zf. 51, 208. In Zfda. 51, S. 290 f.) — Karl Droege, Nibelungenlied und Waltharius. In Zfda. 52 (1910), S. 195—251.

[2]) Gustav Roethe, Nibelungias und Waltharius. In Sitzungsberichte d preuß. Akad. d. Wiss. 1909, S. 682.

Digitized by Google

esses steht, bedarf keiner Darlegung. Wenn der Dichter gleichwohl seine Dichtung als das Lied von den Nibelungen bezeichnet, so muß das einen Grund haben, der sich ermitteln lassen muß. Nibelunge heißt in dem Liede das Volk, zu dessen König sich Siegfried durch seine Stärke macht. Wir erfahren durch Hagen früh genug davon. Dann werden, wie es durchaus scheint, zuerst in Handschrift C, auch die Burgunden als Nibelungen bezeichnet, und zwar, nachdem der Nibelungenhort, den Hagen später versenkt, nach Worms gekommen ist. Dieser Vorgang ist vollständig unklar; da er zudem nur in der liet-Gruppe, nicht aber auch in der nôt-Gruppe, vollständig durchgeführt ist, muß man die Bezeichnung der Burgunden als Nibelungen doch wohl auf den Redaktor der liet-Gruppe zurückführen, durch deren Beeinflussung dann die Stellen in der nôt-Gruppe entstanden sein dürften. Diese Diskrepanz ist ein sicheres Zeichen dafür, daß der Dichter selbst nicht daran gedacht haben kann, die Burgunden von irgend einem bestimmten Zeitpunkte an zu Nibelungen umzutaufen. Die nordischen Zeugnisse können hier nicht herangezogen werden, da dort eine mythologische Vorstellung hereinspielt, die dem Nibelungendichter von vornherein gänzlich fern liegen mußte. Können nun aber in dem Titel die Burgunden nicht gemeint sein, so bedürfen wir für den Begriff „Nibelunge" (Plural!) einer anderen Erklärung. Die Nibelungen sind das Volk, zu dessen Herrscher sich Siegfried mit seiner ungeheuren Stärke gemacht hat, und zu dessen Herrscherin Kriemhild durch ihre Verheiratung mit Siegfried erhoben wird. Dadurch nun, daß sie beide zu Beherrschern dieses Volkes werden, werden sie auch ein Glied desselben, also eben auch Nibelunge. Das Lied handelt aber von Siegfried und von Kriemhild. Sie allein stehen im Mittelpunkte des Interesses, zuerst mehr Siegfried, dann, nach seinem Tode, voll und ganz Kriemhild. Den Burgunden oder ihren Königen kommt der Name Nibelungen in keiner Weise zu, da nirgends gesagt wird, daß sie je das Volk der Nibelungen beherrschten. Daß Kriemhild aber auch nach Siegfrieds Tode Königin der Nibelungen bleibt, beweist der Umstand, daß ihr anstandslos der Königshort, das Symbol der Königsmacht, der sonst ja ihrem jungen Sohne vorbehalten bleiben müßte, ausgeliefert wird. Die Nibelungen, die im Nibelungenliede gemeint sind, können also durchaus nur allein Siegfried und Kriemhilde sein; es ist also der Nibelunge liet nichts weiter als „das Lied von Siegfried und Kriemhilde".

2. Der Schluß des Liedes. Trotzdem der Schluß des Liedes wegen der bekannten Diskrepanzen die allergrößte Bedeutung für die Auffassung des Liedes hat, ist doch verhältnismäßig wenig darüber gehandelt worden. Was Lachmann dazu beibringt, ist nicht viel wert, die Ausgaben aber beschränken sich

Digitized by Google

meist auf die Erklärung des Wortlauts. Einen Versuch, hier weiter zu kommen, macht Paul Piper, indem er wenigstens die gerade hier sehr im argen liegende Interpunktion sinngemäßer gestaltet. Die bei Holtzmann ist unerträglich. Die beste ist die bei Simrock. Es handelt sich um die Strophen L. 2314—2316 = H. 2438—2440. Ich habe mich schon oben (S. 96f.) dahin ausgesprochen, daß ich den Text, wie ihn die Nôt-Gruppe in der letzten Strophe bietet, nicht für ursprünglich halte. Aber auch Strophe L. 2314 kann, gegen Lachmann, nicht ursprünglich sein. Nach Strophe 2313 hat Hildebrand die Königin eben erschlagen. Hieran knüpft Strophe 2315 an: Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt, eine der edelsten und schönsten Strophen des Liedes, ganz allgemein gehalten und in gramschwere Sentenz ausklingend. Was nun zwischen diesen beiden Strophen L. 2313 und 2315 gesagt wird, ist schlecht ausgedrückt, breitere Ausmalung und sehr wenig angemessen, dabei gezwungen in der Konstruktion. „Alle, die zum Tode bestimmt waren, lagen nun da. Zu Stücken gehauen (eine ganz rohe, widerwärtige Steigerung!) lag Kriemhild. Dietrich (der plötzlich auch da ist) und Etzel weinten und beklagten Verwandte und Gefolge". Eine üble Wichtigtuerei und die bekannte üble Manier, anscheinend vergessene Personen anzubringen, macht sich in diesen Worten breit. Weder ist hier ein Fortschritt in der Handlung, noch eine Ueberleitung zu den erhaben einfachen und schönen Gedanken der folgenden Strophe. Die Reime sind banal (lîp: wîp, began: man), und die beiden Könige als Heulmeier hinzustellen, ist geradezu der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Hier hat ein böser Bursche dem großen Dichter ins Handwerk gepfuscht: man sollte diese Strophe stets hinausschmeißen. — „Die erhabene Ehre (Kriemhild) lag tot da. Jedermann litt Jammer und Not. Mit Leid endete des Königs Freudenfest, wie ja immer letzten Endes die Liebe Leid bringt". Das ist der eigentliche Abschluß der Dichtung. Aber der Dichter, der ja nicht für ein Lesepublikum, sondern für Hörer dichtete, fügt noch zwei Strophen hinzu, die uns keine der beiden Hauptgruppen der Ueberlieferung rein darbietet. Die Notgruppe sagt: „Ich kann euch keinen Bescheid geben, was da nun noch geschah, außer daß man Ritter und Frauen weinen sah". Dann durchbricht sie jäh den getragen Ton, der schon in der vorhergehenden Strophe angeschlagen war, und schließt grob und unharmonisch: „darzu die edlen Knechte (sc. beweinen man da sah) ihrer lieben Freunde Tod. Hier ist die Erzählung zu Ende. Sie heißt der Nibelunge Not". Diese beiden letzten Verszeilen sind Flickwerk durch und durch. Was heißt „nôt", was sind „edle" Knechte, und warum beweinen sie nicht ihrer Herren Tod? Natürlich läßt sich auf dem Prokrustesbett der Erklärungsnotwendigkeit auch für solche Armseligkeit eine Rechtfertigung finden. Legt ihr nicht aus, so

Digitized by Google

legt ihr unter. Daneben aber steht der erhabene Schluß der liet-Gruppe mit zwei Strophen, die allerdings in der zweiten Verszeile von dem christlichen Ueberarbeiter „verbessert" worden sind, aber in der nôt-Gruppe das Ursprüngliche haben, wie die sorgfältige Kontrastierung in den beiden Hälften beider Schlußstrophen der liet-Gruppe zeigt: „Ich kann euch nicht berichten, was nun geschah, außer daß man Ritter und Frauen weinen sah; Weibe (ich behalte den nicht ersetzbaren Ausdruck bei) und Knechte und manche schöne Maid hatten nach ihren Freunden die allergrößte Sehnsucht". — Wie die letzte Strophe aufzufassen ist, ergibt sich aus ihrer richtigen Interpungierung. „Ich erzähle euch von dem großen Elend nichts mehr. Die da erschlagen wurden, die laßt nur liegen. Was nun die Hunnen anfingen, das gehört nicht mehr zu meiner Erzählung. Das ist das Lied von den Nibelungen." Ich lasse nunmehr den ganzen Schluß des Liedes, wie er sich, nach den vorstehenden Ausführungen hergestellt, ursprünglich an Strophe L. 2315 angefügt haben wird, im Urtext folgen.

Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt.
die liute heten alle iâmer unde nôt.
mit leide was verendet des küniges hôhgezît,
als ie diu liebe leide zállér iúngeste gî't.

Jne kan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach,
wan ritter unde vrouwen weinen man dô sach;
wîbe unde knehte unt manige schœne meit
die heten nâch ir friunden die állérgrœzisten leít.

Jne sage iu niht mêre von der grôzen nôt.
die dâ erslagen wâren di lâzen ligen tôt.
wi ir dînc an geviengen sît der Hiunen diet,
hie hât daz mære ein ende. Dás ist der Nibelunge liet.

Digitized by Google

IX.

Zu den Handschriften S und W.

Teutonia VII, Seite 178 und 180.

Georg Holz schreibt in seinem Buche „Der Sagenkreis der Nibelungen" (zweite Auflage, Leipzig 1914, S. 101 Anm. **): „mir scheint, als gehöre W zur Nibelungenhandschrift S." Beide Fragmente stammen aus Prag. Die Frage, ob wir in S und W Teile derselben Handschrift vor uns haben, lag also nahe und ist nicht erst von Holz aufgeworfen worden. Schon Alfred Ursinus (Die Handschriftenverhältnisse der Klage, Diss. Halle a. S. 1908 S. 16f.) hat daran gedacht, nachdem er festgestellt hatte, daß W im Handschriftenstammbaum der Klage eine ähnliche Stellung wie S im Stammbaum des Liedes einnehme. Er lehnt es aber (S. 19 Anm. 2) ab, beide Fragmente als Teile desselben Kodex anzuerkennen, und zwar auf Grund der Angaben Moureks, daß die Breite der Blätter der Liedfragmente eine viel größere war, als die der Blätter der Klage, auch die Schrift beider Fragmente „doch auch ganz verschieden, die der Klage entschieden feiner, zierlicher sei". Die Verschiedenheit der Schrift würde für die Entscheidung, ob wir in beiden Fragmenten Teile desselben Kodex zu sehen haben, nicht ins Gewicht fallen. Haben wir doch, wie jedermann weiß, der sich mit diesen Dingen näher befaßt hat, selbst in vollständigen Handschriften oft ganz verschiedene Schriften vereint. Auch daß Lied und Klage ganz von verschiedenen Händen herrühren, ist nichts auffälliges, das ist genau so bei der Münchener Handschrift D der Fall. Von Bedeutung könnte da nur eine allzu weit auseinander gehende Rechtschreibung beider Teile sein. Aber dieser Umstand wird nicht geltend gemacht. Entscheidend bliebe also nur der Einwand des verschiedenen Formates. Das Liedblatt soll breiter als das Klageblatt sein. Leider sind mir die Blätter seit der Kriegszeit nicht zugänglich und die Faksimiles bei Piper gestatten kein absolut sicheres Urteil, da von dem Klageblatt nur eine Seite, statt einer Doppelseite, gebracht wird. Indessen geht doch soviel aus ihnen hervor, daß wenigstens die Einrichtung von S und W ihrer Vereinigung zu einer Handschrift nicht im Wege steht. Ich nehme dabei an, daß die Faksimiles bei Piper die Originalgröße wieder-

Digitized by Google

geben. Die Textseite ist in beiden Fragmenten zweispaltig geschrieben, in der Klage mit 46 abgesetzten Reimzeilen auf der Seite, wovon 44 erhalten sind. Für das Lied läßt sich die Zeilenzahl nicht mit Sicherheit feststellen, sondern nur erschließen, da das hier in Betracht kommende Doppelblattfragment oben und unten beschnitten ist. Sicher erkennbar ist, daß das Lied die Strophen, aber nicht die Reimzeilen, absetzt und daß für jede Strophe fünf Zeilen, bei Aventiurenanfängen neun, mit der stets vorhandenen Ueberschrift zehn Zeilen beansprucht werden. Das Faksimile bei Piper endet auf der ersten Spalte mit Strophe 914,2 welt ir mir und beginnt auf der zweiten Spalte mit Strophe 918,3 starcken g' er leinte. Es trifft sich gut, daß hier keine Strophendifferenz in der Ueberlieferung vorliegt und auch keine Ueberschrift in Betracht zu ziehen ist. Wir können daher ziemlich sicher rechnen. Die vorletzte Zeile der ersten Spalte lautet:

L. 914,1. Do sprach vō nid'lande d' küne sivrit.

Die danebenstehende vorletzte Zeile der zweiten Spalte lautet:

L. 923,2. do lie. alsô grīmeclichen zeflühte ha.

Es ist klar, daß zwischen der ersteren Zeile (diese mit eingeschlossen) und der letzteren (diese ausgeschlossen) genau so viel Zeilen gestanden haben müssen, wie die vollständige Spalte enthielt. Es sind aber von 914,1–923,1 genau 9 Strophen und 1 Zeile, oder $9 \times 5 + 1 = 46$ Zeilen. Das heißt also, die Handschrift des Liedes war ebenso wie die der Klage auf 46 Zeilen angelegt. Nun haben 5 Zeilen in der Klage 21 mm Höhe. Das ist auch im Liede der Fall, also wird auch die Gesamthöhe der beschriebenen Fläche dieselbe gewesen sein. Ueber die Breite der Blätter läßt sich aus den Faksimiles bei Piper leider kein Urteil gewinnen. Es kommt hier jedoch, wie das Sterzinger Fragment (Hs. V) lehrt, nicht sowohl auf den äußeren Rand, der ja doch wahrscheinlich nicht vollständig erhalten ist, als auf die Entfernung der beschriebenen Flächen beider Seiten des Doppelblattes von einander an. Läßt sie sich mit der im Liede vereinigen, was mir doch der Fall zu sein scheint, so würde allerdings nichts dagegen sprechen, in den Fragmenten S und W Teile desselben Kodex zu sehen.

Es würden damit alsdann, da auch U und V offenbar zu ein und demselben Kodex gehören, fürderhin die Bezeichnungen V und W in der Nomenklatur der Nibelungenhandschriften fortzufallen haben.

Digitized by Google

X.

Die Klage nach der Handschrift h.

Dem Abdruck der Klage J lasse ich nunmehr einen Abdruck der Klage h folgen. Lachmann würde den Text gewiß nicht haben abdrucken lassen, nachdem seine Vorlage (in Teutonia VII S. 36ff.) vollständig publiziert worden ist. Vom Standpunkte der Textkritik aus ist es auch in der Tat überflüssig, einen Text zum Abdruck bringen, dessen Vorlage man besitzt. Für die so schwierige Erkenntnis des Zustandekommens unserer Ueberlieferung, die für die Textkritik von allerhöchster Wichtigkeit ist, scheint mir dieser Text aber doch wie kein anderer von Wert. Können wir doch hier durch Zusammenhalten von Vorlage und Abschrift einmal erkennen, wie ein abgeleiteter Text unter den Händen des Schreibers zu einer vollständig selbständigen Erscheinung aufwächst, die nur dadurch sicher erkannt wird, daß ihre Vorlage eine in der ganzen Ueberlieferung einzig dastehende Gestalt aufweist. Klage h ist bekanntlich in der Berliner Papierhandschrift. Ms. germ. Fol. 681 auf den besonders gezählten Blättern 1 bis 9a erhalten. Der Text ist hier zweispaltig geschrieben und mit roten Initialen und roten Beistrichen zum ersten Zeichen jeder abgesetzten Reimzeile verziert. Die Laut- und Silbenzeichen sind gewöhnlich aus dem voraufgehenden Zeichen herausgeschlungen, vom Vokalstrich ist ausgiebigster Gebrauch gemacht. Folgende Zeichen werden verwandt: 1. der wagerechte übergeschriebene Strich für en, e, n und m; 2. der nach unten offene flache Bogen in derselben Bedeutung, häufig aus dem letzten Grundstrich durch Ausschleifung herausgezogen; 3. der einfache schräge Vokalstrich, dem keine andere Bedeutung beiwohnt; 4. der nach oben offene Halbbogen, häufig da, wo ein Doppellaut der Vorlage durch den einfachen Laut (uo durch u) ersetzt ist; 5. der am Anfang gebrochene ansteigende Strich, Ersatz für das Umlaut-e, aber wenig verläßlich angewandt; 6. zwei parallele, nach links geneigte Grundstriche für die Silbe ra; 7. die hochgestellte s-ähnliche Schweifung für die Silbe er; 8. die

Digitized by Google

ansteigende, s-Haken förmige Schweifung, oft, wo in der Vorlage eine Umlautsbezeichnung stand. Die Verwendung dieser Zeichen ist zum Teil recht unsicher und ganz inkonsequent[1]). Es sind daher bei dem folgenden Abdruck nur der wagerechte Strich (1), das Zeichen für ra (6) und das Zeichen für er (7) zur Darstellung gelangt. Eine Kennzeichnung weiterer Zeichen wäre nur durch kursive Darstellung der ausgelassenen Buchstaben möglich. Da bei der Willkürlichkeit des Schreibers eine konsequente Durchführung solcher Bezeichnungsweise aber nicht anging, habe ich davon abgesehen. Ein Vergleich mit der Vorlage wird ja in jedem Falle genügende Aufklärung geben.

Der Dialekt ist bayrisch, das heißt, der Schreiber der Handschrift war ein Bayer. Ich gebe einige Beweise.

b und w wechseln unsicher. v. 7 geruben; v. 28 gebalt, aber gewan; v. 54, 75, 147 und 176 beib, aber v. 62, 84, 168, 523, 805 weib; v. 781 wigan, aber v. 730 und 816 bigan; v. 709 bornis, aber v. 585 und 812 wornis.

b für w und w für b finden sich durch den ganzen Text häufig. v. 28 gebalt; v. 55 und 147 erbenden; v. 99 geborben; v. 465 pebaren; v. 513 gebesen; v. 529 baz; v. 805 gebant. v. 195 wuches; v. 781 wigan; v. 823 wereiten[2]).

Umlaut a erscheint als lang a. v. 467 (im Reim auf waren), 500, 687 Beclaren[3]). Hs. J schreibt hier Bechelæren.

î, û, iu werden ei, au, eu. v. 209 dietreich, v. 213 weibe; v. 541 dew; v. 470 vnfrewntleich. v. 405 Lawt für livt der Vorlage; v. 957 tautscher[4]).

ei und ou werden ai und au. v. 1 gesait; v. 116 aine; v. 143 paidew; v. 415 maister; v. 517 wainten, paid. v. 15, 17, 18, 152 frawen[5]).

Hinter v. 74: steht durchstrichen: Du machêt manges berdes beib; hinter v. 257: do kom d' küg mit sein'; einige kleinere Korrekturen sind ohne Belang.

---

[1]) So steht z. B. v. 855 bei war der einfache Vokalstrich (5) über dem a, v. 856 bei dem dazu gehörigen Reimwort mar die ansteigende s-Haken förmige Schweifung (8). Dies letztere Zeichen steht auch v. 841 und v. 842 über dem u von mut und tut. v 847 und 848 über getruge und erfluge, sowie gleich darnach v. 849 über dem a von geschach, während das dazu gehörige Reimwort smach den einfachen Vokalstrich (5) über dem a hat, v. 125 steht die s-Haken förmige Schweifung über dem o von kome, sie fehlt aber v. 124 bei dem zugehörigen Reimwort genomen.

[2]) Vgl. Joseph Schatz, Die Mundart von Imst. Laut- und Flexionslehre. Straßburg 1897. S. 81 ff. Es herrschte für b dieselbe Aussprache wie für w, und zwar die des w des heutigen Bayrischen.

[3]) Schatz aaO. S. 47. Schatz bezeichnet dies als ein Charakteristikum des Bayrischen.

[4]) Schatz aaO. S. 54, § 44 und S. 59, § 50.

[5]) Schatz aaO. S. 63 (§ 55).

Digitized by Google

v. 287/88 ist steig : seig statt steit : seit der Vorlage geschrieben. Verschrieben ist ebenda kag für klag. In v. 774 steht wirklich unsnine mit über dem i gesetztem wagerechten Strich. v. 85 ist das træhen der Vorlage in zaheren geändert. v. 605, 610 und 941 steht nur mar. — v. 198 ist übersprungen.

Für Handschrift J hat Hermann Sommermeier[1]) den alemannischen Charakter festgestellt. In bezug auf Handschrift h urteilt Heinrich Römheld[2]), sie sei „der Sprache nach auch in Tirol geschrieben worden". Wenn das heißen soll, sie habe denselben (alemannischen) Charakter wie ihre Vorlage, dann ist das, wie wir gesehen haben, durchaus falsch. Handschrift h ist vielmehr die Abschrift eines bayrischen Schreibers von einer alemannisch beeinflußten Vorlage. Sie kann als ein Muster dafür gelten, wie ungeniert die mittelalterlichen Schreiber den Dialekt ihrer Vorlage durch ihren eigenen ersetzten.

Die Zählung der Verse ist in Uebereinstimmung mit der Klage J in Teutonia 7 II erfolgt. Die Zählung nach Lachmann ließ sich leider wegen der Beschränktheit des Raumes hier nicht anbringen und muß daher dort nachgesehen werden. Dafür ist hier für diejenigen, die das Original benutzen wollen, die Spalte der Handschrift (in Petit) hinzugefügt worden.

Der folgende Abdruck gibt die Handschrift so genau wieder, wie es durch den Buchdruck möglich ist.

---

[1]) Die Klage in der Handschrift J des Nibelungenliedes. Diss. Marburg a. L. 1905, S. 121—136.

[2]) Ueber die Nibelungenhandschrift h und die Iweinhandschrift a. Diss. Greifswald 1899, S. 4.

Digitized by Google

1a. Nv ist ew wol gesait daz
wie kriemhilt zē hunē saz
als dew edl̄ helch e.
Doch tet ir.zallen zeiten we
Daz si das ellend hiefs.
wan si d' iam' nit enliezz
Geruben seltn̄ kein tag,
wan er ir in dem herzen lag
Wie si v'los ir wunne:
Jr aller nachstes kunne
Het ir ir liebē man benomē,
Do was ez an die red komē
Das frawen vten kind
alles daz gesind
Diet aus hunischen reichn̄,
als vorchtikleichen
sam si taten frawen helchn̄ e.
si het auch da frawen mer
Danne in ir vat'land:
D' gutn̄ weigand
Het si vil grosser kraft:
Tagleich ritt'schaft
Die ir augen sahen.
Daz kund nicht v'fahen,
Jr en weintē vil taugē.
Allezeit ir liechtē augen.
Seit do pracht sis da'an,
do si den gebalt gar gewan,
1b. Daz si an sund' sprach
Gedacht ein' sach
vmb seifrid ir liebē man,
dem vil vbl̄ an gewan
Jr brud' Gunth' den leib
vn hagen vn̄ dez kugs beib,
von den er den tot genam.
dem helt sterben nit enzam
vn̄ deheines heldes hant:
wan̄ er het wol allew lant
mit sein' kraft v'keret.
Da vō was ir v'seret
paidew herz vn̄ mut.
Ez daucht si vil seltē gut
was iemē freud mocht pflegē:
wan̄ si het freudē sich bebegē.
wie vil si ze ietwed' hant.
kung vn̄ furstē pei ir vant.
das was ir alles ein wint.
Si het das sigemūdez kint
prach mit dienst darzw
Das si spat vnd fru.
Gedacht an sigelind,
wie si mit ir kind
het freud vn̄ wūne.
Ez enkund ir paid' kunne
den willen nie erbenden.
Sein hat mit ir henden,
1c. Ob si mochte sein ein mā,
Jr schaden, als ich mich v'stā,
Gerochē māge stund.
Geschehen des nicht kūd:
wan̄ si het frawen leib.
Ez het daz iam'haft weib
den willen in ir mut.
das kom den nicht zegut,
vō den si den schadē nā,
wan̄ ez ir zerechen zam.
Dez sol si niemē schelte.
Solt iemē dez engelte,
d' recht' trewē kund pflege,
So het er sich ez bebege
Das er mit rechtē dīgen
Mocht nicht volprīgen
dehein getrewleichē mut.
Trewe dew ist darzw gut:
Du machet berdez mānes leib,
vn̄ eret auch also w'de beib
Das ir zucht vn̄ ir mut
nach last' nim' mer nit getut.
alsus fraw kriemhilt geschah,
der von schuldē nie gesp"ch
An ir er dehein man.
w' das mar merkn̄ kan,
D' sagt vnschuldig ir leib,
1d. wan̄ daz vil edel weib
Tet al nach ir trewe
Jr rauch waz in grosser rewe.
Wie si komen in daz lant
Das ist ew alles wol bekant,
kriemhilden mage.
Doch sazte si in lauge.

Digitized by Google

Wie g'n in gedient hat
mit groſſe trewen ſtat
Etzil d' kung reich,
dem auch ſi pilleich
dinst ſolten pringen,
Do muſt in miſſelingen
vō den alten ſchulden;
Ez het wid' ir hulden
Geborbn alſo ſer
Hagen d' vb' her,
Das ſis nicht laſſen kund
Sein rauch zerſelben ſtund
als das ir geſchehen was;
da vō da wenig d' genas
Die da wappen mochte tragē.
E hagen ein wurd erſlagen,
E ſturbn wol viezigtauſēt mā.
wie g'n hagen her dan
Gescheidē hat dew kūginn,
dez enmocht nicht geſein:
do lie ſis gen als ez mocht,
wan ir nit anders tocht.
Si het ſein doch ſo nit gedacht.
Si het ez g'n darzw pracht,
Do ſi ez pruſen bigan,
Daz nun d' aine man
Den leib het v'lorn.
So war ir ſwar vn ir zorn
da mit gar v'ſwunden:
So war auch zen den ſtundē.
Nicht ſchade nie da getan.
Do wolten in nit ſlahn lan
Sein h'ren, mit den er waz komē.
Des wart in allen genomen
Das leben ze den zeiten.
Do ſi bigunden ſtreiten,
Si muſten alle ligen tot:
Das was doch alles ane not,
Man mochtz leicht erbet han.
D' etzeln het kunt getan
von erſten dew mar,
So het er die ſwar
hart leicht wol erkant.
Die von burgundlant.
lieſſen durch ir vō'mut:
Do het auch kriemhilt behut
mit liſtikleichen ſinnen,
Daz ers nie wart innen.
Ditze hieſs mā ſchreibn.
vnd wez ir von den libē
wurden da geſchaiden,
vnd Jn begunde leiden
Paidew freud vnd mut,
wan ſi v'lurn freud vn gut.
Das was not vb' not
das den giſelhe's tot
nie mocht erbenden,
d' mit rat noch mit henden
kein ſchuld nie gewan
an Sifrid kriemhilt man.
wie mocht man daz getrauen
Das kriemhilt d' frawen
Selb zeſterben da geſchach.
Daz leit vnd daz vngemach
het gebrunn ir ſelbz munt:
Dez wart ir mit in ſterbē kund,
wes mā iame's da vant,
Do d' alt hiltprant
Durch ſeines grimē h'zē zorn
Slug die frawen wolgepornē
das ez d' kūng ſelb ſach.
Do hub ſich erſt vngemach
vnd' all' der diet
Dem iam' ze miet
an hohē ſtul geſetzet.
an fraudē wart geletzet
Da vil mang frawen leib:
Ez war magt od' weib,
wan niemē ande's nit da pflag
pedew nacht vn de tag,
Nun wainē vn klagen.
man ſol vndankch d'weil ſagē
Jn d' dew nacht geſchach,
vn das kriemhilt ie geſach
Den edeln ſifrides leib;
Da vō vil māg ſchon beib
vō lieb wart geſcheiden.
Es wart den namē paiden,
heidē vnd kriſten,
vō ir ein' liſten

Digitized by Google

alſo leid getan,
Das pedew weib vñ mā
Gelauben wēt dew mar,
das ſi d' helle ſwar
hab vō ſolhen ſchulden,
Das ſi vō gotes hulden
Geborbē hab ſo verre
Das got vnſer herre
Jr ſel nicht enwolt.
D' das bebarñ ſolt,
D' muſt zw d' helle varñ:
Daz wil ab' ich vil wol bebarn
das ich nach dē mar.
zer helle pot war.
Dez wuches meiſt' ſpuch vō e,
dē getrewen tut vnt'ew be
Seit ſi vō trewē tot gelag,
— — — — — — — — —
Sol ich ze himl noch gelebē.
Got hat vns allen daz gegebē,
wes leib mit trewen end nit,
Das d' in hil wol gezimt.
Do kom d' herre Dietreich.
mit einē mut klagleich
Da er kriēhilden vant.
Er pat die leut alle žehant
daz ſi ir waine lieſſen ſein.
doch klagt er die kungein.
Do ſpuch d' herre dietreich:
Ja han ich māg furstin reich
Geſehen h' pey meinē tagen:
Jch hort nie geſage
vō ſchonerē weibe.
awe das demē leibe
D' tot ſo ſchier ſolt komen.
Bie mir dein rat hat benomē
mein all' peſtes kunne,
Jch mus mit vn wunne
klagē pedew dich vñ mich:
Des war daz tun auch ich
mit ſo groſſer rwe,
das ich dein' trewe
Nicht ſol lan engelten.
Du haſt mir vil ſelten
v'ſaget des ich dich pat.
Nu iſt ez komē an die ſtat
Das ich ez, frawe, dienē ſol.
Da mit iſt mir ſeltē wol,
waz ich nach deinē tot tw.
Do greif d' ellenthaft zw
vnd hiez ſi ſchier baren
Die leut die da waren.
Da mas gelait auf dē re,
d' furst het das habt e
Zw dem leib getragen.
Do hort man hiltprand klagē,
D' ſi da flug mit ſein' hant.
Do kom d' kūg vō hunē lant,
Etzil d' iame's reich,
Dem iam' wol geleich
auch als ez im do tochte.
Niemē vō iam' mochte
Gelaſſen, er hulf im klagē.
Vndanch wigūd er ſage
Seinē groſſen vnheile:
wañ im was zeteile
worden vngelukes hort.
Dew ie vngefelſte wort
het pei ir liebe,
Einem werden weibe
viel auf die pruſte:
Jr weiz hend er kuſte,
vil ſendleich er klagte.
aller erſt dem kung ſagte
Dietreich dew rechtē mar.
awe mein' ſwar.
Sprach d' kūg wolgeporn,
wie han ich arm mā v'lorē.
pedew mein kind vñ mei weib!
Darzw mangē werdē leib
aus meinē hohē cvnne,
vnd mein' augē wūne
an meinē kon magen,
Die groſſer erñ phlagen
Die weil das ſi mochten leben.
wie pin ich muding gegeben
alſus in groſſē rewe!
het ich ſo ſtate trewe
an ir vil reinē lib erkant,
Jch het mīt ir allew lant

Digitized by Google

Gerumt e ich si het v'loren.
Getewr weib wart nie geporē
vō dehein' mut' mer.
awe, furst herr,
Gunth' vñ die prud' dein,
vnd die kunen recken mein,
mein prud' vñ mein mage,
Die mit dez todes wage
wund'leich sind erslagen.
wie kund ich im' v'klagen
Die gutn weigand,
Die ich von mangem lant
Zw mein' hochzeit gewan!
Darzw alle mein man,
D' ich ew nit kan bescheiden,
D' kristen vnd d' heiden,
vō den mei ere hohe steig.
nach d' kag er nid' seig,
als er war entschlassen.
Darūb bigund in straffen
vō B'n hr' Dietreich.
Er spuch: ir tut dem vngeleich
Das ir seit ein weiser mā.
Daz ewch nicht v'sahē kan,
Daz lat: das ist mei lere.
Nu sampt ewch nicht mere,
spuch do d' kung Guter,
Tragt zw sein' mut'
mein weiges kindelein.
Die potē giengē do darein,
Da si ortlieben sunden
mit ein' starken wūden
Jn plut ligē hapt los.
awe wez Etzil v'los
an im d' grossen ere!
Ez gewint nim' merę
Dehein kung al solhe not.
an den Blodeleines tot
D' wirt do gedachte:
Er schuf das man in prachte,
Da disew zwei da lagē.
Die leut iame's pflagen.
waz sol man mer da vō sagē,
Si wurdē beserct vñ pegubē
an dē selbē stunden,
Die gest vñ die kunden,
Die da gelegē warē tot.
d' kug het iam' vñ not.
Also het auch hr' dietreich
vmb sein reckē lobleich.
Erlart was d' palas,
d' e so vol d' seigē waz.
Do kund niemē trosten
Die pesten noch die posten.
was noch iemē hat gekleit,
Od' vō klag h' gesait,
Od' noch klagen kund,
D' klag vrgrund,
waz allez auf ein and' komē.
Do het h'r Dietreich v'nomē
D' schonē heratē mūt:
wie vil im leides wart kund,
Doch erparmt in ir lait.
Si vñ and' maig meid
musten tun das er gepot:
Ein teil schied er si vō not,
Er pat si leittē vō dan.
wie grozz vnmuz do gewan
hr' Dietreich vñ hiltprāt.
Si hiezzē serken sazehant,
Die drei kug reich.
Got lon Dietreich,
Daz er die trewe ie gewan,
Daz mā si sunderte dan,
Die edeln vnd die reichen.
Das tet man pilleichen.
Er kug gie so zehant
Da er sein weib ligen vat.
vñ sein kint an de' re.
vō iam' wart im also we
Daz er viel in vnmach.
Jn het d' iam' darzw pracht
Das im ze d' stund
aus oren vñ aus mund
Begund prestē daz plut.
So ser klagt d' helt gut
Das es ein michl wund' waz
Das er d' klag ie genas.
Do waz wereittet ein sarch,
d' waz weit vñ starch,

Digitized by Google

Da man si in legē solt;
Ein pfelle vō gold,
Tewr vnde reich,
Geworcht spachleich,
v're prach aus heidē lant,
Da man si pedew Jnn vāt,
Paidew kint vnd weib.
alsuz bestatte mā ir leib
Nach kugleichē erē.
Sam tet mā plodlein dē hrn̄.
Die da furstē hiessen,
Nicht lang' si da liessen.
Si prachten si zer erd.
Die kug wurden werd
Bestatt in mangē sarch.
hagē d' starkch
vn̄ sein geselle volker
vnd dancwart d' recke h'
Die wurden do alle drei
Gelait ir h'ren̄ nahē pei.
Hawart d' starkch,
D' kung vō Tenmarkch,
Jrinc vn̄ Jremfrid,
Die drei wurdē auch damit
Bestattet herleichen.
Die dar aus and'n reichen
zer hohzeit warn̄ komen,
d' wart auch da war genom̄
mit Gotlichē dingen.
man eilte si alle pringen,
Die kunden vnd die geste,
zerlangen pett reste.
man kundez nicht v'enden,
wolt mā die ellendē
also besund' han begraben:
Si musten ein grab haben,
wan mans nicht v'endē kund.
Der kund schuef so zestund
Das die lantleute do
Griffen alle samt zw
vnd grubn ein grub seit,
Sibē sperschaft weit
vnd also tieff in die erde.
Jch wan daz nim' werde
Lawt mit dem iam' pegrabē.
Die knech wurden auf erhabē
Daz gesind vō dē rein.
die Gunth' vn̄ die sein
mit in prachtē in das lant,
Zehē tausēt mā do vant.
An den sich erst hub die not.
Den lewten iam' daz gepot,
Durch ir ellend
Ob in si wunden ir hent.
Do sp"ch maist' hiltprāt:
wer sol in burgudlant.
Dirre mar pot besen,
Seit ir nieme ist genesen,
D' ritt' noch d' knecht.
Der kug sol vō recht
Sein selbes potē vb' rein
Senden, das si swamelein,
Sprach d' kung alzehant,
Dem sint die weg wol bekāt.
Darzw schuf man mit im XIJ hie,
vnd potē Rudge's die
Furē auch mit im dan.
Dar zw die zwelf man
Die da soltē an dē rein.
mit den gie do swamelein
Fur etzeln den kūg stan.
Er sp"ch ir sult dez nicht ēlan,
Jr sagt bescheidenleichen
prunhilt d' reichen,
wie es alles sei ergāngē
vnd wie mir sei beuāgen
mein lant mit grossem ser,
vnd das nie geste mer
Getaten ir wirt so leid
Des si doch paid
Nicht engeltē, sp"ch d' gute,
prunhilt vnd vte.
Er sprach: ir sult si nit v'dagē.
Jr sult in mein vnschuld sagē
Vn̄ dē pesten pei dē rein,
Daz ich noch die mein
Nie v'dientē solhe not;
wann ich ez in gutleich erpot,
vnd tet vil willikleichen daz:
Darub erzeigtē si mir has.

Digitized by Google

Do sprach d' fidelläre:
So recht vnberdew mar
Gefurt ich noch nie mer.
D' welt freud vnd er
Dew ist nu gar v'swunden.
Die ie mit eren kunden
wol leben vn schon,
Die dicke vnd' kron
mit freudē sein gagen,
von den wirt enpfangen
So swind disew potschaft,
Daz ich in mein' sinne kraft
han michl sorg darzw
wie ich den marē so getu
Das ich mug den leib pebarē.
d' kung sp"ch: ir sult varen
mit den vō Beclaren.
Berait si da waren.
Do sp"ch d' her'e Dietreich:
mar als vnfrewntleich
dew mus ich leid' sendē.
Awe mocht ichs erwēden
mit mein selbes leib
Das ich dem edeln weib
Jr herzenleid enpietē sol!
Da mit wirt mir nim' wol.
Sagt niemē rudge's tot!
Ez wirt doch ein lang w'ede not,
wen ez in recht wirt gesait:
So mussen si mit arbeit
Darnach wainē māgē tag.
Die mein ie gutleichē pflag,
D' sult ir sagē dē dienst mein,
vnd das ich imm' welle sein
wie mir gepeut Gotlint
vn auch dez marg"uen kint,
Jch welle si sehē in kurzē tagē.
Jn ir herzen was bigraben
Den poten māg swar.
Do lie d' Bernar
mit māgē herzēleidē
Die potē vō im scheiden.
Auf pei Tunawe
het Gotlint dew frawe
Die straffe lang wol bikant.
Die potē surē in ir lant,
Da si da vo' vil dick ir mā
Sach froleichē reitē dan.
die knappen warē in den seitē,
So si ze beclaren ritē,
Das si furn alle
mit frolichē schalle.
Dem was es nu vil vngeleich.
Si warē alle sorgē reich.
Do sp"ch de rudg'es kint:
vil liebe mut' Gotlint.
das ist doch seltē geschehē.
Jch han vil lutzil gesehen
her pei in einen zeiten
meines vat' potē reitē,
Sine warn wolgemut.
war et dew hohzeit gut
Gebesen mein' frawen,
Des mag ich vbl trawen.
Die magt do wainē bigan.
Do sach si ir mut' an
vnd wainten do paid.
Jch wan si ir laid
Er māt do ir hertze,
Jn nahet grosser smerze.
DEw marg"uin reich
sprach do iam'leich:
awe ich vil armes weib,
Das ich ie gewan den leib!
wes ich nu v'lorē han,
Der frewden d' ich het wā,
Jr poten, durch ir trewe
lat mich nicht in d' rewe,
Jch enweiz vō schuldē vb baz.
Sagt mir peschеidēleich daz,
wo schiedet ir vō meinē ma?
Do must dew lug ein end ha.
Do sprach d' fidellar,
Swamlein d' mar:
Fraw wir wolten euch v'dagē
Das wir ew doch mussen sagē,
wan ma ez nicht v'heln kund.
Jr gesecht ze diser stund
Den margrafen rudger
leid' lebenden nim' mer.

Digitized by Google

Do erſrey dew mut' uñ di meit.
wart ie nach frewt mer gekleit,
Daz iſt mir vil vnbekant.
was mān pei in leut vant,
Od' ſeit kom zw dem ſchalle,
Die wuſten mit in alle.
Als zē hunē vb d' helt tot
wart nie groſſer e die not.
vō dem iam' alſo veſten
d' margrafinn preſten
Begund vō mūd daz plut,
vnd ir lieben tocht' gut.
von den and'n mā ſi trug.
Do warñ nothaft genug
paide margrafinn.
Si lagen in vnſinn:
man hort vnrech leut
Si haben nach ir treut
Gotlint die reichen.
vil erparmikleichen
Sp"ch do ir tocht' paid':
Ach vnd leid'
wirt meigd nim' m'.
wo wil nu mein frawe er
weleiben in dem reich,
Seid alſo iam'leich
Die ere tragēdē ſind gelegē!
wer ſol ſi danne wid' wegē,
weñ ir geſiget die kraft!
dez het gar die maiſt'ſchaft'
mein lieb' vat' rudg'.
Frawe ere die wirt nim' m'
mit ſolhem wunſch getragē
Als er ſi trug pei ſeinē tagē.
Der tot d' hat die vnzucht,
Daz er niemē kein flucht
Ze ſeinē frewndē habē lat,
wen ez an die red gat,
Das er entweiche gern.
Ja het d' vō Bern
wol er nert dē vat' mein,
mocht iemē dē tod wid' ſein.
Je red lazzē wir nu ſein.
do die poten vb' rein
hintz wornis warē komen,
do wart in vaſt wargenoēn.
Ein teil man ſi becand
wie ir gewand.
Daz waz ſpach geſniten
Nach den huniſchen ſiten.
man ſait zehof mar,
das da komē war
d' furſtē wappen vñ ir markch.
do wart dew fragk alſo ſtarc
vō prunhilt d' reichen,
Si ſprach vil mīnikleichen:
w' mir die mar recht ſait,
dem ist mein miet vil pereit,
wa die potē haben lazzen
Jr herrē auf d' ſtraſſen.
als das geſchehē was,
Fur d' kungiñ palas
die potē warñ komē wid'.
Das geſind gachte ſid'
durch fragen d' mar,
wo d' kug war,
Gunth' d' reich.
Ein teil blucleich
antwurt d' fidellar:
Ja ſol ich zw d' mar
Sund'leichē nicht ſagē;
Jch ſol ſi pilleich v'dagen.
Nun da ich ſi ſagē ſol.
Pringet mich, ſo tut ir wol,
Da ich ſi ſol vō recht ſagē:
Da wil ich ir nit v'dagē.
Do gieng ein gunthe's mā
fur die kunginn ſam
vnd fraget ſi d' mar,
ob ir das lieb war,
das die poten fur ſi giengē:
Die wir da e enpfiengen,
der iſt vns ein' nit bekant.
Jdoch pringēt ſi in das lant
vnſer herrē ſarwat.
Swamellein da pei in ſtat,
Der etzeln ſpilman.
Si ſprach: nu heiſt ſi her gan.
Swamellein d' gut
Ein teil in ſwarē mut

Digitized by Google

mit den reis gesellen sein,
Si giengen fur die kungein.
do sis fur si komē sach,
Dew frawe gutleichē spᵘch:
Jr h'ren, nu seit willikomē.
Jch het g'n vō ew v'nomē,
wo habt ir lassen meinē mā.
wie wol ich ew d' miet gan,
die ich darūb gebē sol.
mein herzze das ist sorgē vol.
Do spᵘch d' fidellar:
Erlaubet mir dew mar,
kunginn reiche,
So sag ich baltleiche,
was mir d' mar ist bekāt.
Jch ding an ewch lie zehāt,
Das es mir ane schadē sei.
Si spᵘch: du solt wesē frei,
Daz dir hie iemē icht tu.
da hat auch niemē recht zw,
Daz er tu podē icht leid.
Si spᵘch: mein augē weidt
Jch wan wol si mir enpfarē.
Si kund dez nicht pebarē,
Sine weinte e d' mar.
Do spᵘch d' fidellar.
Jv enpeutet lieb vñ gut
d' kung vñ senftē mut
aus hunischem reich.
vō dem herren Dietreich
Jst ew auch dienst h'bikoēn.
wir habē daz vil wol v'noēn,
Das in allez ewr leid
Jst sorg vñ auch arbeit.
h'r Dietreich pitte dez kūges ma,
Die icht trewe kundē han,
Das si euch vñ ewr kindelein
Jn beuolhen lassen sein.
wan ewr mā d' ist tot.
Geselh' vñ g'not
mugē hie nicht kron tragen.
si sint alle drei erslagē.
hagē vnd volker
vñ dancwart, die degen her,
Die sint mit in bestandē

Jn hunischē landē.
da si mit freudē wādē wesen,
Jn ist ein' nicht genesen.
Jr gesindez vb'al
Sich hub d' aller meist schal,
d' zen hunen ie geschach.
So gahes vō herzē nie gebrach
plut aus aimē mūd,
als ir da ze stund
Tet vō grossem leid
Die margᵘsinn paid,
Die datze Beclaren
auch mit klag waren.
Die klagtē nie so sere,
Prunhilt die klagt mere,
mit grossen vnmassen.
Dew frag was nu lazzē,
Daz zw dē potē niemē sprach.
Swamel ande's nit ensach,
wan windē mit dē handē,
Jr iam' vnd ir anden
klagtēs all gemein.
Ja Was Es nicht ein
Dez kung Gunthe's weib,
Ez waren mā vnd weib.
Der klagend was noch mer.
Vte dew vil her
ze lorch in ir haus was,
Da si veinet vñ las
an ir saltir die tagzeit
Jn eim mūst', das waz beit,
Dez si vō erst da bigan.
do si dez kund da gewan,
was ze bornis waz gesait,
vō sorgen wart ir bereit
Do vil angstleich' mut.
Dew mar warn ir nit gut
vo ir lieben kinden.
Nie frawē wuf so swīden
het mā so klagleich v'noēn.
Gahes wolt si do komē.
wie so das geschach,
Daz si Brunhildē sach.
Schier pracht mā si dar.
do was in wag vñ in var

Digitized by Google

Daz volk mit lautem ruffe.
Jr vnd d' and'n wuffe
Dew kund nicht geleichē.
Die armē vñ die reichē
Frieſſen auch die mar,
waz dew red war.
Do kom al dar dew lātſchaft,
d' guten held ein michl kraft,
der drier edeln kung man.
der weiſe ez ſenftē bigan,
Der tumbe machet ez mer.
Do waz dez landez er
pei ſtulen nid'geſeſſen;
Da vō was vnu'geſſen,
Daz ſi da klagē ſolten.
Die peſtē dienē wolten
v'gezzē nicht ir trewe.
Si ſenften vil ir rewe
Brunhilt d' reichē
Hart frewntleichē.
Des kunges ſchenken Sindolt
Der dient dicke getrewn ſolt
als auch da vō im geſchach.
zw d' kungin er ſprach:
Frawe, mazzet euch d' klagē.
Jane kan niemē ētſagen
wol dem andern' dē tot.
war nu imm' diſew not,
Si burdē doch nit behaft.
d' klag vil vngefügew kraft
dew muz doch ein end han,
Jr ſeit ſo eine nicht beſtan,
Jr mugt noch wol kron t"gē.
Frawe, ez ſol in kurzē tagē
Ew' ſun pei ew gekront ſei.
So ergetzet ewch daz kidelin
vnd vns d' groſſen leid.
vil lieb augē weit
mugt ir noch hie finden.
Ew vnd ewren kinden
Dienē wir als vorchtleichē,
als Gunthern dem reichē.
Doch het ſi ſchadē vñ not.
Si klagt hinz an iren tot.
Vte dew vil reiche
Nach dē recken iam'leiche,
nach ir vil lieben kinden
Niemē mocht erfinden,
Daz ſi ergetzen kūd ir klag.
Darnach an dē ſibēdē tag
vō leid lag dew frawe tot.
Dew kungin vō d'ſelbē not
vil hart kum genas.
Jn vnſnine ſi lang baz
vnz man mit waſſer ſi pegos.
Dez volkes klag waz ſo gros
Jn allen dem land.
d' kriemhilt ant
was errochen ſer.
Brūhilt dew her
do ſi ſprechen wigan,
Do gedacht ſi daran,
wie wol ſi ez erholt
Das leit das iſt dolt.
waz kriemhilt icht leid e,
Jr tet ditze leit nu als we.
dew frawe iam'leichen ſprach:
Awe das ich ie geſach
d' edeln kriemhilt leib.
do daz er gernde weib
mit red erzurnt mir dē mut,
d' v'loz d' helt gut
das leben, Siſrid, ir man.
Da von ich nu den ſchadē han.
Daz ir ir fraud wart benomen
Daz iſt mir nu her heim komē.
WEr kund fraud da gehabē.
dew edl vt wart begrabē
ze lorch pei ir abtey.
Jr pracht daz leitt ir hertz enzwei,
Dew e vo' heldē krō trug:
do was laide genug
pedew magtden vñ weibē.
do waz den ſchonē liben.
vō zahern nas ir gebant.
alles Gunthe's lant
mit iam' waz befangen.
Do kom zehof gegagen
Die hohſten vnd die peſten.
was ſi gutes weſten

Digitized by Google

D' frawē vñ ir kint,
Das riet in daz geſind
vnd troſten die kungin.
auch woltn ſi nicht vnd' in
Lang ane vogt biſtan.
Daz volkch do raten bigan,
man machet ze ritt' daz kint.
Da vō muſt erleſchē ſint
Einē teil ir vngefugen klag:
wir wellen, de er kron trag,
Das wir icht ane kūg ſein.
Do hieſſen ſi das kindelein
wol wereittē dar zw.
D' kron ingefindes do
wol hundert knappē mā do vant,
Den man des tages ſwert vñ bant.
Dar we auch Rumolt nu komē,
D' het dew mar v'nomen,
Da heim in ſeiñ land.
mit trewē was im and
Das ſein vil lieb' herre
mit ſchaden alſo ferre
waz auz ſeiñ rata komē.
wir haben dicke v'nomē
Daz er in holt war.
Die ſtoltzē held mar.
Die klagt er ſeneleich.
Er ſpr"ch: h're got d' reich
Daz ich ie wart geporn!
mein herrē han ich v'lorn
Nun vō hagn vb' mut,
Dew dicke groſſen ſchadē tut.
Do ir kriemhilt nā ir man
vnd ir ir gut angeban
In groſſen vntrewē,
Ich ſach an ir rewen,
wie ſis an getruge,
Daz man ſi drum erſluge,
wann ez halt geſchach,
Hagē ir mag ſmach
Zw ir ſchaden ane ſchult pot
Zw allē zeitñ ane not;
Dez er nicht tun ſolt,
ob man ez merken wolt:
wan ez was im gar ze uil;

Daz ub ich ir ez nit wiſſen wil.
waz het Sifrid, ir man,
Jm ze leid getan?
d' ward ane ſchuld ermort,
Das han ich fid' wol gehort.
was mag nu helffen alle klag!
Nu ſchaffet et, daz kron trag
vnſer h're d' iūg.
Jr gemeinew zwng
Gab geleich den rat.
niemē vns geſaget hat,
dez wir noch v'nomē habē,
Daz ſo herleich wurd erhabē,
Jn alſo kurzē tagen
So wir die leut horn ſagē
Ein alſo groſſe hochzeit.
Worniz dew ſtat weit
wart gar vol d' geſte.
Ja hetē ſi daz peſte
mit groſſen trewē getā.
do ſach mā vnd' kron ſtā
den iūgen kunc reich.
Si enpfiengē gemaikleich
Groſz lehen vō dem kind.
d' hof vnd daz geſind
warē ze fraudē wid' koen.
Do het auch Swamlein genōen
vrlop vnd fur zehant,
Do er den kūg etziln vāt.
DEm ſagt er dew mar.
do enwolt d' Bernar
da nicht lang' biſtan,
Er vnd hiltprant ſein mā.
ze hant er vrlop do nam.
den heldē da nicht ande's zā,
wann nū wainē vnd klagē.
Daz mag man leich geſagē.
Do ſi Vrlaub genomē
E ſi aus dem hof komē.
Der kung fiel nid' fur tot.
Der iam' gab im ſolch not
Das er d' witze nicht pehielt
vnd ſo krancker ſinne wielt,
Daz er vnu'ſunnē lag.
lebt er ſeit deheinē tag,

Digitized by Google

Dez het er vil kleinē frumē.
Jm was in ſein hertze komē
Dew rew alſo māigfalt,
Das in das leit mit gewalt
lie nim̄' m' geſprechē wort;
Er was weder hie noch dort,
Er was tot noch lebte,
Jn einē twalem er ſwebte
Darnach ich enweiz wie māgē tag.
wie grozz' h'ſcheft er ee pflag.
Darzw waz er nu gedigen,
Das ſi in ein lieſſen ligē
vnd niemē auf in acht.
wie er ez ſeit bedacht,
Dez kan ich ew nicht geſagē,
wan daz er leid muſt tragē.
Von paſſaw piſcholf pilgrin
ze lieb d' nefen ſein
hiezz ez ſchreibē dew mar,
wie er gangē war,
9a. Jn lateiniſchē puchſtaben,
Daz mā fur war ſolt ſagē,
wer ez darnach erſund.
vō d' all' erſtē ſtund,
wie ez ſich hub vñ bigā,
vnd wie ez ende geban
vmb d' gutē kriſtē not,
vnd wie ſi alle lagē tot,
Daz hieſz er allez ſchreibē,
Er lie ſein nicht pleiben,
wan im ſait d' fidellar
dew kuntleichen mar,
wie ez ergie vñ geſchach,
wann er ez hort vñ ſach,
Er vñ maig and' man.
Daz mar pruefen do bigan
Sein ſchreib' maiſt' kunrat.
Getichtet mā ez ſid' hat
Dicke in tautſch' zungē.
Die altē mit dē iūgē
Erkenet wol daz mar.
vō ir freud vnd vō ir ſwar.
Fur war ich ew nich m' nu ſag.
Dietze liet heiſt dew klag.

Digitized by Google

XI.

Bibliographie.

Die folgende Zusammenstellung bildet eine Fortsetzung der in Teutonia 7I und 7II gebotenen Sammlung, doch sind diesmal Ausgaben, Uebersetzungen ins Hochdeutsche und Bearbeitungen aller Art nicht mehr aufgenommen worden, da ihre Massenhaftigkeit in neuerer Zeit das für die Wissenschaft allein in Betracht kommende Material nachgerade zu überwuchern droht. Wachsen doch Schul- und Teilausgaben und Bearbeitungen oft recht unverständiger Art neuerdings geradezu wie Pilze aus der Erde. Im übrigen sind Anordnung und Behandlung des Materials dieselben geblieben, das heißt, es sind zuerst die separat herausgekommenen Sachen, dann die in Zeitschriften enthaltenen, beide nach den Verfassernamen alphabetisch geordnet, und zum Schluß die Erscheinungen des Auslandes gebracht worden. Vollständigkeit innerhalb des gezogenen Rahmens wurde angestrebt, etwa Fehlendes soll gelegentlich nachgetragen werden. Die Quellen sind dieselben geblieben. Für die Folge verspricht das Philologenlexikon von August Hettler in Halle (Saale) eine nicht unwesentliche Fundgrube zu werden, wenn es zustande kommt, was unter den einstweilen obwaltenden Umständen freilich mehr als fraglich ist.

Ein Autoren-Register sowie ein Zeitschriften-Register sind auch für das diesmal Gebotene beigefügt.

Digitized by Google

1839.

241a. **Spaun, Anton Ritter von.** — Mutmaßungen über Heinrich von Ofterdingen und sein Geschlecht. In Museal-Blatt, Linz 1839, Nr. 3—6.

1842.

271a. **Spaun, Anton Ritter von.** — Der gegenwärtige Stand der Forschungen über die Heimat und den Dichter des Nibelungenliedes. In Wiener Zeitung vom 7. und 8 Juni 1842. (Auch separat, Wien 1842, 8°.)

1852.

348a. **Grimm, Wilhelm.** — Zur Geschichte des Reims. (Gelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften am 7. März 1850.) In Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse) 1852, S. 521—713. (Auch einzeln: Göttingen bei Dieterich, 4°, 193 S.) Wiederholt in Kl. Schr. 4, S. 125—336.

1855.

392a. **Scheffel, Joseph Viktor.** — Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1855. Meidinger. 8°.

Nur Anmerkung 281, wo sich Scheffel gegen die „Hirngespinste" der Philologen wendet und für Holtzmann eintritt, kommt in Betracht.

1862.

474a. **Roquette, Otto.** — Das Nibelungenlied und die Klage. In Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit. Stuttgart 1862, 8°, S. 74—112.

1874.

682a. **Wesendonck, Mathilde.** — Der Baldermythus. Dresden 1874. 8°.

1878.

793a. **von Muth, Richard.** — Zur Klage. Varianten aus Hs. A. In Zeitschrift für deutsches Altertum 22, S. 75—77.

793b. **Zarncke, Friedrich.** — Zur Collation der Hs. A der Klage. In Zeitschrift für deutsches Altertum 22, S. 316—19.

Gegen von Muth.

1880.

840a. **Sachs, Hans.** — Der hürnen Seufried. Tragödie in sieben Akten. Zum ersten Male nach der Handschrift des Dichters herausgegeben von Edmund Goetze. Halle 1880, Max Niemeyer. 8°. VIII und 42 S. (Neudrucke

Digitized by Google

deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, hrsg. von Wilhelm Braune, 29.)

1889.

1005a. **Pfaff, Dr. Fridrich.** — Der von Kürenberc. In Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts- und Altertumskunde von Freiburg. Freiburg im Breisgau 1889. 8°. 8. Band, S. 107—128.

Ueber Strnadt.

1005b. **Golther, Wolfgang.** — Das Lied vom Hürnen Seyfrid nach der Druckredaktion des 16. Jahrhunderts. Mit einem Anhange: Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried nach der ältesten Ausgabe (1726). Halle a. S. 1889, Max Niemeyer. 8°. XXXVI und 95 S. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunders, hrsg. von Wilhelm Braune, Nr. 81 und 82.)

1890.

1028a. **Hildebrand, Rudolf.** — Beiträge zur Sittengeschichte des Mittelalters, aus der Sprache genommen. (Nach einem Vortrage, gehalten auf der Philologenversammlung zu Hannover im Jahre 1864.) In Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht. Leipzig 1890. 8°. S. 40—64.

1. geselle. 2. der beste. 3. helfen. 4. dringen.

1891.

1033a. **Commenda, Hans.** — Materialien zur landeskundlichen Bibliographie Oberösterreichs. Linz 1891.

Besonders S. 445 f.

1894.

1076a. **Friedensburg, F.** — Die Entstehung der Nibelungensage. In Monatsschrift für deutsche Beamte, 18. Jahrg. (Berlin 1894), S. 83—92.

1079a. **Schmidt, A.** — Nibelungensage und Nibelungen-Dichtungen. In Preußische Jahrbücher Band 78, S. 68—91.

1079b. **Wunderlich, Hermann.** — Hans Sachs und das Nibelungendrama. In Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierhundertsten Geburtstagsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg 1894, S. 253—62.

1896.

1103a. **Bernhofer, Ignaz.** — Ueber den Gebrauch des Genetivs im Nibelungenliede. Programm Mährisch-Weißkirchen 1896.

Digitized by Google

1107a. **Reinicke, M.** — Eckewart und Kriemhild. In Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung vom 18. Juli 1896.

1897.

1123. Aus der Nibelunge Nôt.

Das Werk besteht aus vier Schrifttafeln und vier Deckblättern dazu mit Reproduktionen von Gemälden in Schwarzdruck, einem einseitig bedruckten Blatt Introduction (englisch geschrieben, in der „deutschen" Schweiz!!!) und dem Umschlage mit obigem Titel. Nur zwei Schrifttafeln sind aus dem Nibelungenliede, die anderen sind aus dem Willehalm. Textkritisch wertlos, geben sie immerhin eine leidliche Vorstellung von der Farbenpracht des Originals. Die erste Tafel aus dem N.-L., die erste Seite der Hs. wiedergebend, auch, wenn auch ohne die Farben, bei Laistner.

1898.

1153a. **Brunner, K.** — Die Kürnberger-Forschung. In Alemannia 26, S. 1 ff.

1899.

1178a. **Polack, F.** — Deutsches Zeit- und Sittenbild nach dem Nibelungenlied. In Pädagogische Brosamen II, S. 349ff.

1180a. **Zallinger.** — Die Rechtsgeschichte des Ritterstandes und das Nibelungenlied. In Jahrbuch der Leogesellschaft, Wien 1899.

1901.

1201a. **Quast, L.** — Die Nibelungenfresken am Marmorpalais bei Potsdam. Potsdam 1901, Riegel. 8°. 32 S.

1904.

1253a. **Sturm, August.** — Siegfrieds Tod. Dramatische Skizze in einem Akt. Naumburg a. S. 1904, Albin Schirmer. 16 S.

1906.

1286a. **Karpeles, Gustav.** — Das österreichische Nibelungenlied. In Die Zeit, Wien 1894, XI, S. 169ff.

1908.

1315a. **Brettschneider, Hans.** — Die Kürnbergliteratur. Eine kritische Musterung. Würzburger Dissertation 1908. Crossen a. O., Zeidler. 8°. 81 S.

1318a. **Wallner, Anton.** — Kürnbergs Falkenlied. In Zeitschrift für deutsches Altertum 50, S. 206—18.

1909.

1324. **Kampf, Dr. H[einrich].** — Unser Nibelungenlied.

Besprochen von W. Golther in Lit. Centralblatt 1, 148. Warnt vor den sagengeschichtlichen und mythologischen Teilen der Einleitung.

Digitized by Google

1333. **Wacker,** Sem.-Direktor **Dr. K.** — Nibelungenlied und Gudrun. Nach neuhochdeutschen Uebersetzungen im Auszug für höhere Mädchenschulen bearbeitet. 5. Auflage. Münster 1909, H. Schöningh. 8°. VIII u. 119 S. (Deutscher Lesestoff für höhere Mädchenschulen, 2. Bd. Alt- und mittelhochdeutsche Dichtungen. A.)

1334. **Uhland.** — Das Nibelungenlied. Bericht von Ludwig Uhland und 6 Abenteuer, übersetzt von K. Simrock. Verlag der Jugendblätter (C. Schnell), München. kl. 8°. 80 S. (Quellen. Herausgegeben von Heinrich Wolgast.)

1335. **Beneke, A.** — Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Walde. Leipzig-Gohlis (Volger) 8°. 118 S.

1336. **Boer, R. C.** — Untersuchungen über den Ursprung und die Entwickelung der Nibelungensage. 3. Band. Halle, Waisenhaus.

Vergl. Museum 16, 551 (C. C. Uhlenbeck). Literaturblatt 30, 97 f. (W. Golther).

1337. **Golther, Prof. Dr. Wolfgang.** — Religion und Mythus der Germanen. Leipzig 1909, Verlag Deutsche Zukunft.

1338. **Wolfart, Dr. K.** — Geschichte der Stadt Lindau im Bodensee. Lindau 1909. 2 Bände in 3 Teilen. 8°.

Darin Band 2 S. 377 f. vollständiger Abdruck von Obereits Brief an Bodmer. Ein Bild Obereits ebenda S. 192.

1339. **Bohn, Fr.** — Das Nibelungenlied in Richard Wagners Ringdichtung. In Bayreuther Blätter, Heft 1—3.

1340. **Boer, R. C.** — Attilas Tod in deutscher Ueberlieferung und die Hvenische Chronik. In Paul und Braune, Beiträge XXXIV, S. 195—266.

1341. **Bugge, Sophus.** — Die Heimat der altnordischen Lieder von den Welsungen und den Nibelungen. In Paul und Braune, Beiträge 35, S. 240—271 und 465—493.

1. Berührungen zwischen den Eddaliedern und der ags. Dichtung S. 240. — 2. Gunnarr S. 253. — 3. Mundo und Sigmund S. 262. — 4. Wolfdietrich-Theoderik S. 267. — 5. Hjordis und Alfr. S. 270. — 6. Sigurd, Isung, Belisar S. 465. — 7. Krimhilt-Grimhilt S. 485. — 8. Sinfiotle und Herkules S. 490.

1342. **Corves, Carl.** — Studien über die Nibelungenhandschrift A. In Zeitschrift für deutsche Philologie 41, S. 271—319; 437—470.

Einleitung. Geschichte der Forschung. 1. Von Bodmer bis auf Lachmann S. 271. — 2. Von Holtzmann bis auf Bartsch S. 275. — Die neuere Forschung S. 278. — Kapitel I. Ueber die Sprachform des Nibelungenliedes und der Hs. A. 1. Zur Sprache des Nibelungenliedes S. 280. — 2. Vorlage und Schreiber der Hs. A. S. 284. — 3. Zur Ortographie der Vorlage S. 288. — 4. Orthographie und Sprache der Hs. A. S. 437.

Digitized by Google

(Der erste Abschnitt S. 271—319, auch Kieler Dissertation, Stuttgart 1909, Kohlhammer. 8°. 49 S.). Siehe auch Nr. 1366.

1343. **Droege, K.** — Die Vorstufe unseres Nibelungenliedes. In Zeitschrift für deutsches Altertum 51 S. 177—215.

1344. **Heusler, Andreas.** — Geschichtliches und Mythisches in der germanischen Heldensage. In Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften 1909, S. 920–45. (Auch sep. Berlin 1909, G. Reimer. Lex. 8°.)

1345. **Neckel, G.** — Aus der nordischen Nibelungendichtung. In Germanisch-Romanische Monatsschrift I S. 349 bis 356 (Heft 6).

1346. **Plenio, Curt.** — Klage 1882a. In Zeitschrift für deutsches Altertum 33, S. 314.

Von Lachmann ausgelassenes Reimpaar

1347. **Roethe, Prof. Dr. Gustav.** — Nibelungias und Waltharius. In Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften 1909 S. 649—91. (Auch separat, Berlin 1909, G. Reimer, 8°.)

1348. **Roethe, Prof. Dr. Gustav.** — Zu Zs. 51, 208. In Zeitschrift für deutsches Altertum 51, S. 290—91.

Nachträgliches zu seinem Akademien-Vortrage über Waltharius und Nibelungias (gegen Droege).

1349. **Stricker, Eugen.** — Floovent und Nibelungensage. In Zeitschrift für deutsche Philologie 41 S. 31—58.

1350. **Vancsa, M.** — Neue Studien über das Nibelungenlied. In Monatsblatt des Vereins für Landeskunde in Niederösterreich, Wien 1909, Bd. VIII, S. 318.

1351. **Voretzsch, K.** — Zur Geschichte der Nibelungensage in Frankreich und Deutschland. In Zeitschrift für deutsches Altertum 51 S. 39—58.

1352. **Ernst, Paul.** — Brunhild. Trauerspiel in drei Aufzügen. Leipzig 1909, Insel-Verlag. 8°.

1353. **Firmery, J.** — La chanson des Nibelunge traduite du moyen-haut-allemand avec une introduction et des notes. Paris, Librairie A. Colin. 16°. 314p.

Vgl. La cultura 28, 19 (L. Mis).

1910.

1354. **Bernhöft, Elisabeth.** — Das Lied vom hörnernen Siegfried, Vorgeschichte der Druckredaktion. Rostocker Dissertation 1910. 8°. 128 S.

1355. **Boer, R. C.** — Die Sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern. (Germanistische Handbibliothek X.) Halle 1910, Waisenhaus. 8°. VIII u. 333 S.

Digitized by Google

1356. **Volkers, J.** — Zur Stilkritik der deutschen Volkssage. Dissertation. Kiel 1910.

1357. **Grohmann, A.** — Das Lied der Nibelungen. Linz 1910, Lehrerhausverlag für Oberösterreich. kl. 8°. 125 S.

1358. **Herrmann, P.** — Aufgaben aus dem Nibelungenlied. Leipzig 1910, E. Wartig. 8°. VIII u. 124 S.

1359. **Polak, Leon.** — Untersuchungen über die Siegfriedsagen. Dissertation. Berlin 1910. 8°. 146 S.

1360. **Stuhrmann, J.** — Die Idee und die Hauptcharaktere der Nibelungen. 3. Auflage. Paderborn 1910, F. Schöningh. 8°. 109 S.

1361. **Wolfram, E.** — Die germanischen Heldensagen als Entwickelungsgeschichte der Rasse. Leipzig 1910, L. Altmann. 8°. 248 S.

1362. **Beneke, A.** — Was verstand die Sage unter dem Drachen, den Siegfried erschlug? In Westfälisches Magazin 2, Dortmund 1910. 4°. S. 35—38 und S. 69—73.

1363. **Breslau, H.** — Volker der Spielmann. In Anzeiger für deutsches Altertum 34, S. 120—22.

1364. **Collijn, Isak.** — Neue Bruchstücke der Nibelungenhandschrift L. Mit sechs Faksimiles. In Skrifter utgifna af K. Humanistika Vetenskap-Samfundet i Uppsala XIII, 3. Uppsala und Leipzig 1910. 8°. 13 S.

1365. **Braune, Wilhelm.** — Ueber neue Nibelungenfragmente. In Paul und Braune, Beiträge 36, S. 540—551.

Ueber Handschrift L und X.

1366. **Corves, Carl.** — Studien über die Nibelungenhandschrift A. In Zeitschrift für deutsche Philologie 42, S. 61—97.

Kapitel II. Beiträge zur textkritischen Beurteilung der Hs. A. 1. Das Verhältnis der Schreiber zu dem Strophenbestande der Vorlage S. 61. — Die Schreiber und die Lesarten S. 75. — Siehe auch Nr. 1542.

1367. **Droege, Karl.** — Nibelungenlied und Waltharius. In Zeitschrift für deutsches Altertum 52, S. 193—231.

1368. **Freybe, G.** — Unser Nibelungenlied und Christentum. In Deutsches Christentum. Gießen 1910, Töpelmann, S. 95—102.

1369. **Golther, Wolfgang.** — Zum Nibelungenlied. In Das literarische Echo XII, 18 (Berlin 1910), S. 1307.

1370. **Heusler, Andreas.** — Heldennamen in mehrfacher Lautgestalt. In Zeitschrift für deutsches Altertum 52, S. 97—107.

Digitized by Google

1371. **Kluckholm, Paul.** — Ministerialität und Ritterdichtung. In Zeitschrift für deutsches Altertum 52, S. 135—68.

I. Dienestmann und eigne in der höfischen Dichtung, besonders im Minnesang S. 134—49. II. Der Stand der einzelnen südostdeutschen Dichter der höfischen Zeit. 1, Die lyrischen Dichter S. 149—60. 2, Die epischen Dichter S. 161—68. (Nibelungen S. 165 ff.)

1372. **Nöthe, Prof. Dr. H.** — Arminius-Siegfried. In Sonntagsbeilage Nr. 13 zur Vossischen Zeitung Nr. 145, Berlin, 27. März 1910.

Einleitung. — I. Geschichte der Dichtung. — II. Identität der Namen Arminius und Siegfried. — III. Varus' Niederlage und der Drachenkampf. — IV. Hilde. — V. Hagen. — VI. Die Blutrache.

1373. **Pestalozzi, Rudolf.** — Siegmunds Schwert. In Zeitschrift für deutsches Altertum 52, S. 259—69.

1374. **Löhnert, Fritz.** — Siegfried. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden 1910, Pierson.

1911.

1375. **Golther, Wolfgang.** — Zur deutschen Sage und Dichtung. Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1911, Xenien-Verlag. 8°. V u. 327 S.

1376. **Helbing,** Mädchengymnasial-Professor **Dr. Robert.** — Das Nibelungenlied. Würzburg 1911, F. X. Bucher. 8°. 92 S. (E. Walther's Erläuterungen zu den Klassikern mit Dispositionen zu Aufsätzen, 15. Bdchn.)

1377. **Körner, Joseph.** — Nibelungenforschung der Romantik. Leipzig 1911. 8°. X u. 274 S.

Vgl. Literaturblatt 62, S. 456 (W. Golther). Das Buch ist anregend geschrieben, in seinem ersten Abschnitt aber nicht zuverlässig.

1378. **Linz, K.** — Das Präpositionalattribut des Substantivums in ahd. und mhd. Bonner Dissertation 1911.

Für das mhd. werden Iwein, Gregor, armer Heinrich, Parzival, Gottfrieds Tristan, Konrad von Würzburg Engelhard, Berthold von Regensburg, das Nibelungenlied herangezogen.

1379. **Staude, Richard,** und **A. Göpfert.** — Präparationen zur deutschen Geschichte. 1. Teil. Thüringer Sagen und Nibelungensage. 2. umgearb. Auflage. Dresden-Blasewitz 1911, Bleyl & Kämmerer. gr. 8°. XVI u. 152 S.

1380. **Strobl, J.** — Die Entstehung der Gedichte von der Nibelunge Not und der Klage. Halle 1911, M. Niemeyer. gr. 8°. XI u. 115 S.

Vgl. Literaturblatt 62, S. 1516/17.

1380a. **Golther, Wolfgang.** — Das Lied vom Hürnen Seyfrid nach der Druckredaktion des 16. Jahrhunderts. Mit einem Anhange: Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried nach der ältesten Ausgabe (1726). Zweite Auflage. Halle a. S. 1911,

Digitized by Google

Max Niemeyer. 8°. LV und 99 S. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, hrsg. von Wilhelm Braune, Nr. 81 und 82.)

1381. **Brockstedt, G.** — Das französische Nibelungenlied. In Germanisch-Romanische Monatsschrift III, S. 305—9.

1382. **Loewer, C.** — Märchenparadigma zur ursprünglichen Nibelungensage. In Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen 1911, S. 76.

1383. **Morgan, B. Q.** — Rüedegêr. In Paul und Braune, Beiträge 37, S. 325—36.

Rüdeger eine mit dem spanischen Cid identische Sagengestalt.

1384. **Plenio, Kurt.** — Lachmanniana. In Zeitschrift für deutsches Altertum 53, S. 100—104.

Handschriftliche Zusätze Lachmanns zu seiner Habilitationsschrift von 1816. (Nach Prof. Uhl's Anregung; Königsberg, S.-S. 1909.)

1385. **Schneiderwirth, P. M.** — Fragmente des Nibelungenliedes aus Dülmen. In Zeitschrift für deutsches Altertum 52, S. 356—60.

1386. **Timmermann, F.** — Leinetal, die Heimat der Nibelungensage. In Niedersachsen. 16. Jahrg., Bremen 1911, S. 315 (L. Wilser), S. 368.

1387. **Vogt, Friedrich.** — Volksepos und Nibelungias. In Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XIII—XIV, S. 484—516.

1388. **Hibbard, Laura A.** — The Nibelungenlied and Sir Beves of Hampton. In Modern Language Notes 26 S. 159—60.

Nachweis einer Parallele zu Gunthers und Brunhilds Hochzeit.

1912.

1389. **Boer, R. C.** — Methodologische Bemerkungen über die Untersuchung der Heldensage. Eine Auseinandersetzung mit Andreas Heusler. Amsterdam 1912, Johannes Müller. 8°.

1390. **Brockstedt, Gustav.** — Von mittelhochdeutschen Volksepen französischen Ursprungs. Zweiter Teil: Nibelungenlied und Siegfriedslied. Kiel 1912, Cordes. 8°. 163 S.

1391. **Golther, Prof. Dr. Wolfgang.** — Das Nibelungenlied. Mit 23 Abbildungen, darunter 4 in farbiger Wiedergabe, nach Gemälden und Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld. Leipzig und Bielefeld. gr. 8°. 1 Bl. 34 S.

Populär geschriebene Einleitung in das Lied.

Digitized by Google

1392. **Helbing, Robert.** — Das Nibelungenlied. Würzburg, F. H. Bucher. (Prof. Walthers Erläuterungen zu den Klassikern Band 15.)

Für Schulzwecke.

1393. **Riesenfeld, Dr. Paul.** — Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur. Berlin 1912, Mayer & Müller. 8°. (Auch Breslauer Dissertation.)

1394. **Roemer, Erich.** — Waltharius und Nibelungenlied. Dissertation Münster 1912. 4°. 45 S.

1395. **van Poppel, G.** — Geographie der Nibelungen- und Dietrichsage. In Beilage zur Germania Nr. 45.

1395a. **Ritter, Albert.** — Das Nibelungenjahr. Kulturroman aus der Zeit der Hohenstaufen. Leipzig, Dieterich. 8°. 389 S.

1396. **van Poppel, G.** — De Sage van de Nibelungen. In Dietsche Warande en Belfort, Antwerpen 1912, I. Sem. S. 36—58. I. 111—37. 427—61. II. 131—61.

1397. **Fledelius, Chr.** — Nibelungekvadet i dansk oversættelse. Kjøbenhavn og Kristiania, Gyldendal. 8°. 296 S.

Vgl. Literaturblatt 1916, 47 (W. Golther).

1398. **Vignola, Bruno.** — Il poema dei Nibelungi: appunti di critica e di estetica. Verona, R. Cabianca. 8°. 114 S.

1399. **Way, Arthur S.** — The lay of the Nibelung Men, translated from the old german text. Cambridge 1911, University Press. 8°.

Vgl. Modern Language Review 7, 540—42 (F. E. Sandbach). Deutsche Literaturzeitung 33, 1652—54 (W. von Unwerth).

1913.

1399a. **von der Hellen, Ida.** — Der Charakter Hagens nach dem Nibelungenliede und den Nibelungen Hebbels. Ein Vergleich in drei Teilen. Progr. des Städt. Mädchenlyzeums in Brünn 1913.

1400. **Krause, Arthur.** — Die Litotes und ähnliche Figuren im Nibelungenliede. Berlin 1913, Ebering. 8°. 58 S. (Auch Würzburger Dissertation 1913.)

Als Resultat ergibt sich dem Autor, daß A und B sich nahestehen, während C in vielen Fällen die Litotes beseitigt und auch dadurch zeigt, daß es jünger ist. — Das Resultat war zu erwarten, der Schluß daraus ist, vom Standpunkt der Rhapsodie aus, verfehlt.

1401. **Lindemann, Theodor.** — Versuch einer Formenlehre des Hürnen Seyfrid. Mit den 24 Holzschnitten des neuentdeckten Straßburger Drucks von 1563 als Anhang. Halle 1913, Niemeyer. 8°. VIII und 82 S. 12 facs. Tafeln.

Digitized by Google

1402. **Polak, Léon.** — Untersuchungen über die Sage vom Burgundenuntergang. I. Die þidrekssage und das Nibelungenlied. In Zeitschrift für deutsches Altertum 54, S. 427—66. — Siehe auch Nr. 1429.

1403. **van Poppel, G.** — Die historischen und geographischen Grundlagen der Nibelungen-Sage. In Der Aar 3, 2 (Juni 1913), S. 309—17.

1404. **Schmidt, Hermann.** — Die Nibelungenhandschrift O. (Mit einer Texteinlage.) In Zeitschrift für deutsches Altertum 54, S. 88—98.

„O und d gehen auf eine gemeinsame verlorene Vorlage *Od zurück." Die Texteinlage will eine Vorstellung von dem verlorenen Blatt nach Größe und Anordnung geben und druckt den gegen von der Hagens Abdruck sehr vervollständigten Text neu ab. Vgl. auch Jahresbericht 1913, S. 127.

1405. **Schneider, Hermann.** — Studien zur Heldensage. In Zeitschrift für deutsches Altertum 54, S. 339—69.

1. Zur Sigmundsage, S. 559. — 2. Zur Ermanarichsage, S. 545. — 3. Zur Eckesage, S. 554. — 4. Zur Dietrichsage, S. 559.

1406. **Vogt, Friedrich.** — Zur Geschichte der Nibelungenklage. In Festschrift der Universität Marburg für die Philologenversammlung 1913. Marburg 1913, S. 137—67.

1407. **Walheim, Prof. Dr. Alfred.** — Zur Kenntnis des Nibelungenliedes im 17. Jahrhundert. In Zeitschrift für den deutschen Unterricht 27, S. 677—78.

1408. **Bruins, J. R.** — Herman en Siegfried. De Hildesheimer zilverschat en de sage der Nibelungen. In De Navorscher, Utrecht 1913, S. 241.

1409. **van Poppel, G.** — De Sage van de Nibelungen. In Dietsche Warande en Belfort. Antwerpen 1913, I, S. 340—57.

1914.

1410. **Fischer, Hermann.** — Ueber die Entstehung des Nibelungenliedes. München 1914, G. Franz. 8°. 32 S. (Sitzungsberichte der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften, Philos.-philolog. und hist. Klasse 7.)

1411. **Getzuhn, Kurt.** — Untersuchungen zum Sprachgebrauch und Wortschatz der Klage. Heidelberg 1914, Carl Winter. 8°. XXIII u. 171 S. (Germanistische Arbeiten, hrsg. von Georg Baesecke, 2.)

Die ersten 22 Seiten auch Königsberger Dissertation 1914.

1411a. **Friese, Hans.** — Thidrekssaga und Dietrichsepos. Berlin 1914, Mayer und Müller. 8°. VIII und 185 S. (Palaestra CXXVII.)

Vgl. Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1915, S. 75—77 (W. Golther).

Digitized by Google

1411b. **Haupt, Waldemar.** — Zur niederdeutschen Dietrichsage. Untersuchungen. Berlin 1914, Mayer und Müller. 8°. VIII und 294 S. (Palaestra CXXIX.)

Vgl. Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1917, S. 73—77 (W. Golther).

1412. **Holz, Georg,** Professor an der Universität Leipzig. — Der Sagenkreis der Nibelungen. 2. Auflage. Leipzig 1914, Quelle & Meyer. 8°. 4 Bl. 142 S. (Wissenschaft und Bildung 6.)

1413. **Patzig, H.** — Die Verbindung der Sigfrids- und der Burgundensage. Dortmund 1914, Ruhfus. 8°. 49 S.

Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 27, (1917) 18, 273. (Joh. Bolte.)

1414. **Scheidweiler, Dr.** — Die Entstehung und sagengeschichtliche Bedeutung des Seifridsliedes. Neuwied 1914. 8°, 42 S. (Wissenschaftl. Beilage zum 37. Jahresberichte des Königl. Gymnasiums.)

Vgl. Anzeiger für d. Altertum 57 (1917), 127—38 (G. Baesecke).

1415. **Christ, K.** — Beziehungen der Nibelungen zu Rhein und Odenwald. In Mannheimer Geschichtsblätter 15 (1914), S. 79—91.

1416. **Heusler, Andreas.** — Die Heldenrollen im Burgundenuntergang. In Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften 1914, XLVII, S. 1114—43. Auch separat, 4°. 30 S.

1417. **Meyer, Richard M.** — Kürenberges wise. In Zeitschrift für deutsches Altertum 55, S. 337—48.

1418. **Wolkan, R.** — Trienter Bruchstück des Nibelungenliedes. In Paul und Braune, Beiträge 39, S. 221—24.

Zwei Pergamentblätter des 14. Jahrh., Bartsch 2556—79. „Das Bruchstück stimmt in allen Lesarten mit der aus Tirol stammenden Hs. J und deren Abschrift h überein, dürfte also wohl in Tirol selbst niedergeschrieben worden sein."

1419. **Janko, J.** — Nová badáni o hlavních zjevech starši literatury némecké, III. (Neue Forschungen über die Haupterscheinungen der älteren deutschen Literatur.) In Časopis pro moderní filologii.

Bericht über Arbeiten über das Nibelungenlied und die Klage.

1915.

1420. **Leitzmann, Prof. Dr. Albert.** — Briefe an Karl Lachmann aus den Jahren 1840—50, herausgegeben und erläutert. Berlin 1915. 4°. 108 S. (Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse, Jhrg. 1915, Nr. 1.)

Anm. 5 und 8: Lachmann schlägt die nochmalige Benutzung der Hss. J und h ab.

Digitized by Google

1421. **Teubner, Curt.** — Die Edgarsage und ihr Verhältnis zur Ermenrich- und Tristansage. Diss. Halle 1915. 8°. X und 90 S.

1422. **Vollmer,** Realschuldirektor **Prof. Lic. Hans.** — Das Nibelungenlied, erläutert und gewürdigt, mit einem Ueberblick über die Sage und die neuere Nibelungendichtung. Vierte neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig 1915, H. Bredt. 8°. XII und 212 S. (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt, für höhere Lehranstalten 10.)

1423. **Jellinek, M. H.** — Zu Kudrun. In Paul und Braune, Beiträge 41, Halle 1915, S. 446—67.

1424. **Matthias, Dr. Walther.** — Zur Deutung des Namens der Nibelungen. In Germanisch-Romanische Monatsschrift VII (1915), S. 333—36 (Heft 6).

1425. **Reukauf-Mahn,** Bilder zur Nibelungensage. Serie I, 6 Blatt. Stuttgart, K. Havlik.

1916.

1426. **Wilhelm, Friedrich.** — Nibelungenstudien I. Ueber die Fassungen B und C des Nibelungenliedes und der Klage, ihre Verfasser und Abfassungszeit. München 1916, Callwey. (= Münchener Archiv 7.)

Lied B für Wolfger von Ellenbrechtskirchen Bischof von Passau zwischen 1191 und 1204 hergestellt (S. 9), und zwar von einem Oesterreicher. Klage B von einem herzoglichen Bayern abgefaßt, der nach der Erwerbung der Rheinpfalz durch Ludwig I., den Kelheimer, also nach 1214, schrieb (S. 10—12). Lied C fällt ebenfalls nach 1214 (S. 14), aber vor 1250 (S. 18). Strophe 1467 von Parz. 420f. beeinflußt, nicht umgekehrt. Der Bearbeiter von C stand in Wittelsbach'schen Diensten zwischen 1226 und 1228.

1427. **Christ, K.** — Beziehungen der Nibelungen zu den Donaulanden. In Mannheimer Geschichtsblätter 16, Nr. 1—2.

1917.

1428. **Jiriczek, Otto L.** — Seifriedsburg und Seyfriedsage. Eine Sagenstudie in Archiv und Gelände. In Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg Band LIX. Auch separat Würzburg 1917, Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G. 8°. 76 S.

Vgl. Anzeiger f. d. A. XXXVIII, S. 169f. (Edw. Schröder).

1429. **Polak, Leon.** — Untersuchungen über die Sage vom Burgundenuntergang. II. Sagengeschichtlicher Teil. In Zeitschrift für deutsches Altertum 55, S. 445—502. 4. Heft.

Schon 1914 geschrieben. Siehe auch Nr. 1402.

1430. **Trautmann, Hans.** — Das visuelle und akustische Moment im mittelhochdeutschen Volksepos. Diss. Göttingen 1907. 8°. VIII u. 123 S.

Digitized by Google

1431. **Aschner, S.** — Zur Charakteristik des Nibelungenliedes. In Zeitschrift für den deutschen Unterricht 31 (1917), Heft 6.

1432. **Bohnenberger, Karl.** — Nibelungenstätten. In Paul und Braune, Beiträge 42, S. 516—38 (Heft 3).

1. Passau. — 2. Der Donauübergang. — 3. Lorch. — 4. Traismauer oder Zeiselmauer? — 5. Lorsch. — 6. Soest.

1433. **Koch, O.** — Die Nibelungensage in ihren verschiedenen Fassungen und Bearbeitungen als Lesestoff des Deutschen. In Zeitschrift für den deutschen Unterricht 31 (1917), Heft 2.

1434. **Pestalozzi, Rudolf.** — Die Nibelungias. In Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 20. Jahrg., Leipzig 1917. 39. und 40. Bandes 3. Heft, S. 190ff.

1435. **Petsch, Robert.** — Noch einmal: Die Nibelungensage als Lesestoff des Deutschen. In Zeitschrift für den deutschen Unterricht 31, Heft 3/4.

1436. **Singer, Samuel** (Bern). — Brünhild. In Paul und Braune, Beiträge 42, S. 538—44.

Brünhild = Brunechildis.

1437. **Schütte, Gudmund.** — Nibelungsagnet. In Edda. Nordisk Tidsskrift for Litteraturforskning 1917, 2.

1918.

1438. **de Boor, Helmut.** — Die Färöischen Lieder des Nibelungenzyklus. Heidelberg 1918 (Winter). 8°. VII u. 214 S. (Germanische Bibliothek, hrsg. von Wilh. Streitberg, 2. Abtlg., Untersuchungen und Texte, 12. Bd.)

1439. **Patzig, H.** — Dietrich von Bern und sein Sagenkreis. Dortmund 1918, Ruhfus. 8°. 76 S.

1440. **Sprater, F. und A. Becker.** — Der Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim.

Vgl. Wochenschrift für klass. Philologie 35, 29/30. (P. Goeßler.)

1441. **Becker, A.** — Der „Brunholdisstuhl" bei Bad Dürkheim. III. Der Brunholdisstuhl als Kultstätte. In Pfälzisches Museum 34, 7—9.

1442. **Behaghel, Prof. Dr. Otto.** — Sifrit, der Sohn des Sigmunt und der Sigelinde. In Paul und Braune, Beiträge 43, 1.

1443. **Golther, Wolfgang.** — Sigmunds Schwert. In Bayreuther Blätter 41, 1—3.

1444. **Meissner, Rudolf.** — Iringes Weg. In Zeitschrift für deutsches Altertum 56, S. 77—98.

Digitized by Google

1445. **Rothbarth, Dr. Margarete.** — Volkskunde und Nibelungenlied. (Unter besonderer Berücksichtigung der Kinder- und Hausmärchen.) In Zeitschrift für den deutschen Unterricht 32, S. 266—76 (7. u. 8. Heft.)

Mit Literatur.

1446. **Scheidweiler.** — Die Entstehung und sagengeschichtliche Bedeutung des Seifridsliedes. In Zeitschrift für deutsches Altertum 55, 4.

1447. **Schiffmann, K.** — Geschichtliches zum Nibelungenlied, Str. 1295ff. In Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung XXXVIII.

1448. **Schwentner, E.** — Zu Sigrdrifumol 1, 2. In Paul und Braune, Beiträge 43, 2.

1919.

1449. **Heusler, Andreas.** — Das Nibelungenlied und die Epenfrage. In Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 13, Heft 2 (November/Dezember 1918), S. 97—114, und Heft 3 (Januar 1919), S. 225—40.

Fünf über die Menge aufragende, wenngleich namenlos gebliebene Meister: zwei fränkische Urdichter, die Schöpfer der beiden stabreimenden Lieder von Siegfried-Brünhild und vom Burgundenfall (S. 276). Nach 1200 die Jagd, das Vorspiel zum Morde, Kriemhilds Begegnung mit Siegfrieds Leiche (S. 237). Um 1160 der ältere österreichische Dichter: Rüdeger und Volker, die Donauweiber, nächtliche Schildwacht, Irings und Rüdegers Tod; vierzeilige Strophe? (S. 238). Inhalt und Form werden den Ansprüchen der Zeit gerecht gemacht, Dankwart, Wolfhart, wie er niht gen ir ûfstuont usw. (S. 238—39). Der Nibelungendichter vereinigte die Siegfried-Brünhildgeschichte mit der Nibelungennot zu einem Ganzen: „daz buoch Kriemhilden."

1450. **Schröder, Edward.** — Burgonden. In Zeitschrift für deutsches Altertum, 56. Bd., S. 240—46.

Ueber Sivrit, Sigmunt, im Anschluß an Behaghel (Beitr. 43, 156). Dann über die Schreibung des Namens Burgunden in Nibelungenlied, Klage, Biterolf, Walther und Hildegund. Der Nibelungendichter schrieb sicher Burgonden (S. 245), was nicht aus Erscheinungen des obd. Vokalismus erklärbar ist. Die Form mit o, selten bei den älteren lat. Autoren (Plinius, Gregor usw.), fehlt ganz auf deutschem Boden, wo aber Schreibungen mit e vorkommen. Erst in jüngeren Formen erscheint auch o, sonst nur im Nibelungenliede. „Der Eigenwille eines Autors hatte diese für jedes oberdeutsche Ohr fremdartig klingende Form in unserem Liede und damit in einem ganzen Literaturkreise festwerden lassen." „Der Name hatte in Laut und Betonung etwas exotisches." Es könnte die Form Burgonden sowohl auf die nordwestdeutschen Mundarten wie auch auf den Sprachgebrauch französischer Historiker zurückgeführt werden, auf jeden Fall ist sie eine literarische Form. Für Roethe's These ist sie nicht zu brauchen.

Digitized by Google

Autorenregister.

Anonym 1123.
Aschner, S. 1431.

Becker, A. 1440, 1441.
Behaghel, Otto 1442.
Beneke, A. 1335, 1362.
Bernhofer, Ignaz 1103a.
Bernhöft, Elisabeth 1354.
Boer, R. C. 1336, 1340, 1355, 1389.
Bohn, Fr. 1339.
Bohnenberger, Karl 1432.
de Boor, Helmut 1438.
Braune, Wilhelm 1365.
Breslau, H. 1363.
Brettschneider, Hans 1315a.
Brockstedt, G. 1381, 1390.
Bruins, J. R. 1408.
Brunner, K. 1153a.
Bugge, Sophus 1341.

Christ, K. 1415, 1427.
Collijn, Isak 1364.
Commenda, Hans 1033a.
Corves, Carl 1342, 1366.

Droege, K. 1343, 1367.

Ernst, Paul 1352.

Firmery, J. 1353.
Fischer, Hermann 1410.
Fledelius, Chr. 1397.
Freybe, G. 1368.
Friedensburg, F. 1076a.
Friese, Hans 1411a.

Getzuhn, Kurt 1411.
Golther, Wolfgang 1005b, 1337, 1369, 1375, 1380a, 1391, 1443.
Grimm, Wilhelm 348a.
Grohmann, A. 1357.

Haupt, Waldemar 1411b.
Helbing, Robert 1376, 1392.
von der Hellen, Ida 1399a.
Herrmann, P. 1358.
Heusler, Andreas 1344, 1370, 1416, 1449.
Hibbard, Laura A. 1388.
Hildebrand, Rudolf 1028a.
Holz, Georg 1412.

Janko, J. 1419.
Jellinek, M. H. 1423.
Jiriczek, Otto L. 1428.

Kampf, Heinrich 1324.
Karpeles, Gustav 1286a.
Kluckholm, Paul 1371.
Koch, O. 1433.
Körner, Joseph 1377.
Krause, Arthur 1400.

Leitzmann, Albert 1420.
Lindemann, Theodor 1401.
Linz, K. 1378.
Löhnert, Fritz 1374.
Loewer, C. 1382.

Matthias, Walther 1424.
Meißner, Rudolf 1444.
Meyer, Richard M. 1417.
Morgan, B. Q. 1383.
von Muth, Richard 795a.

Neckel, G. 1345.
Nöthe, H. 1372.

Patzig, H. 1413, 1439.
Petsch, Robert 1435.
Pfaff, F. 1005a.
Plenio, Curt 1346, 1384.
Polack, F. 1178a.
Polak, Leon 1359, 1402, 1429.
van Poppel, G. 1395, 1396, 1403, 1409.
Pestalozzi, Rudolf 1373, 1434.

Quast, L. 1201a.

Reinicke, M. 1107a.
Reykauf-Mahn 1425.
Riesenfeld, Paul 1393.
Ritter, Albert 1395a.
Roemer, Erich 1394.

Digitized by Google

Roethe, Gustav 1347, 1548.
Roquette, Otto 474a.
Rothbart, Margarete 1445.

Sachs, Hans 840a.
Scheffel, Joseph Viktor 392a.
Scheidweiler, Dr. 1414, 1443.
Schiffmann, K. 1447.
Schmidt, A. 1079a.
Schmidt, Hermann 1404.
Schneider, Hermann 1405.
Schneiderwirth, P. M. 1385.
Schröder, Edward 1450.
Schütte, Gudmund 1437.
Schwentner, E. 1448.
Singer, Samuel 1436.
Spaun, Anton Ritter von 241a, 271a.
Sprater, F. 1440.
Staude, Richard 1379.
Stricker, Eugen 1349.
Strobl, J. 1380.
Stuhrmann, J. 1360.
Sturm, August 1255a.

Teubner, Curt 1421.
Timmermann, F. 1386.
Trautmann, Hans 1430.

Uhland, Ludwig 1354.

Vancsa, M. 1350.
Vignola, Bruno 1398.
Vogt, Friedrich 1387, 1406.
Volkers, J. 1356.
Vollmer, Hans 1422.
Voretzsch, K. 1351.

Wacker, K. 1353.
Walheim, Alfred 1407.
Wallner, Anton 1318a.
Way, Arthur S. 1399.
Wesendonck, Mathilde 682a.
Wilhelm, Friedrich 1426.
Wolfart, K. 1358.
Wolfram, E. 1361.
Wolkan, R. 1418.
Wunderlich, Hermann 1079b.

Zallinger, 1180a.
Zarncke, Friedrich 793b.

Digitized by Google

Zeitschriften-Register.

Aar, Der 1403.
Abhandlungen der kgl. pr. Akademie der Wiss. Berlin 348a, 1420.
Alemannia 1153a (26).
Anzeiger f. dtsch. Altertum 1363 (34).
Arbeiten, Germanistische, 1411 (2).
Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 1428 (LIX).

Bayreuther Blätter 1339, 1443.
Beiträge (Paul und Braune's) 1340 (34), 1341 (35), 1365 (36), 1383 (37). 1418 (39), 1423 (40), 1432, 1436 (42), 1442, 1448 (43).
Brosamen, Pädagogische, 1178a.

Časopis pro moderní filologii 1419.
Christentum, Deutsches 1368.

Echo, Das literarische, 1369.
Edda. Nordisk Tidsskrift for Litteraturforskning 1437.

Festschrift der Universität Marburg für die Philologenversammlung 1913, 1406.

Germania, Beilage, 1395.
Geschichtsblätter, Mannheimer, 1415, 1427.

Hans Sachs-Forschungen 1079b.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik 1434.
Preußische Jahrbücher 1079a.

Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen 1382.
Leipziger Zeitung, wissenschaftliche Beilage 1107a.
Leogesellschaft Wien, Jahrbuch 1180a.

Westfälisches Magazin 1362.
Mitteilungen der schles. Gesellschaft für Volkskunde 1387.
Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung 1447.
Modern Language Notes 1388.
Monatsblatt des Vereins f. Landeskunde in Niederösterreich 1350.
Monatsschrift für deutsche Beamte 1076a.
Germanisch-Romanische Monatsschr. 1345, 1381, 1424.
Internationale Monatsschrift für Wissensch., Kunst und Technik 1449.
Museal-Blatt Linz 241a.
Pfälzisches Museum 1441.

De Navorscher 1408.
Niedersachsen 1386.

Palaestra 1411a, 1411b.

Sitzungsberichte der königl. bayrischen Akademie der Wissenschaften 1410.
Sitzungsberichte der preuß. Akademie d. Wissenschaften 1344, 1347, 1416.
Skrifter utgifna af K. Humanistika Vetenskap-Samfundet i Uppsala 1364.

Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 1372.

Dietsche Warande en Belfort 1396, 1409.
Wiener Zeitung 271a.

Die Zeit, Wien 1286a.
Zeitschrift für deutsches Altertum 793a, 793b, 1318a, 1343, 1346, 1348, 1351, 1367, 1370, 1371, 1373, 1384, 1385, 1402, 1404, 1405, 1417, 1429, 1444, 1446, 1450.
Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Freiburg 1005a.
Zeitschrift für deutsche Philologie 1342, 1349, 1366.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1407, 1431, 1433, 1435, 1445.

Digitized by Google

Noten zur Vorgeschichte der deutschen Heldensage.

Die Einleitung (S. 37ff.) beruht natürlich auf von der Hagen, Heldenbuch. Altdeutsche Heldenlieder aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern und der Nibelungen. Leipzig 1855. Vorbericht, welcher Vorbericht auch heute noch wegen seiner außerordentlichen Reichhaltigkeit unentbehrlich ist.

Heldensage und Heldenbuch ... S. 39. Volksepen ... S. 40. Mit dem Worte „Volk" wird ein geradezu gräulicher Mißbrauch getrieben, seitdem Herder mit den „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) den Anlaß dazu gegeben hat. natio, populus, plebs, proles, durchaus Ausdrücke recht verschiedenen Inhalts, erscheinen heute durchweg unter dem Begriffe „Volk", was zu einer nicht mehr zu bändigenden Undeutlichkeit geführt hat, von der namentlich die demagogischen Falschmünzer der öffentlichen Meinung unserer Zeit in schamlosester Weise lukrieren. An der angegebenen Stelle ist mit „Volk" natürlich natio gemeint. Ueber Volkslied vgl. Wilhelm Uhl, Das deutsche Lied, Leipzig 1900, bes. S. 28 und 127. In Winiliod, Leipzig 1908/13, gibt Uhl eine fast überreiche Gliederung des sangbaren Liedes. An beiden Stellen ist mit „Volk" durchaus natio gemeint, wovon populus, der Bürgerstand (mit Adel), Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, und proles die breite Masse der nicht regelmäßig erwerbstätigen, nationalökonomisch umschriebene Unterbegriffe sind. Die misera contribuens plebs umfaßte die volksfremden Zugewanderten, die für den Schutz, den sie erhielten, steuern mußten. Es wäre zu wünschen, daß den absichtlich irreführenden Verdrehungen aller Begriffe, die sich das wüste Demagogentreiben unserer Tage leistet, einmal von kundiger Seite energisch zu Leibe gegangen würde. — Die Definition von Volksepos auf S. 40 ist im Hinblick auf John Meier, Werden und Leben des Volksepos, Halle a. S. 1909, S. 5 gegeben. Meier beginnt hier seine Auseinandersetzung: „Das Volksepos hat als Stoff große und wichtige geschichtliche Ereignisse wie sie sich im Gedächtnis des Volkes erhalten haben." Bald darauf erscheint sogar „die Masse". Auf solche Weise ist keine Klarheit zu gewinnen. Ich habe es daher vorgezogen, zunächst einmal deutlich auszusprechen, was ich unter den angewandten terminis technicis verstanden wissen will. Auf S. 36 tritt Meier gegen Heusler für den Entwickelungsgang Sage > Epos statt Lied > Epos ein. Natürlich ist bei historischen Stoffen die prosaische Form die ursprüngliche Grundlage von Lied (Ballade) und Epos (breite Erzählung in gebundener Form), und es ist gar nicht einzusehen, weshalb die Entwickelung des Epos den Umweg über das Lied gemacht haben soll, wenn das auch wohl (Lurlei von Julius Wolff) vorgekommen sein mag, da beide keineswegs wesensverwandt sind und auf ganz verschiedenen Voraussetzungen beruhen. Auf S. 51 weist Meier die Bezeichnung „Volksepos" für das Nibelungenlied zurück. Aber man weiß auch hier wieder nicht, was er unter „Volk" versteht.

Attila ... war keineswegs eine Reckengestalt ... S. 41. Dagegen spricht in keiner Weise des Priskus bekannte Schilderung. Ein Held

Digitized by Google

ist vor allen Dingen selbst ein Kämpfer. Davon aber weiß uns Priskus nichts zu berichten. Bei ihm ist Attila nichts weiter als der gefürchtete absolute Alleinherrscher. Im Nibelungenliede erscheint dies Verhältnis abgeschwächt, weil wir hier in der Hauptsache mit Germanen zu tun haben, deren Verhältnis zu Attila ganz offenbar ein anderes gewesen sein muß, als das seiner Hunnen zu ihm.

Zeitgenossen Attilas ... S. 42. Zu dem Folgenden vgl. Teutonia 7, S. 201ff., wo ich das hauptsächlichste historische Material eingehend behandelt habe.

Gewerbsmäßige Erzähler ... S. 43. Vgl. Paul's Grundriß², 3, 622 und W. Golther, Die deutsche Dichtung des Ma. S. 6ff.

Shakespeare und Webster ... S. 46. Die Literatur über Shakespeare ist längst unübersehbar, zumal in Deutschland. Ueber die Anfänge des englischen Dramas haben u. a. Ulrici, Shakespeare, 2. Aufl. I, S. 1—100, Friedrich Bodenstedt, Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke, Berlin 1858—60, 3 Bde., Rudolph Genée, Shakespeare's Leben und Werke, Leipzig, S. 13ff., Robert Prölß, Altenglisches Theater, Leipzig, 2 Bde., gehandelt. Webster wird in Deutschland meist unterschätzt. Er ist Shakespeare im ernsten Drama durchaus in jeder Weise ebenbürtig, übertrifft ihn sogar in der Kunst der Konzeption, wie die berühmte Gerichtsscene in der Vittoria Corombona zeigt, und steht ihm nur im Geschmack nach, wobei aber zu beachten ist, daß er bedeutend jünger als Shakespeare war und sicher nur dem Zuge seiner Zeit folgte, wenn er die sich schon bei Shakespeare recht breit machende Roheit vollends brutalisierte. Shakespeare's Größe ruht übrigens nicht sowohl auf dem ernsten Drama, als vielmehr auf dem Märchenspiel. Er ist der unübertroffene Märchendramatiker. Sein Sommernachtstraum[1]), sein Wintermärchen, sein Kaufmann von Venedig, Der

[1]) Der Sommernachtstraum ist eine der bösesten und brutalsten Satiren, die ich kenne. Sie verbirgt ihre Stacheln in den Rosenguirlanden heiterer Elfenszenen, ist darum aber nur um so giftiger. Die eigentliche Handlung dreht sich um die Aufführung einer Tragödie von Pyramus und Thisbe, die zur unmittelbar bevorstehenden Hochzeit des Theseus mit der Hippolyta stattfinden soll. Dies, keineswegs aber die Geschichte der beiden Liebespaare, ist der eigentliche Stamm des Stückes, um den sich alles andere wie Blatt- und Rankenwerk windet. Die Aufführung der Tragödie findet dann im fünften Akte statt. Geradezu vernichtend ist das Urteil, daß Shakespeare diesem Produkte und seinen Darstellern voranschickt. „Männer, hart von Faust, die in Athen hier ein Gewerbe treiben, die nie den Geist zur Arbeit noch geübt," sind die Spieler: „kein Wort ist recht im ganzen Stück, kein Spieler weiß Bescheid." Hippolyta möchte nicht gern „Armseligkeit bedrückt, Ergebenheit im Dienst erliegen" sehn. Unnötige Sorge! Die Squenz, Zettel und Genossen sind gegen solche Gefühlsanwandlungen gefeit. Die Verse, in die Shakespeare Prolog und Stück dieser Gesellen bringt, suchen an bodenloser Niederträchtigkeit der Satire ihres gleichen. „Dies ist das einfältigste Zeug, was ich jemals hörte," läßt er Hippolyta urteilen, und den Theseus den wie blutiger Hohn klingenden Trumpf darauf setzen: „Wenn wir uns nichts schlechteres von ihnen einbilden, als sie selbst, so mögen sie für vortreffliche Leute gelten." Das ist der Kern der Sache, der Punkt, auf den es ankommt. Diese biederen Handwerksmeister bilden sich ein, in derselben Weise geistig tätig sein zu können, wie die kulturell hoch entwickelten Aristokraten. Daher sind sie voll durchdrungen von der Wichtigkeit und Bedeutung ihrer Persönlichkeit, so voll und ganz wie — —, aber wir leben ja im Jahre 1919, und die Peter Squenz, Klaus Zettel und

Digitized by Google

Widerspenstigen Zähmung, Der Sturm, sind reine Märchen und nur von diesem Standpunkte aus gerechtfertigt. Aber gerade darin besteht die große Kunst des Dichters, daß er uns durch die grenzenlose Naivität der Darstellung so völlig über das Märchenhafte der Vorgänge hinwegzhebt, daß wir wie Kinder an die Wirklichkeit seiner Gebilde glauben. Ob diese Vorliebe für das Märchenhafte ein Zeichen keltischer Herkunft ist? Shakespeare's Name wenigstens ist nur aus dem Keltischen befriedigend zu erklären und das Märchen ist wohl die bei den Kelten anscheinend beliebteste Literaturgartung zu allen Zeiten gewesen. Leider fehlt der märchenhafte Zug auch Shakespeare's ernsten Dramen nicht. Der nur im Märchen mögliche Eigensinn Lears, die Verkleidungskünste des Grafen Kent, die ganz unglaubhaft sind, die Hexenscenen im Macbeth, der phantastische Aberglaube Otellos und die ebenso phantastische Liebe der Desdemona, die Voraussetzungen des Hamletdramas, die schwer zu fassen sind, sind solche Märchenelemente. Dazu kommt die Naivität der Charakteristik, die es gestattet, daß sich die einzelnen Gestalten selbst als das vorstellen, was sie sein wollen (Richard III., Kent im Lear, Macbeth, Jagow), wie die mittelalterlichen Holzschneider ihren Gestalten lange Bänder aus dem Munde hängen ließen, auf denen sie sich selbst charakterisierten. Wo Shakespeare ins rein historische geht, wird er banal. Sein Humor in Heinrich IV. (Falstaff) wirkt fast rein durch seine echt englisch rohe Frechheit, statt durch Geist, Witz, Laune und Gemüt. Shakespeare ist kein Erzieher für Deutschland, das sollte man nie vergessen.

Schiller und Goethe ... S. 47. Schiller ist der Meister des ernsten Dramas, der Tragödie, worin ihm kein anderer Dramatiker gleichkommt. In der Konzeption, im Dialog und in der Auswahl der Szenen wird er weder von Shakespeare noch selbst von Webster, der ihm im Pathos nahesteht, erreicht. Kunstwerke wie den Wallenstein und Tell hervorzubringen wäre weder dem einen noch dem andern gelungen. Man hat finden wollen, daß Schiller weniger tief charakterisiere. Das ist Einbildung. Er schildert andere Zeiten und lebte selbst in einer anderen Zeit, in der die Gegensätze durch die fortgeschrittene Kultur zweier Jahrhunderte ausgeglichener geworden waren und daher weniger stark hervortraten. — Gegenüber Schiller muß Goethe als Dramatiker durchaus zurücktreten. Goethes dramatische Begabung war nicht groß, seine Bedeutung als Dichter beruht, wie schon Grabbe richtig erkannte, auf seiner Liederdichtung. Hier ist er einzig und unerreicht ge-

---

Genossen stehen ja nicht fern, wenn sie auch nicht gerade Zimmermann, Weber, Bälgen- und Kesselflicker sind; über dem „Globus" weht die ominöse Fahne, und drinnen, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, agieren sie friedlich schiedlich, um der Kulturwelt ihre Künste zu offenbaren. — Zur besonderen Zielscheibe seiner satirischen Pfeile hat sich Shakespeare den ehrgeizigen Weber Klaus Zettel genommen. Drei Rollen möchte er spielen, dieser großschnäuzige, kenntnisloseste, mehr als selbstbewußte, nie in Verlegenheit zu bringende Bramarbas, eine Erscheinung, die uns heute ebenfalls nicht fehlt. Um ihn noch besonders zu treffen, läßt ihm Shakespeare von dem Spuckgeist Droll einen Eselskopf auf die Schultern setzen (der dem modernen Klaus Zettel bekanntlich auch nicht fehlt) und bringt ihn dann mit der Geisterkönigin Titania zusammen. Sie schenkt dem rohen Burschen ihre Gunst. aber dem sind zwei Bündel frisches Heu lieber. Und so wendet sich denn Titania, als der Zauber weicht, der sie zu ihm zwang, kurz von ihm ab. In der Tat, zwischen diesen beiden Sphären ist keine Gemeinschaft möglich. Aber das Haus des Thesens und die beiden Liebespaare segnen die gütigen Elfen.

Digitized by Google

blieben. Sein Faust wird vielfach überschätzt. Vom dramatischen Standpunkte aus ist er keineswegs hervorragend. Hier und da empfindet man sogar fast fremden Einfluß. Aber der Faust ist die letzte große Renaissance-Dichtung, ein Mysterium wie Dantes Komödie, und bringt diese Richtung zur höchsten poetischen Blüte, aber auch zum Abschluß. Hierauf beruht seine historische Bedeutung. Das Verhältnis Shakespeares, Goethes und Schillers auf dramatischem Gebiete zueinander hat neuerdings Richard M. Meyer in seinem Buche „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" (Berlin 1912, S. 116) nach der Art, wie jeder von ihnen das „Volk" darstellt, so gekennzeichnet: „Bei Shakespeare ist das Volk wenig mehr als ein Clown, in Goethes „Egmont" ein liebenswürdiger Narr — bei Schiller eine ernste, ja große Persönlichkeit." Diese Bemerkung hat auf den ersten Blick etwas Einleuchtendes, Bestechendes, sie trifft aber nicht den Kern, weil jeder von den drei Dichtern unter dem Begriff „Volk" etwas anderes subsummiert. Shakespeare, dessen Dramen ausschließlich in aristokratischen Kreisen vor sich gehen, kennt unter dem Begriff „Volk" nur die Straße, den Pöbel, den er gründlich verachtet und verhöhnt (in Heinrich VIII., im Coriolan, im zweiten Teil von Heinrich VI. in Jack Cade, dem englischen Philipp Scheidemann, der ebenso affektiert anmaßend und dumm ist wie dieser, usw.). Goethe stellt den „Spießer" dar, den ehrsamen, auf seine Gerechtsame eifersüchtigen biederen Spießbürger von mittelmäßigen Fähigkeiten und ebensolcher Kultur, wie er ihn in Frankfurt, Straßburg und Weimar kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Anders Schiller im Tell. Was hier ratet und tatet, sind hochentwickelte Kulturmenschen von starken Fähigkeiten und stolzem Selbstgefühl, geboren zu herrschen und sich zu beherrschen, ἄριστοι im edelsten Sinne des Wortes, ob sie sich nun Bürger oder Edelmann nennen, Geistesaristokraten auf jeden Fall, aber bei Leibe kein „Volk", kein Proletariat, gleichviel ob geistiger oder materieller Art. Das „Gemeine" lag unserm Schiller eben weltenfern.

Kampf Hildebrands . . . S. 38. Eine sehr gute Ausgabe des Hildebrandsliedes mit vollständigem Facsimile hat neuerdings Friedrich Kluge veranstaltet (in Deutschkundliche Bücherei, Leipzig 1919, Quelle & Meyer). Kluge hält das Hildebrandlied anscheinend für eine etwas fehlerhaft, aber sonst vollständig überlieferte Ballade. Dagegen scheint aber doch schon der Eingang Ik gihorta dat seggen zu zeugen und man wird Gustav Roethe doch wohl recht geben müssen, wenn er die Ueberlieferung als einen Trümmerhaufen von Poesie und Prosa ansieht. Nimmt man die wunderliche sprachliche Form, die auch Kluge nicht befriedigend aufklärt, hinzu, so habe ich wenigstens die Empfindung, als ob die Vorlage der Ueberlieferung von einem Nichtdeutschen, vielleicht, wofür die Buchstabenformen zu sprechen scheinen (irisches r!) von einem Schottenmönche, der in Niederdeutschland niederdeutsch gelernt und dann in Oberdeutschland gelebt hat, aufgezeichnet worden sei und nichts weiter als ein Referat mit teilweise wörtlicher Wiedergabe von Gehörtem über eine ihm besonders eindrucksvolle Stelle eines rhapsodischen Vortrages in Oberdeutschland irgendwo (vielleicht Oberbayern?) darstelle.

Digitized by Google

Zu den Beigaben.

1. Zu dem Kärtchen auf Seite 15 siehe die Bemerkungen auf Seite 30.

2. Zu König Ermenrichs Ende. Nachbildung von Titel und Schlußseite auf Seite 35 und 36. Der Abdruck des Gedichtes von König Ermenrichs Ende in Teutonia 7II hat in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin (Jahrg. 1910, Heft 3, S. 336—38) eine eingehende und kundige Besprechung erfahren, die mich zu folgenden Nachträgen instand setzt.

Ein Exemplar des Flugblattes befindet sich auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Yf 8061). Zu der Beschreibung ist nachzutragen, daß auf den Titel beide Gedichte, Ermenrich und Junker Baltzer, auf sieben Druckseiten so folgen, daß zwar die Strophen durch Einrücken der ersten Verszeile, nicht aber die Verszeilen abgesetzt sind, auf Seite 2—6 das Ermenrichslied, dann, von Seite 6 unten an, das Baltzerlied, auf dieser Seite davon noch fünf Verse in vier Druckzeilen. Die Anzahl der Zeilen auf der Seite schwankt beim Ermenrichslied zwischen 28 (Seite 6), 29 (Seite 2, 4, 5) und 30 Zeilen (Seite 3). Für die Strophe sind vier bis sieben Zeilen in Anspruch genommen worden, vier Zeilen bei Strophe 12, deren letzte Zeile aber offenbar fälschlich zur folgenden Strophe gezogen ist; fünf Zeilen bei Strophe 7, 11, 15, 18, 19, 20, 24; sechs Zeilen bei Strophe 2, 3, 5, 6, 8, 9, 10, 14, 16, 17, 21, 22, 23, und endlich sieben Zeilen bei Strophe 1 (deren Anfangsinitiale S durch drei Zeilen reicht), bei Strophe 4 und bei Strophe 13, wo eben infolge falscher Strophenteilung fünf Verse zur Strophe gezogen sind.

Goedekes Abdruck weist eine Anzahl Abweichungen von der Vorlage auf; ich lasse sie folgen, indem ich zuerst die Lesart bei Goedeke und dann nach] die des Flugblattes gebe.

Str. 1,1 Franckriken,] das Komma fehlt im Original; Str. 1,4 giff] gyff; Str. 2,2 vnderdæn] vnderdân; Str. 5,2 yær] yâr; Str. 6,4 op] vp; Str. 7,4 stünden] stünden; Str. 8,1 Freysack] Freisack; Str. 9,1 Tohandt] Tohant; Str. 13 læn, gedæn, hæn] lân, gedân, hân; Str. 14,3 affbinden] aff binden; Str. 16,1 gudt] gudt. (Der Punkt fehlt bei Goedeke.); Str. 16,3 synem] synen; Str. 17,1 yngeste] yungeste; Str. 18,1 Darnegest] Darnegst; Str. 22,2 Sünder] Stinder; Str. 23,4 veerdehalff] verdehalff; ebenda vorwundt] vorwuudt.

Das Flugblatt, das vom Buchbinder stark beschnitten ist, sodaß auf der vorletzten Seite die unterste Zeile nur noch zur Hälfte erhalten ist, hat heute noch eine Seitengröße von 14 cm in der Höhe und 9 cm in der Breite. Die Höhe der bedruckten Fläche ist bei 29 Zeilen 13,4 cm, die Breite der Druckzeile 8 cm. Bei dem Titel schneidet der Rand des Papiers mit dem Rande des Bildes unten ab, der Rand neben dem Bilde beträgt links etwa 12 mm, rechts etwa 13 mm.

3. Zu den beiden Schrifttafeln. Von den beiden Schrifttafeln bringt die erste (nach Seite 66) die Schriftreste des verlorenen Blattes auf dem Deckel der Mainzer Inkunabel in Spiegelschrift und damit das, was davon noch übrig ist, in bequem lesbarer Form. Auf der Tafel sind einige Buchstaben mehr erkennbar, als auf der sonst auch gut gelungenen Photographie der Königlichen Bibliothek zu Berlin, nach der die Transskription auf Seite 66 erfolgt ist. Ich sehe davon ab, weiter darauf einzugehen. — Die zweite Tafel (am Schluß des Heftes) bringt neben der ersten Spalte der Handschrift K in Berlin, Ms. germ fol. 814, die L. 1354—1364,1 enthält, die Vorderseite des Dülmer Fragmentes (Transskription auf Seite 60 f.), und zwar so danebengestellt, daß sich seine ursprüngliche Stellung im vollständigen Blatte leicht erkennen läßt.

Digitized by Google

Berichtigungen und Nachträge.

Zu Teutonia 7 I.

Seite 162, Z. 14 v. o. Die Angabe, daß die Handschrift C zweigeſ
geschrieben sei, ist falsch. Die Handschrift ist, auch in der
ungespalten geschrieben.

„ 168, Z. 5 v. u. lies: Ditz buch sæt nv von der frawen werdikei

Zu Teutonia 7 II.

Seite 61, Z. 7 v. o. Die Besprechung meines Buches in den „Mitteilun
rührt von Dr. Elvira Severs in Innsbruck her.

„ 74. Zu König Ermenrichs Ende. Eine vortreffliche Darſte
eines Mordtaten-Erzählers brachte B. Haldy in Gelnhausen (
Nassau) in Nr. 47 der Zeitbilder der Deutschen Zeitung
21. Sept. 1919. Nach freundlicher Mitteilung des Autors be
die Darstellung auf einem Stich von Christian Wilhelm
Dietrich, der von 1712 bis 1774 lebte und am 24. April
als Museumsdirektor in Dresden starb.

Zum vorliegenden Hefte.

Seite 39, Z. 11 v. o. statt verursucht lies: verursacht.

„ 50, Z. 19 v. o. statt Sidfrid ließ: Sigfrid.

„ 52, Z. 5 v. u. statt widerum lies: wiederum.

„ 68, Z. 11 v. o. statt 683 lies: 663.

„ 70, Z. 3. 4 der Tabelle. Hier sind die Angaben bei J mehr (330a
und 330c) und die Bemerkungen dazu beim Umbrechen des Sat
an die falsche Stelle geraten. Sie gehören natürlich zu B 330.

„ 76, Z. 18 v. u. Hier ist zu 1583 die Angabe in J fehlt, also 158
zu streichen. Die danebenstehende Bemerkung muß dann lauten
in Hd folgen 1584a—c, und dann erst 1584 und 1585.

„ 85, Z. 14 v. o. statt Ueberlieferung lies: Ueberlieferungen.

„ 89, Z. 15 v. u. statt wie die Gudrun lies: wie es die Gudrun ist.

„ 135, Z. 2 v. u. lies: b) „zweite usw.

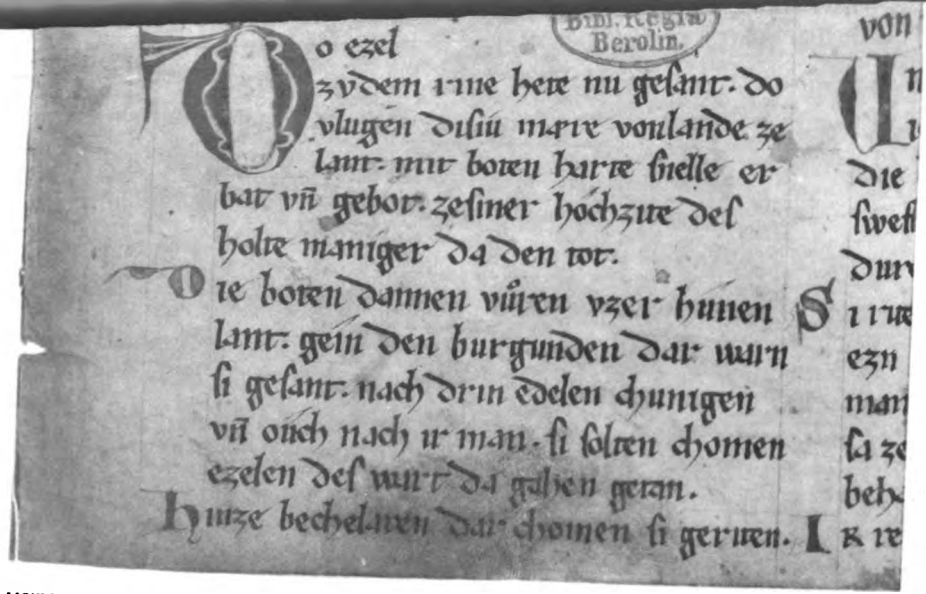
„ 152, Z. 3 v. u. lies: Begründung.

„ 168, Z. 3 v. u. im Text ist hinter v. 74 der Doppelpunkt zu streiche

„ 186, Nr. 1348, Z. 3 lies: Akademie-Vortrage.

„ 190, Z. 6 v. o. lies: Literatur.

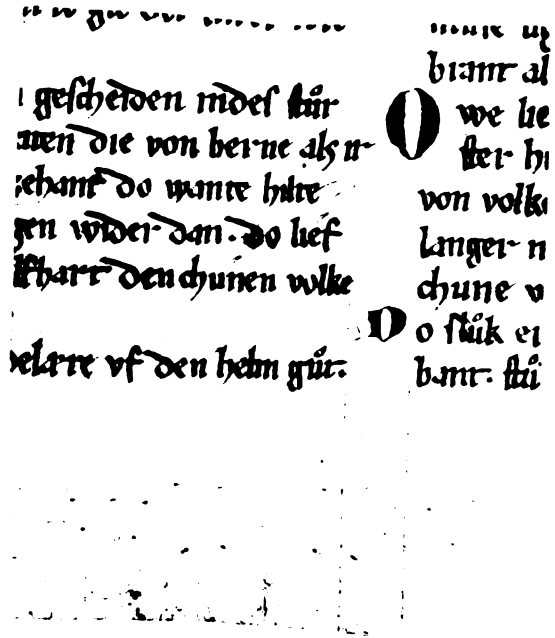
Digitized by Google



LICHTDRUCK VON ALBERT FRISCH, BERLIN W.

Nibelungen-Handschrift K.

Königliche Bibliothek in Berlin. Ms. germ. fol. 814. Erste Spalte.
(Original-Größe.)



Das Dülmer Nibelungen-Bruchstück.

Herzoglich von Croy'sche Generalverwaltung in Dülmen. Vorderseite. (Original-Größe.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Von der Sammlung „Teutonia“ sind erschienen (ferner):

9. **Elisabet Haaks**, Schulvorsteherin in Hildesheim:

Die Naturbetrachtung bei den mittelhochdeutschen Lyrikern.

VIII, 88 S. gr. 8°. 1908. Preis: M. 2,—.

---

10. Dr. phil. **Emil Karl Blümml**, Wien:

Zwei Leipziger Liederhandschriften des 17. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Kenntnis des deutschen Volks- und Studentenliedes.

XXIII, 117 S. gr. 8°. 1910. Preis: M. 3,50.

---

11. Dr. phil. **Otmar Schißel von Fleschenberg**, Innsbruck:

Das Adjektiv als Epitheton im Liebeslide des zwölften Jahrhunderts.

XV, 144 S. gr. 8°. 1908. Preis: M. 3,50.

---

12. Dr. phil. **Rudolf Pestalozzi**, Privatdozent an der Universität Zürich:

Syntaktische Beiträge.

VI, 80 S. gr. 8°. 1909. Preis: M. 3,—.

---

13. Dr. phil. **Friedrich Weidling**, Progymnasialdirektor in Schlawe (Pommern):

Schaidenreissers Odyssea.

Augsburg 1537. — Neudruck.

Mit achtzehn Abbildungen.

XXXIII, 242 S. gr. 8°. 1911. Preis: M. 5,—; geb. M. 6,—.

---

14. Dr. phil. **Fritz Mittelmann**, Stettin:

Albert Emil Brachvogel und seine Dramen.

XVIII, 209 S. gr. 8°. Mit einem Portrait und zwei Faksimiles. 1910. Preis: M. 5,—; geb. M. 6,—.

---

15. Professor Dr. **J. M. Prem**, Innsbruck, und Privatdozent Dr. **O. Schißel v. Fleschenberg**, Innsbruck:

Tirolische Analekten.

VII, 115 S. gr. 8°. 1915. Preis: M. 3,—.

---

16. Dr. phil. **Jacob Kelemina**, Gymnasiallehrer in Wien:

Untersuchungen zur Tristansage.

IX, 82 S. gr. 8°. 1910. Preis: M. 3,—.

---

17. Dr. phil. **Max Ortner** und **Theodor Abeling**:

Zu den Nibelungen.

VIII, 204 S. gr. 8°. 1920. Mit einem Kärtchen und fünf Facsimiles im Text und auf zwei Tafeln. Preis: M. 10,—.

Digitized by Google

DOES NOT CIRCULATE

Von der Sammlung „Teutonia“ sind erschienen (ferner):

18. Dr. phil. **Erich Gülzow**, Greifswald:

Zur Stilkunde der Krone Heinrichs von dem Türlin.

XXIV, 248 S. gr. 8°. 1914. Preis: M. 6,—.

19. Dr. phil. **Hans Sints**, Kiel:

Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen.

XIV, 313 S. gr. 8°. 1911. Preis: M. 8,—; geb. M. 9,—.

20. Dr. phil. **Georg Gloege**, Berlin:

Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ als Ausdruck seiner Persönlichkeit.

Eine ästhetisch-psychologische Stiluntersuchung.

XVII, 188 S. gr. 8°. 1911. Preis: M. 4,—; geb. M. 5,—.

21. Prof Dr. **Leo Landau**, London:

Hebrew-German Romances and Tales and their relation to the Romantic Literature of the Middle Ages. Part I: Arthurian Legends.

Mit vier Faksimiles.

LXXXVI, 254 S. gr. 8°. 1912. Preis: M. 6,—; geb. M. 7,50.

22. Dr. phil. **Minna Jacobsohn**, Zürich:

Die Farben in der mittelhochdeutschen Dichtung der Blütezeit.

VI, 177 S. gr. 8°. 1915. Preis: M. 4,—.

23. Dr. phil. **Walter Eiermann**, Kiel:

Gellerts Briefstil.

XI, 153 S. gr. 8°. 1912. Preis: M. 3,50; geb. M. 4,50.

24. Dr. phil. **Louis Hahn**, Halle a. S.:

Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Ostfriesland.

XX, 256 S. gr. 8°. 1912. Preis: M. 6,—.

25. Dr. phil. **Georg Büttner**, Leipzig-Stötteritz:

Robert Prutz.

Ein Beitrag zu seinem Leben und Schaffen von 1816—1842.

VIII, 184 S. gr. 8°. 1915. Preis: M. 4,—; geb. M. 5,—.

Der Teurungszuschlag für 1920 beträgt 50 vom Hundert. Hierzu kommt der übliche Sortimentszuschlag. Einbände freibleibend.

Druck von Julius Abel in Greifswald.

Digitized by Google

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros. Inc.
Stockton, Calif.
To avoid
or bef
APR 18 19

Digitized by Google

Digitized by Google